Zeitschrift
für Schweizerische Kirchengeschichte

Revue d'Histoire Ecclésiastique Suisse

Herausgegeben von der
Arbeitsgemeinschaft katholischer Historiker der Schweiz

REDAKTION:

OSKAR VASELLA
Professor an der Universität Freiburg

LOUIS WAEBER
Vicaire général du diocèse de
Lausanne, Genève et Fribourg

OTHMAR PERLER
Professor an der Universität Freiburg

XL. JAHRGANG HEFT IV — 1946 — XLe ANNÉE FASC. IV

ERSCHEINT VIERMAL JÄHRLICH — PARAIT QUATRE FOIS PAR AN

VERLAG JOSEF VON MATT · STANS

Digitized by the Internet Archive
in 2025

https://archive.org/details/schweizerische-zeitschrift-fur-religions-und-kultur_1946_40

INHALTSVERZEICHNIS — SOMMAIRE

XL. Jahrgang — XL[e] Année

1946

Aufsätze — Articles de fond

Chèvre, A : La première visite ad Limina des évêques de Bâle après le Concile de Trente 82–100

Henggeler, P. R. : Die Einsiedler Engelweihe 1–30

Meyer-Marthaler, E. u. B. : Untersuchungen zum Tellotestament 161–189

Müller, P. I. : Die Einführung der Bruderschaft der Mater Misericordiae in Disentis, 1804-1824 42–60

Perler, O. : Dom Germain Morin 31–41

Spahr, P. K. : Eine seltsame Formung des Exordium Parvum 101–118

von den Steinen, W. : Die Anfänge der Sequenzendichtung 190–212, 241–268

de Zeininger, H. C. : L'Ordre de St-Jean et la Suisse 213–234, 269–310

Zumbühl, P. A. : Die Rosenkranzbruderschaft im Kloster auf der Au bei Steinen und Maria-Einsiedeln 119–126

Kleine Beiträge — Mélanges

Frauenfelder, R. : Bericht über die Wahl des letzten Abtes des Benediktinerklosters Allerheiligen zu Schaffhausen vom 4. September 1501. 127–132

Henggeler, P. R. : Die Constitutiones Einsidlenses 133–136

Müller, P. I. : Barocke Hymnen auf die hll. Placidus und Sigisbert. 235–240

Müller, P. I. : Eine staatskirchliche Urkunde der Cadi von 1477 311–314

Reinhard, E. : Die Schweizer Ausgabe der Stolbergischen Religionsgeschichte. 314–317

Nekrologe — Nécrologies

P. Adelhelm Jann O. Cap. † (P. Th. Graf). 78–80

Walther Köhler † (O. Vasella). 158–160

Rezensionen — Comptes rendus

Analecta Sacra Tarraconensia, vol. XIV à XVII (1941-44) (P. M. H. Vicaire) 322–323

Blanc, C. : Genève et les origines du mouvement prophétique en Dauphiné et dans les Cèvennes (L. Waeber) 77–78

Castella, G. : Histoire des Papes. T. I-III ; Papstgeschichte, Bd. 1-3 (L. Waeber) 61–67, 157

Clerc, P. Candide : Le bienheureux Appolinaire Morel, capucin martyr (L. Waeber) 73–74

Cottineau, Dom L. H. : Répertoire Topobibliographique des Abbayes et Prieurés (P. C. Spahr) 68–69

van der Essen, A. : Le Cardinal-Infant et la politique européenne de l'Espagne. I. I (P. M.-H. Vicaire) 70–72

Freiburger Geschichtsblätter, Bd. XXXVIII, 1945 (H. Wicki) 324–327

Helbling, A. : Die Geschichte der alten Pfarrei Bußkirch am obern Zürichsee (O. Vasella) 323–324

Hess, P. : I. Die Kunst im Kloster Engelberg (L. Waeber) . . 327–328

Jedin, H. : Katholische Reformation oder Gegenreformation (O. Perler) 148–149

Lehmann, H. : Das Johanniterhaus Bubikon. (H. C. de Zeininger) 75–77

Marmy, E. : Mensch und Gemeinschaft in christlicher Schau (O. Perler) 150–157

von Mehr, P. B. : Das Predigtwesen in der Kölnischen und Rheinischen Kapuzinerprovinz im 17. u. 18. Jahrhundert (P. German) 69–70

Meyer, E. : Die Schweiz im Altertum (L. Waeber) 153–155

Missionsjahrbuch (katholisches) der Schweiz 1946 (O. Vasella) . 328

de Plinval : Histoire illustrée de l'Eglise. :
fasc. VI et VII (L. Waeber) 150–153
fasc. VIII et IX (L. Waeber) 318–322

Roth, P. : Aktensammlung zur Geschichte der Basler Reformation (O. Vasella) 136–144

Schwegler, P. T. : Geschichte der katholischen Kirche in der Schweiz von den Anfängen bis auf die Gegenwart (L. Waeber) 144–148

Wicki, H. : Geschichte der Cisterzienser Abtei St. Urban im Zeitalter der Reformation (P. K. Spahr) 67–68

Die Einsiedler Engelweihe

Von P. Rudolf HENGGELER O. S. B.

Durch Dom Germain Morin wurde 1943 in dieser Zeitschrift die Frage der Einsiedler Engelweihe wieder einmal aufgegriffen und zum Teil von einer neuen Seite her beleuchtet. Sowohl Morin aber, wie andere vor ihm, von denen wir hören werden, haben aber kaum je den ganzen Fragenkomplex im Zusammenhange behandelt. Zum Teil hatten die Außenstehenden auch in das in Einsiedeln selbst vorhandene Quellenmaterial nur unvollkommenen Einblick. Wir haben schon vor ungefähr 20 Jahren alles erreichbare Material gesammelt und die seitherigen Publikationen stets mit größtem Interesse verfolgt. Es dürfte darum an der Zeit sein, einmal diese Frage allseitig zu beleuchten.

I. Die Quellen

Bei Behandlung der Quellen gehen wir nicht von der sogen. Engelweihbulle aus, weil man nach dem heutigen Stand der Forschung in der Bulle nicht einen Ausgangspunkt, sondern eher ein Ergebnis sehen muß. Sie kann darum als Quelle im engern Sinne gar nicht in Frage kommen.

Als Quellen kommen vor allem zwei Gruppen in Betracht, einmal die annalistischen und chronikalischen Aufzeichnungen, sodann die verschiedenen liturgischen Bücher, wie Martyrologien, Kalendarien, Missale und Breviere. In beiden Fällen kommen vorab Handschriften in Frage, die in Einsiedeln selber entstanden oder von hier ausgegangen sind. Die auswärtigen Quellen setzen, wie wir sehen werden, bedeutend später ein.

1. Die Annalen.

Die Einsiedler Stiftsbibliothek bewahrt zwei Annalencodices auf, die Handschriften 29 und 356, wozu noch zwei weitere Codices mit annalenartigen Einträgen kommen, die Handschriften 319 und 321. Die beiden ersten, eigentlichen Annalencodices werden nach dem Vorgang der Monumenta Germaniae (gedr.: Scriptores, 3. Band, S. 137 ff.), als Annales Eremi I. und II. bezeichnet, während die beiden andern Annales Einsidlenses und Annales S. Meginradi genannt werden.

Codex 29, der die Annales Ermi I. enthält, stammt aus dem 10. Jahrhundert und bringt von *einer* Hand geschrieben, die Annalen vom Jahre 1 bis 930; dann folgen sogen. Jahreszyklen, die bis 1006 gehen. Zwischen diesen Zyklen finden sich nun weitere annalistische Einträge, die bis 997 reichen. Nach Pertz hört die erste Hand mit 966 auf, worauf verschiedene andere Hände folgen. Wir finden hier folgende auf Einsiedeln bezügliche Einträge aus dem 10. Jahrhundert:

934. Eberhardus pater et abba monasterii cellae sci Meginradi conversus Heremum intravit.
949. Gregorius venit. (Eine spätere Hand fügt: Abbas hinzu.)
958. Eberhardus pater obiit.
960. Gregorius abba effectus. Rambertus monachus efficitur. (Letzterer Eintrag ist aber nicht von der gleichen Hand.)
987. Cella b. Meginradi basilica aucta est.

Von einer Kirchweihe ist hier überhaupt nicht die Rede. Die Hand, die die Einsiedeln betreffenden Einträge gemacht hat, beschränkt sich rein auf das Persönliche der beiden Äbte Eberhard und Gregor. Der Eintrag zu 987 ist von anderer Hand. Zum Jahre 964 wird ausdrücklich die Anwesenheit Kaiser Ottos in Rom bezeugt: Item Otto caesar natale Domini Romae; doch wird gar nichts dazu bemerkt.

Codex 356 oder die Annales Eremi II. Dieser Codex trägt ausschließlich Annalencharakter; es finden sich hier keine Jahreszyklen. Die Annalen reichen von 1 bis 1064. Die Einträge stammen bis 966 von der gleichen Hand, von da bis 1057 (letzter Eintrag) finden sich verschiedene Hände. Bis zum Jahre 939 entnahm der Schreiber seine Nachrichten verschiedenen Quellen (Orosius, Beda, Regino u. a. m.), von 940 bis 966 stimmen die Einträge mit denen in Codex 29 überein. Auf Einsiedeln beziehen sich folgende Stellen:

863. Sct. Meginradus martyrizatur.
925. Witgerus episcopus (Mettensis) obiit, cui Benno heremita successit.
927. Benno episcopus obcaecatur.
934. Eberhardus ad Heremum venit.
948. Dedicatio huius ecclesiae. Gregorius venit.
958. Pater Eberhardus obiit.
972. Wolfgangus monachus ad ungaros missus est, qui secundo anno Radesponensis episcopus ordinatus est.
987. Cella b. Meginradi basilica aucta est.
994. Wolfgangus Radesponensis episcopus obiit.

996. Gregorius divae memoriae abbas obiit. Manegoldus prespiter obiit. Cunzo presbyter obiit.
995. Gotefridus et Everhardus fratres obierunt.
997. Erkanbertus et Perenwardus presbyteres obierunt. Gisila inclusa obiit. Castrat monachus obiit.

Unter diesen Einträgen ist vor allem jener zum Jahre 948 zu beachten : Dedicatio huius ecclesiae. Da der beigefügte Eintrag : Gregorius venit von der gleichen Hand stammt, besteht kein Zweifel, daß es sich um die Einsiedler Klosterkirche handelt, deren Weihe allerdings wenigstens ins Jahr 947 angesetzt werden muß, da Kaiser Otto I. in seiner Urkunde vom 27. Oktober 947 bereits ihre Patrone nennt. Wäre hier ein wunderbarer Vorgang erfolgt, dann fände sich sicher eine Bemerkung darüber vor.

In diesen Annalencodex hat nun allerdings eine spätere Hand — wie wir sehen werden, gehört sie dem 12. Jahrhundert an — zwei Einträge gemacht. Einmal zum Jahre 863, wo es von ursprünglicher Hand heißt : Sct. Meginradus martyrizatur. Dort wird beigefügt : « Meginradus augie monachus et primus incola Heremi que turicino adiacet lacui a quibusdam latronibus inibi XII. kal. februarii peremptus post mortem virtutibus claruit ; augieque sepultus est. A quo usque hodie heremus ipsa a sanctis et religiosis culta viris in nobile et famosum iamdudum excrevit cenobium. »

Zum Jahre 964, wo die erste Hand aus Codex 29 den Eintrag übernahm : Item Otto caesar natale Domini Rome, aber wird eingeschoben, indem der irgendwie freie Raum ausgenützt wird : « Imperator Otto natalem Domini rome egit. Eoque alias inde Italie partes lustrante romani non multo post contra Leonem papam insurgentes eum neci dare et Johannem reducere moliuntur. Papa vero fugiens ex urbe in partes Spoleti ad imperatorem venit suas illi conquestus iniurias. Cumque iratus imperator Romam infesto exercitu repeteret, mors illi Johannis celerati nuntiatur et Benedictus diaconus a romanis papa postulatur. Abnuente vero imperatore idem Benedictus eius nominus quintus CXXXVtus volente imperatore ordinatus sedit mensibus duobus. Et civitas ab imperatore obsessa est tantaque fame oppressa, ut modius furfuris XXX veniret denariis. Nec multo afflictis subactisque Romanis imperator dedita urbe traditoque Benedicto Leonem papam restituit, eique subiectionem et fidelitatem a Romanis sacramento permitti fecit. Qui tamen papa multis postea ab ipsis affectus est iniuriis. *Eodem anno rege Roma morante cum ceteris principibus idem papa consecrationem*

capelle celitus factam in conobio sci Meginradi coram principibus scriptis confirmavit. »

Die gleiche Hand hat auch die Namen einiger Bischöfe und Äbte, die wir als Zeugen in der Engelweihbulle finden, bei verschiedenen Jahren eingeschoben.

Bevor wir auf diese Einschiebsel näher eintreten, wollen wir noch die beiden andern Codices ins Auge fassen. Codex 319, die sogen. Annales Einsidlenses enthaltend, stammt aus dem 10. Jahrhundert und enthält sogen. Jahreszyklen, die von 589 bis 1595 reichen. Bis zum Jahre 1063 schrieb die gleiche Hand die Zyklen, während die eingestreuten annalistischen Einträge bis 984 von der gleichen Hand herrühren ; was folgt ist von verschiedenen Händen. Auf Einsiedeln beziehen sich hier folgende Einträge :

838. Meginradus venit. (Eintrag von viel späterer Hand.)
862. S. Meginradus martyrizatur. (Von gleicher Hand wie die Zyklen und rot geschrieben.)
934. Eberhardus pater venit.
945. Tietland pater venit.
949. Pater Gregorius venit.
951. Vigilius scriptor obiit.
960. Gregorius abba effectus est.
972. Ordinatio Wolfkangi epi. (Von etwas späterer Hand.)
987. Ecclesia celle beati Meginradi aucta est. (Noch Hand des 10. Jahrh.)

Von verschiedenen Händen folgen dann zu 996 der Eintrag über den Tod des Abt Gregors, dem Wirund folgte, der 1026 starb und in Embrich einen Nachfolger fand. Zu 1031 ist die Grundsteinlegung der neuen Klosterkirche und zum 13. Oktober 1039 deren Einweihung vermerkt. Von ganz besonderm Interesse aber ist, daß hier sich findende Einträge zu den Jahren 1051-1143 von der gleichen Hand herrühren, die in Codex 356 die beiden Einschiebsel zu 863 und 964 gemacht hat. Ein Schriftvergleich läßt daran keinen Zweifel aufkommen. Wie wir noch hören werden, bringt die neueste Forschung diese Einträge mit den aus St. Blasien im Schwarzwald nach Einsiedeln geflüchteten Mönchen in Zusammenhang. Codex 321 enthält die sogen. Annales S. Meginradi. Es finden sich hier zwei Jahreszyklen, in deren einen, der von 874 bis 1101 reicht, eine Hand des 10. Jahrhunderts, folgende Einträge gemacht hat :

934. Eberhardus venit.
945. Thiedlandus.
949. Gregorius venit.
951. Vigilius obiit.

Diese Einträge stehen zweifelsohne mit denen in Codex 319 in engem Zusammenhang. Sie sind rein persönlicher Natur.

Soweit die Annalen, die sich, man möchte sagen, ex professo mit der Klostergeschichte befassen. Von ursprünglicher Hand, d. h. aus dem 10. Jahrhundert findet sich gar kein Vermerk, der auf irgend ein außerordentliches Ereignis anläßlich der Einweihung der ersten Klosterkirche schließen läßt. Wohl wird ihre Einweihung in Codex 356 erwähnt : Dedicatio huius ecclesie, ebenso auch ihre Erweiterung, denn der Eintrag in Codex 29, 356 und 319 : Cella b. Meginradi basilica aucta est, wird wohl mit Recht so gedeutet ; Codex 319 bringt überdies die Einweihung der zweiten Klosterkirche 1039. Wäre etwas Außergewöhnliches vorgefallen, so hätte man es sicher hier verzeichnet.

Man hat das Schweigen der berufensten Zeugen in unserer Frage damit erklären wollen, daß in wohlgeordneten Klöstern mit solchen außergewöhnlichen Dingen kein Aufheben gemacht worden sei. Aber hier ist einmal zu beachten, daß diese Aufzeichnungen zunächst nur für das eigene Haus gemacht wurden, was nicht zuletzt daraus erhellt, daß sich in gar keinen andern Annalen, die doch wahrlich zahlreich vorhanden sind, sich irgendwelche Einträge finden, die auf Einsiedeln Bezug haben. Zudem berichten unsere Annalen nicht ungern außergewöhnliche Dinge, die sie natürlich schon anderwärts verzeichnet fanden. So wird der Karl d. Gr. geschenkte Elephant erwähnt, 861 ist von einer Hungersnot, 874 von einer Heuschreckennot, 913 von einem strengen Winter die Rede. Sonnen- und Mondfinsternisse werden öfters erwähnt. Die drei Codices 19, 356, 319 bringen alle zum Jahre 958, wo der Tod des sel. Eberhard erwähnt wird, die Bemerkung : Cruces in vestibus apparuerunt, welcher Eintrag schon einmal zum Jahre 786 vorkommt. Wer übrigens die Einstellung des mittelalterlichen Menschen zu außerordentlichen Vorgängen und Erscheinungen kennt, weiß, daß man dazu alles eher als geschwiegen hat. Nicht zuletzt sind die verschiedenen Engelweihlegenden, die wir anderwärts finden und von denen wir noch hören werden, ein Beweis für das Gegenteil dieser Annahme.

2. Die chronikalischen Aufzeichnungen

Neben den Annalen kommt jene Handschrift des Chronikon Hermann d. Lahmen von der Reichenau für uns in Frage, die sich ehedem im Besitze unseres Stiftes befand. Ob sie hier selber geschrieben

wurde, wie Pertz annimmt [1], steht nicht absolut fest. Sie stammt jedenfalls aus dem ausgehenden 11. Jahrhundert und stellt die beste Überlieferung dieses Werkes dar. Um die Mitte des 14. Jahrhunderts lieh man sie von Einsiedeln nach Pfäfers aus, von wo man nur mehr die dort gefertigte Kopie zurückerhielt, die sich heute noch in den Beständen der Einsiedler Manuskriptenkammer befindet (Mscr. 349). Das Original selbst wanderte später von Pfäfers nach der Reichenau und kam von dort, nach der Aufhebung des Stiftes, nach Karlsruhe, wo es sich heute noch befindet.

Sehen wir uns zunächst die im Chronikon sich befindlichen, auf Einsiedeln bezüglichen Stellen an. — Nach Pertz fanden sich im Chronikon von der ersten Hand nur zwei solche Einträge vor. Zum Jahre 861 (nicht 863 wie in Annalencodex 356) steht der Eintrag über den hl. Meinrad, der, wie wir oben sahen, eine Hand des 12. Jahrhunderts daraus wörtlich in unsere Annalenhandschrift 356 einschob. Sodann heißt es zum Jahre 958: « Eberhardus Argintinensis praepositus cum magno apparatu in cellam sancti Meginradi veniens, ibique regularem vitam instituens, post eius introitum 25. anno ad Dominum migravit. »

Von den folgenden Einträgen meint Pertz, daß sie zu Ausgang des 11. Jahrhunderts in Einsiedeln eingefügt worden seien:

945. Tietlandus pater venit.
949. Gregorius sanctus pater ac nobilissimus venit.
951. Vigilius scriptor obiit.
960. Gregorius abbas efficitur.
972. Ratisbone sanctus Wolfgangus episcopus factus est.
987. Aeclesia celle sancti Meginradi aucta est.
996. Gregorius sanctus abbas obiit.

Auch die Eintragungen zu 1031 und 1039 über die Grundsteinlegung resp. Einweihung der neuen Klosterkirche begegnen uns. Es sind so ziemlich genau die gleichen Einträge, die wir schon aus den verschiedenen Annalencodices kennen.

Einer Hand des ausgehenden 11. oder beginnenden 12. Jahrhunderts weist Pertz folgende drei Einträge zu:

934. Eberhardus Argintinensis prepositus primus incola celle Meginradi venit.
948. Capella in cenobio sancti Meginradi celitus consecrata est 18. Octob.

[1] M. G. Scriptores V, S. 71.

964. wird an den Eintrag : Imperator Otto natalem Domini Rome egit etc. (s. o. Einschiebsel in Cod. 356) angefügt : « Eodem anno rege Roma morante cum ceteris principibus idem papa consecrationem capelle celitus factam in cenobio sancti Meginradi coram principibus scriptis confirmavit. »

Wir stoßen also auf die Tatsache, daß sich hier in dieser Handschrift des Chronikon Hermann d. L. jene beiden Einträge finden, die eine Hand des 12. Jahrhunderts in den Einsiedler Annalencodex 356 übertrug. Daß dies tatsächlich der Fall war, ergibt sich schon daraus, daß zu 964 nicht bloß der auf Einsiedeln bezügliche Vermerk : Eodem anno . . . , sondern der ganze weitläufige Eintrag : Imperator Otto natalem Domini etc. übernommen wurde. Auffallen mag, daß diese Hand nicht auch den Eintrag des Chronikon zum Jahre 948 : Capella in cenobio sancti Meginradi celitus consecrata est 18. K. Octob. in den Annalencodex 356 übertrug. Vermutlich geschah dies deshalb nicht, weil sich hier in Codex 356 bereits der Eintrag fand : Dedicatio huius ecclesie und sich daran unmittelbar der weitere anschloß : Gregorius venit.

Die erste Frage, die sich stellt, ist nun vor allem die, aus welcher Zeit stammen die Einträge im Chronikon, die dort sicher nicht von der ursprünglichen Hand des 11. Jahrhunderts herrühren. Pertz weist, wie wir hörten, diese Nachträge dem ausgehenden 11. oder beginnenden 12. Jahrhundert an. Photographische Kopien, die vorliegen — eine Nachprüfung an dem in Karlsruhe befindlichen Original ist heute nicht möglich — bestätigen auch durchaus diese Annahme, die von namhaften Gelehrten uns bekräftigt wurde.

Nach Professor Steffens in Freiburg i. Ue., der als Autorität auf dem Gebiete der Paläographie bekannt war, stammen die Nachträge in Annalencodex 356 sowie die beiden Einträge in der Chronikonhandschrift, auf die jene zweifelsohne zurückgehen, von ein und derselben Hand. Dasselbe bestätigte uns der Nachfolger von Steffens, Professor H. Foerster in Freiburg. Auch Dr. A. Bruckner, der Herausgeber der Scriptoria medii aevi helvetica, weist sie ein und derselben Hand zu, die gegen die Mitte des 12. Jahrhunderts schrieb. Es werden freilich die Abkürzungen nicht immer in gleicher Form gegeben, aber dies mag damit zusammenhängen, daß im Chronikon genügend Platz für die Nachträge zur Verfügung stand, während sie im Annalencodex hereingezwängt werden mußten. Nun hörten wir oben schon, daß die Hand in Codex 356 sicher der Mitte des 12. Jahrhunderts angehört, indem sie sich im Annalencodex 319 bis 1143 noch findet. Aber selbst wenn

es nicht ein und dieselbe Hand gewesen sein sollte, so dürfte der zeitliche Abstand beider Einträge sehr gering sein.

Eine Möglichkeit steht übrigens noch offen, daß nämlich der Chronikoncodex auf der Reichenau geschrieben wurde und daß dort, wo, wie wir noch sehen werden, im ersten Viertel des 12. Jahrhunderts die Engelweihbulle angefertigt wurde, auch diese Einträge eingefügt wurden, die man dann auch in den Annalencodex 356 übertrug. Doch das bleibt bloße Vermutung. Eine Wechselbeziehung zwischen Bulle und den Einträgen in Chronikon und Annalen 356 besteht sicher. In paläographischer Hinsicht läßt sich freilich kein Vergleich anstellen, da die Bulle nur in einer Kopie erhalten ist. Für eine inhaltliche Abhängigkeit sind die Angaben der Annalen und des Chronikon zu kurz; immerhin findet sich das entscheidende «coelitus consecrata» und «coelitus facta» auch in der Bulle, wo es heißt: «ecclesiam praefatam ex illa die coelitus consecratam veraciter affirmantes.»

Wenn wir also die Gruppe der annalistischen-chronikalischen Quellen ins Auge fassen, dann müssen wir feststellen, daß jedes zeitgenössische Zeugnis für die Engelweihe fehlt, eine Tatsache, die umso mehr auffallen muß, als gerade die Annalen ex professo die wichtigsten Ereignisse in der Klostergeschichte festhalten wollten und sollten.

3. Die liturgischen Bücher

Als weitere Quelle kommen die verschiedenen liturgischen Bücher wie Martyrologien, Lektionare, Breviere, Diurnale, Missale mit ihren Kalendarien in Betracht. Selbstverständlich kann es sich dabei nur um solche Handschriften handeln, die für Einsiedeln selbst bestimmt waren.

Von den fünf in unsern Manuskriptenbeständen sich vorfindenden *Martyrologien* interessieren uns nur die Codices 116 und 117. Beide stammen aus dem Ende des 11. Jahrhunderts. Doch war nur Codex 117 sicher für Einsiedeln bestimmt, wie der zum 21. Januar sich findende Eintrag: «Rome passio Agnetis virginis. Meginradi m.» zeigt. Es ist dies auch der einzige, ursprüngliche Eintrag, der Einsiedeln beschlägt. Eine Hand des 12. oder 13. Jahrhunderts hat verschiedene Kirchweihen nachgetragen, so zum

7. Januar: Dedicatio capelle sce Marie Magd.
7. Juni: Dedicatio capelle sci Meginradi. (Auf dem Etzel.)
2. August: Dedicatio altaris sci Meginradi.

Eine noch spätere Hand, die sicher dem 13. Jahrhundert zugehört, bringt folgende Dedikationen:

8. Juli: Dedicatio in honorem Gengollfi M.
14. September: Dedicatio capelle s. Salvatoris.
6. Oktober: Relatio s. Meginradi.
13. Oktober: Dedicatio huius ecclesiae.

Unter diesen Einträgen interessiert vor allem der zum 14. September: Dedicatio capelle s. Salvatoris. Wir haben hier nämlich ein Zeugnis für die Salvatorkapelle, die spätere Marienkapelle vor uns. Der Weihetag (14. Sept.) wird übrigens auch in jenem uns schon bekannten Eintrag des Chronikon Hermann d. L. bezeugt: 948. «Capella in cenobio sancti Meginradi celitus consecrata est 18. K. Octob.»

Das Martyrologium Usuardi in Codex 116 war ursprünglich nicht für Einsiedeln bestimmt. Doch finden sich darin Einschiebsel, die auf Einsiedeln Bezug haben und die aus dem 14. Jahrhundert herrühren. Zum 20. Januar heißt es: «In silva tenebrosa vigilia Meginradi»; zum 21. Januar: «Eodem die b. Meginradi».

Zum 14. September stoßen wir auf die interessante Tatsache, daß von der gleichen Hand, die die Einträge zum 20. und 21. Januar machte, in den Text eingefügt wurde: «Eodem die apud nos dedicatio capelle sancte Marie, que a Christo et ab angelis suis gloriose et mirifice est consecrata in honore predicte.» Vorauf geht von der ursprünglichen Hand des ausgehenden 11. Jahrhunderts: «Natalis sci Aurelii epi et confessoris» und nachher folgt von eben dieser ersten Hand: «Eodem die Exaltatio sce Crucis». Wie kommt es, daß ausgerechnet für den Eintrag der Hand des 14. Jahrhunderts, im ausgehenden 11. Jahrhundert der Raum offen gelassen wurde? P. Odilo Ringholz [1] meint, daß man im 11. Jahrhundert den Platz, der keine Spur von Rasur zeige, offen gelassen habe für einen Eintrag über die Engelweihe, der aber damals aus Versehen nicht gemacht und erst im 14. Jahrhundert nachgetragen wurde. In Wirklichkeit liegen die Dinge viel einfacher. Es handelt sich ganz bestimmt um eine größere Rasur, die eigens vorgenommen wurde, um diesen Einschiebsel über die Engelweihe unterbringen zu können. Die Rasur ist freilich außerordentlich fein gemacht, nur die dunklere Färbung des Pergaments an dieser Stelle weist darauf hin.

Aus den Martyrologien ergibt sich somit vor dem 14. Jahrhundert

[1] Wallfahrtsgeschichte S. 311 Anm. 2.

nur der Eintrag zum 14. September: Dedicatio capelle s. Salvatoris, der für uns von Bedeutung ist.

Von den *Breviercodices* kommt einzig das Breviarium antiquissimum aus dem 12. Jahrhundert resp. sein Calendarium in Codex 83 in Frage. Von ursprünglicher Hand findet sich im Kalender zum 21. Januar: Meginradi Mart., zum 13. Oktober: Dedicatio huius ecclesiae und zum 31. Oktober: Wolfgangi Epi. Eine spätere Hand hat zum 27. Januar die antezipierte Oktav des hl. Meinrad vermerkt und eine Hand, die sicher erst dem 14. Jahrhundert angehört, schrieb über den Eintrag zum 14. September: «Cornelii et Cypriani. Exaltatio s. Crucis» in großer, roher Schrift: «Dedicatio angelica in hoc loco». Diesen Eintrag schreibt P. Odilo Ringholz dem Bibliothekar Heinrich von Ligerz zu, der um die Mitte des 14. Jahrhunderts lebte.

In diesem Brevier findet sich auch das älteste Verzeichnis der Klostereinkünfte, das Dr. Kläui, der es in den Quellen zur Schweizergeschichte[1] veröffentlichte, der Zeit von 1217-1222 zuweist. Darin werden für Hurden als Ablieferungstermine drei Daten angegeben: In anniversario Ottonis Imp., In nativitate Marie und In dedicatione capelle Salvatoris. Aus der Nennung der Dedicatio capelle Salvatoris nach Maria Geburt, darf man wohl mit Recht auf den 14. September als Weihetag dieser Kapelle schließen, so daß wir hier ein weiteres Zeugnis für die Weihe der Salvatorkapelle vor uns haben.

Das Brevier des Abtes Gerold von Hohensax (1452-80), das zum 14. September den Eintrag: «Dedicatio Capelle s. Marie» hat, gehört dem 15. Jahrhundert an. Ebenso gehört ins 15. Jahrhundert das Calendarium, das heute dem Lektionar 8 aus dem 12. Jahrhundert beigebunden ist und in dem sich zum 14. September ebenfalls der Vermerk: Dedicatio Capelle s. Marie findet. Dem 15. Jahrhundert gehört gleichfalls das Diurnale in Codex 91 an, das zum 14. September den Vermerk: «Dedicatio capelle» enthält.

Von den sechs *Einsiedlermissalien*, die sich in der Manuskriptensammlung der Stiftsbibliothek befinden, gehören vier dem 12. Jahrhundert an. Das Calendarium in Codex 114 bringt einzig zum 21. Januar: Meginradi M. In Codex 111 fehlt ein Calendarium, doch findet sich zum 21. Januar die Oration für St. Meinrad. Codex 112, ein Liber officialis, enthält einzig auf der Vorderseite des ersten, mit einem Bild geschmückten Blattes, die Orationen für St. Meinrad, von einer Hand

[1] Abteilung II., Urbare, Rödel etc.

des 12. Jahrhunderts. Schließlich bringt das Calendarium in Codex 113 zum 21. Januar das Fest des hl. Meinrad und zum 13. Oktober die « Dedicatio huius ecclesie ».

Zu diesen Missalien gehört auch das heute im Stift St. Paul in Kärnten, ehemals im Kloster St. Blasien im Schwarzwald aufbewahrte Missale, das sicher aus Einsiedeln stammt. Es bringt in seinem Calendarium die gleichen Einträge wie unser Missale 113, also St. Meinrad und die Kirchweihe.

Alle genannten Missalien kennen zum 14. September nur die Exaltatio s. Crucis und das Fest der hl. Cornelii et Cypriani. Einzig das aus dem 15. Jahrhundert stammende Missale Einsidlense in Codex 107 hat, neben einer Reihe anderer Dedicationen, zum 14. September : « Dedicatio capelle s. Marie ».

Schließlich wären noch die unter Abt Johannes von Schwanden (1299-1327) ums Jahr 1320 geschriebenen *Choralbücher* zu erwähnen, aus denen einzig das Prozessionale in Codex 631 auf eine Dedikationsfeier nach dem Feste Mariä Geburt schließen läßt, und zwar muß diese auf den 14. September fallen, da zum Fest des hl. Matthäus (21. Sept.) der Oktavtag erwähnt wird. Ob es sich dabei um die Dedicatio Capellae Salvatoris oder S. Mariae handelt, läßt sich nicht entscheiden.

Fassen wir das Ergebnis dieser Gruppe von Zeugen zusammen, so ergibt sich einzig aus dem Martyrologium 117 der dem 13. Jahrhundert zuzuweisende Eintrag : « Dedicatio Capelle s. Salvatoris ». Die Kalendarien der Breviere und Missalien bringen zum 13. Oktober die « Dedicatio huius ecclesiae ». Erst aus dem 14. resp. 15. Jahrhundert haben wir Zeugnisse für die Dedicatio Capelle s. Marie, resp. die Engelweihe (Martyrologium 116 und Brevier 83).

Was die *Salvatorkapelle* betrifft, so ist uns deren Weihe auf den 14. September bezeugt in dem Eintrag des Chronikon Hermann d. L. (12. Jahrh.) und im Martyrologium 117 (13. Jahrh.). Von dieser Kapelle, respektive einem Salvatoraltar hören wir nun auch anderwärts. Ob das der in St. Gallen im späten 10. Jahrhundert geschriebene Evangelienhandschrift (heute Nr. 17 der Einsiedler Manuskriptensammlung) am Schlusse beigebundene Verzeichnis von Altären resp. Reliquien, wo ein Altar ad sanctum Salvatorem genannt wird, nach Einsiedeln gehört, ist gar nicht so sicher, wie Ringholz [1] annimmt. Auch St. Gallen hatte

[1] Das älteste Verzeichnis der Reliquien und Altäre in der Stiftskirche zu Einsiedeln. Anzeiger für Schweiz. Geschichte (1898), Nr. 1, S. 11-16.

z. B. einen solchen Altar. Bei einem aus dem 12. Jahrhundert stammenden Fragment, das Codex 30 beigebunden und in welchem die Rede von einer Processio ad s. Salvatorem ist, ist die Wahrscheinlichkeit größer, daß es nach Einsiedeln gehört. Sicher bezeugt ist die Dedicatio Capelle Salvatoris, wie wir schon hörten, in dem Einkünfteverzeichnis von 1217-1222, das sich im Breviercodex 83 findet. Aus dem Ende des 13. Jahrhunderts haben wir überdies noch eine Urkunde, vom 1. September 1286, in der die Existenz einer Marienkapelle bezeugt ist. Es wird dort nämlich nachträglich eine Stiftung, die unter Abt Ulrich II. von Winneden (1267-77) erfolgte, schriftlich fixiert; darin ist die Rede von einem Kaplan an der Marienkapelle. Wie wir noch sehen werden, ist diese Marienkapelle identisch mit der frühern Salvatorkapelle.

Wir finden also in all den Quellen vom 10. bis 14. Jahrhundert nur an zwei Stellen eine Erwähnung der Engelweihe, nämlich in den Interpolationen im Annalencodex 356 und im Chronikon Hermann d. L. Diese Interpolationen stammen aus dem 12. Jahrhundert. Sie stammen überdies mit größter Wahrscheinlichkeit von ein und derselben Hand und stehen wohl mit der sogen. Engelweihbulle in engster Verbindung. Sonst aber schweigen sich alle andern Quellen über einen wunderbaren Vorgang bei Einweihung der spätern Gnadenkapelle vollständig aus. Dabei ist zu beachten, daß wir für das 10. und 11. Jahrhundert überhaupt keinen Beleg auffinden können. Die Wahrscheinlichkeit, daß sich solche noch finden lassen, ist heute nicht sehr groß. Das Schweigen der berufenen Quellen spricht darum zum mindesten sehr stark gegen das Faktum der Engelweihe. Man hat dem gegenüber schon betont, daß dies ein Argumentum ex silentio sei, dem nicht besondern Wert zukomme. Es kommt aber auch einem solchen Argument gegenüber ganz auf die Zeugen selbst und die Zeitlage an. Die Klosterannalen wären sicher die berufensten Zeugen gewesen, um ein für die Hausgeschichte so überaus wichtiges Ereignis festzuhalten. Zudem stammen sie aus einer Zeit, in der man keineswegs «wunderscheu» gewesen, sondern, wie wir sahen, gerne außergewöhnliche Dinge aufnahm. Zudem stehen wir nicht vor einem absoluten Zeugnis ex silentio, denn unsere Zeugen, die Annalen und Chroniken reden wohl von diesem wunderbaren Ereignis, aber sie reden zu spät und auch zu vereinzelt. Denn bis ins 14. Jahrhundert herein haben wir einzig aus der Mitte des 12. Jahrhunderts in jenen Interpolationen ein Zeugnis, das überdies mit einem andern Zeugen in Verbindung steht, von dem leider nicht

gesagt werden kann, daß er omni exceptione maior sei, nämlich der Engelweihbulle, der wir uns nun zuwenden.

II. Die Engelweihbulle

Bevor wir uns einer kritischen Bewertung der Bulle zuwenden, wollen wir zunächst in zeitlicher Reihenfolge die Nachrichten, die wir über ihr Vorhandensein oder ihren Inhalt besitzen, bringen.

1. Der Liber Heremi enthält eine Kopie der Bulle. Der Liber Heremi, der uns nur in einer Kopie des Ägidius Tschudi aus der Mitte des 16. Jahrhunderts überliefert ist, entstand nach Georg von Wyß zwischen 1290 und 1330[1]. Vermutlich wurde die Zusammenstellung nach dem Klosterüberfall von 1314 gemacht, wo manche Dokumente verloren gingen. Ob sich eine Kopie schon in der Originalschrift des Liber Heremi fand, oder aber ob Tschudi die Kopie erst beifügte, wie er sie auch in seine Antiquitates Einsidlenses einreihte, ist schwer zu sagen. Jedenfalls gehört dieses Zeugnis des Liber Heremi ins 14. Jahrh.

2. Das Gedicht Rudolfs von Radegg, die Capella Heremitana seu Gesta Johannis abbatis Heremitarum, das sicher nach dem Überfall von 1314 entstand und uns in einer Kopie von 1444 erhalten ist, enthält zwar den Wortlaut der Bulle nicht, gibt aber doch deren Inhalt wieder. Es fällt auf, daß der Dichter, wie er das Eindringen der Schwyzer in die heilige Kapelle schildert, mit keinem Wort an die höhere Weihe dieser Stätte erinnert.

3. Das Jahrzeitbuch des Münsters in Bern, aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, enthält sowohl den Text der Bulle, wie auch die sogen. Engelweihlegende (s. u.).

4. Das von Fr. Georg von Gengenbach am 15. März 1378 vollendete « Originale de Capella gloriosae virginis Mariae ad Heremitas » bringt ebenfalls eine Kopie der Bulle.

5. Am 25. Dezember 1382 vidimiert Bischof Heinrich III. von Konstanz zwei Kopien der Engelweihbulle, die sich beide im Stiftsarchiv Einsiedeln befinden (A. A 1).

6. Aus dem Kloster der Franziskanerkonventualen in Luzern stammt eine Kopie der Bulle von 1394, die heute in der Kantonsbibliothek Luzern aufbewahrt wird.

Mit dem 15. Jahrhundert mehren sich naturgemäß die Zeugnisse für die Existenz der Bulle, doch kommen diese hier nicht mehr in Frage.

[1] s. Jahrbuch für Schweiz. Geschichte X (1885), S. 277.

Hingewiesen sei nur, daß Johannes Gensbein von Limburg 1466 den Text der Bulle mit sich in seine Heimat brachte.

Als Ergebnis dieser Feststellungen darf gelten, daß man vor dem Jahre 1300 keinen Text der Bulle besitzt und daß jetzt die heute im Stiftsarchiv liegenden von Bischof Heinrich III. von Konstanz 1382 vidimierten Kopien als authentische Texte zu gelten haben. Wie steht es nun mit dem «Urtext» der Bulle?

Daß eine Bulle schon im 12. Jahrhundert vorlag, geht aus der Interpolation im Chronikon Hermann d. L. und im Annalencodex 356 hervor, denn dort heißt es: «Papa consecrationem capelle celitus factam ... coram principibus *scriptis* confirmavit.» Daß dieser päpstliche Erlaß, von dem hier die Rede ist, nicht der sein kann, der uns heute vorliegt, darin sind sich alle, die sich in der neuern Zeit mit der Bulle befaßt haben, einig. P. Odilo Ringholz bemerkt in seiner Wallfahrtsgeschichte (S. 315): «Die Urkundenforscher der neuern Zeit haben mit seltener Einmütigkeit die Bulle Leo VIII. als eine 'Fälschung' gewertet»; er weist dabei auf Jaffé, Würdtwein, Grandidier, Ladewig, v. Ottenthal hin. Und er selber sagt: «so, wie die Engelweihbulle uns seit c. 1290 (er nimmt für den Liber Hermi den frühesten Termin an, der möglich ist) vorliegt, kann sie nicht aus der päpstlichen Kanzlei gekommen sein» und meint, das Original sei bei einer Feuersbrunst zugrunde gegangen, wie es in der Bestätigungsbulle Eugen IV. von 1433 heißt. Dabei muß aber sehr auffallen, daß Bischof Heinrich von einem solchen Verschwinden des Originals nichts weiß; auch ist zwischen dem zweiten Klosterbrand von 1226 und dem dritten von 1465 kein weiteres Brandunglück bekannt. Daß man 1433 von einer derartigen Möglichkeit des Verschwindens sprach, ist leicht erklärlich, da man wohl damals schon nur mehr die Kopien von 1382 besaß und für das Abhandenkommen des Originals diesen Grund angab.

Bischof Heinrich III. selber, der von ungefähr 1320 an im Stifte Einsiedeln lebte, dessen Abt er 1348 wurde, ehe er 1357 als Bischof nach Konstanz kam, sagt in der Einleitung zu den Kopien, daß er selber ab infantia im Kloster Einsiedeln gelebt, daß dort die Bulle immer in Geltung gewesen und daß sie auch bezüglich des Ablasses allzeit von den Bischöfen von Konstanz anerkannt worden sei. Abt Peter von Wollusen suchte 1382 den Bischof persönlich auf und bat ihn, die Bulle zu beglaubigen, und der Bischof befahl: «huiusmodi litteras transsumere, copiare seu exemplare mandaremus taliterque nostri sigilli episcopalis munimine roborare.» Daß dem Bischof das

« Original » vorgelegt wurde, erhellt aus den Worten, daß der Abt « litteras feliciter recordationis domini Leonis papae subscripti tenoris coram nobis in medium producens ». Der Bischof bemerkt überdies ausdrücklich, daß « de omnimoda veritate in eisdem contentorum necnon de suspicionis carentia ac observantia earumdem diuturna per plurium centenariorum annorum curricula inconcusse et irreprehensibiliter facta plenarie nobis constet ». Es kann also kein Zweifel bestehen, daß dem Bischof eine Urkunde, die dieser als echt und zuverlässig ansah, vorgelegt wurde. Dieses « Original » muß also, wie wir aus dem oben angeführten Zeugnis Eugen IV. von 1433 ersehen, nach 1382 verschwunden sein. Wie, das wird wohl nie restlos abgeklärt werden können, denn von einem Brandunglück in dieser Zeit hören wir nichts ; auch gingen sonst, soweit bekannt, in dieser Zeit keine Urkunden zugrunde. Gerade ein solches Dokument aber hätte man doch, trotz den Kopien, mit größter Sorgfalt hüten müssen.

Wie war es aber um dieses « Original », das Bischof Heinrich III. 1382 vidimierte, bestellt ? Mit diesem Problem hat sich vor allem der Wiener Professor Hans Hirsch : « Die unechten Urkunden Papst Leo VIII. für Einsiedeln und Schuttern » befaßt [1]. Es kann sich hier nicht darum handeln, alle Argumente von Hirsch zu wiederholen, sondern wir müssen uns begnügen, seine Untersuchungsergebnisse kurz wiederzugeben.

Die Bulle ist nach Hirsch eine Fälschung (in welchem Sinne das Wort Fälschung hier zu nehmen ist, werden wir noch sehen). Dem Verfertiger lag überhaupt keine echte, mehr oder weniger gleichlautende Papstbulle vor, sondern er hat eine ganz neue Bulle geschaffen, wofür er die Zeitangaben und Zeugen aus dem Chronikon Hermann d. L. entnahm, den wesentlichen Inhalt aber aus Informationen schöpfte, die ihm Einsiedeln zukommen ließ. Als Vorlagen für die Fälschungen (neben Einsiedeln kommt hier auch Schuttern in Frage) benützte man die Bulle Nikolaus II. von 1059 über die Papstwahl und wohl auch ein Papstprivileg für die Reichenau ; ein solches für Einsiedeln kommt wohl kaum in Frage, denn Einsiedeln besitzt außer der vom Gegenpapst Viktor IV. 1161 vorgenommenen Bestätigung der Klostergründung von Fahr vor 1245 überhaupt keine Papsturkunden.

Als Ort der Fälschung stellt Hirsch die Reichenau fest, wo wir

[1] Neues Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde, 36. Bd. 1911.

im 10. und wiederum im 12. Jahrhundert eine großangelegte Fälschertätigkeit feststellen können [1].

Als Zeit der Fälschung kommt nach Hirsch das erste Viertel des 12. Jahrhunderts in Frage. Hirsch weist gleichzeitig darauf hin, daß aus der ganz gleichen Zeit die von uns früher erwähnten Interpolationen in der Chronikhandschrift Hermann d. L. und den Einsiedlerannalen 356 stammen und daß nach seinem Dafürhalten beide Einträge von der gleichen Hand herrühren. Wie wir früher zeigten, kommt aber diese Hand noch 1143 vor, so daß wir diese Dinge eher in das zweite Viertel des 12. Jahrhunderts hinaufrücken müßten.

Hirsch sagt übrigens: «Von Vorneherein ausgeschlossen erscheint mir, daß die Tatsache des Wunders erst im Moment, da man zur Urkundenfälschung schritt, erfunden wurde und daß die Fälschung der Papsturkunde einfach deshalb geschah, um für das Engelweihwunder einen schriftlichen Bericht vorweisen zu können. Überhaupt geschieht dem religiösen Charakter der Erzählung durch den Nachweis der Unechtheit des Privilegs kein Eintrag. Das äußere Gewand, in das sie gehüllt ist, mag unecht sein, die Entscheidung über Auftreten und Glaubwürdigkeit der Legende ist dann noch immer eine Frage für sich.» Mit dieser Frage befaßt sich Hirsch ebenfalls, wie wir später noch sehen werden.

Von einer andern Seite ist Dr. Nikolaus Paulus in seinem Werke: «Geschichte des Ablasses im Mittelalter vom Ursprunge bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts» [2] an die Engelweihbulle herangetreten. Er kommt bei seinen Darlegungen über den Ablaß von Einsiedeln [3] zu dem Schlusse: «Wie schon die Erwähnung eines vollkommenen Ablasses zeigt, ist die Bulle nicht nur der Form nach, sondern auch dem Inhalte nach als Fälschung zu betrachten; denn um die Mitte des 10. Jahrhunderts gab es noch keine generell erteilten Ablässe für Kirchenbesuche.»

Für die Echtheit der Bulle hat sich P. Odilo Ringholz in seiner 1896 bei Herder erschienenen Wallfahrtsgeschichte eingesetzt. Ihm lagen damals die Resultate von Hirsch und Paulus ebenso wenig vor, als 1904, da er den ersten Band seiner Klostergeschichte erscheinen

[1] Vgl. *Lechner*, Schwäbische Urkundenfälschungen des 10. und 12. Jahrhunderts. Mitteilungen des Öster. Instituts für Geschichtsforschung, 21. Bd. 1900; *Beyerle K.*, Die Geschichte der Reichenau von der Gründung bis zum Ende des freiherrlichen Klosters (724-1427). Kultur der Reichenau I (1924), S. 130 ff.

[2] Paderborn. 1922/23.

[3] Band II, S. 326.

ließ ; freilich hat er sich in letzerm Werke nicht mehr mit diesem Problem auseinandergesetzt. Die Darlegungen von Hirsch sind indessen so, daß es sich erübrigt, hier auf die Gründe, die Ringholz für die Echtheit aufführt, weiter einzugehen. Andere Quellen, als wir sie brachten, waren Ringholz keine bekannt ; er sucht sie freilich zu Gunsten seiner Theorie zu deuten.

Einsiedeln ließ übrigens schon im 18. und wiederum im 19. Jahrhundert in den päpstlichen Archiven Nachforschungen über das Vorhandensein einer Bulle für Einsiedeln, resp. eines Regests oder Vermerks, der darauf hinweisen würde, anstellen, jedesmal ohne Erfolg.

Als Endergebnis dieser Darlegungen können wir darum feststellen :

1. Die sogen. Engelweihbulle tritt uns in der heute überlieferten Form erst mit dem 14. Jahrhundert entgegen.
2. So, wie diese Bulle uns heute vorliegt, kann sie unmöglich aus der päpstlichen Kanzlei hervorgegangen sein.
3. Dieses Dokument kann aber auch nicht auf eine echte Bulle gleichen Inhalts zurückgehen, sondern ist als eine Reichenauerfälschung aus dem ersten (resp. zweiten) Viertel des 12. Jahrhunderts zu betrachten.

III. Die Engelweihlegende

Neben der « Engelweihbulle », gleichsam als deren poetische Ausschmückung, geht die Engelweihlegende, die des nähern ausführt, wie Christus, begleitet von den Engeln und Heiligen die Weihe vornahm. Ihre erste schriftliche Fixierung fand sie in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts im Jahrzeitbuch des Bernermünsters, das ja auch den Text der Bulle enthält. Georg von Gengenbach bringt in seinem erwähnten « Originale de Capella gloriosae virginis Mariae » 1387 ebenfalls eine, wenn auch kürzere Fassung, der Legende. Als Quellen dafür nennt er das dem hl. Konrad von Konstanz zugeschriebene Werk : « De secretis secretorum », das sonst ganz unbekannt ist, und die Einsiedlerhandschrift : « De incrementis loci Heremitarum », die 1577 verbrannte, deren Inhalt aber Albrecht von Bonstetten in seiner 1494 gedruckten Klostergeschichte verwertete. Die Handschrift 680 der St. Galler Stiftsbibliothek aus dem 15. Jahrhundert enthält ebenfalls die Legende. Aus dieser Zeit finden sich übrigens noch Abschriften in der Zentralbibliothek Zürich und in Einsiedeln selbst.

Wenn wir Bulle und Legende miteinander vergleichen, so erscheint

die Legende zunächst als eine Ausschmückung der Bulle. Ein Unterschied zeigt sich aber doch insofern, als in der Bulle die Weihehandlung den Engeln zugeschrieben wird, während es in der Legende Christus selber ist, der handelnd auftritt. Zeitlich gesehen, erscheinen Bulle und Legende nebeneinander in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts.

In diesem Zusammenhange sei, wenigstens kurz, auf die Frage der Engelweihlegenden überhaupt — also losgelöst von deren schriftlichen Fixierung für Einsiedeln - hingewiesen. Damit hat sich in neuester Zeit eingehend P. Romuald Bauerreis aus der Abtei St. Bonifaz in München befaßt, der 1934 in den Studien und Mitteilungen aus dem Benediktinerorden eine Arbeit : « Zur Entstehung der Einsiedler Wallfahrt » veröffentlichte, von der wir auch sonst noch hören werden. Er weist für eine ganze Reihe von Orten ähnliche Legenden nach. Als Weihender wird ausdrücklich Christus für folgende Orte genannt : Augsburg, Laecken bei Brüssel, Avignon, Lyon, Glastonbury in England und Prag in Böhmen. Von der Mitwirkung der Engel, ohne Nennung eines Weihenden, hören wir in Andechs in Bayern, Bruckdorf in der Oberpfalz, Le Puy, Clermont und Sens in Frankreich. In Waldsassen (Bayern) wird der hl. Apostel Johannes, in der Westminsterabtei in London St. Petrus als Weihender genannt. Ähnliche Legenden existieren noch in St. Denis, Vercelli und Monte Gargano. Es zeigt sich also, daß unsere Engelweihe durchaus keine vereinzelte Erscheinung darstellt. Ob wir es nun mit einer Wanderlegende zu tun haben oder nicht, muß dahingestellt bleiben. Für die Entwicklung der Engelweihlegende in Einsiedeln selbst scheinen uns andere Ursachen vorzuliegen, die zu ihrer Bildung führten.

Fassen wir nochmals kurz die Ergebnisse aus den voraufgehenden Darlegungen zusammen, ehe wir an eine Deutung der Engelweihe gehen.

1. Die Annalen berichten uns 948 von der Einweihung der ersten und 1039 von der der zweiten Klosterkirche, ohne daß von etwas Besonderem die Rede wäre. Erst aus der Mitte des 12. Jahrhunderts haben wir im Annalencodex 356 den Einschiebsel über eine « Dedicatio coelitus facta », die Papst Leo VIII. schriftlich bestätigt habe. Dieser Eintrag geht mit Sicherheit auf jenen in der ehemaligen Einsiedler Chronikonhandschrift Hermann d. L. zurück, wo er ebenfalls in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts und zwar wohl von der gleichen Hand eingetragen wurde.

2. Aus den Martyrologien (Codex 117) erhellt, daß im 13. Jahrhundert eine « Dedicatio capellae s. Salvatoris » gefeiert wurde ; was in

Codex 116 über die Engelweihe gesagt wird, gehört dem 14. Jahrhundert an. Im Breviercodex 83 ist eine « Dedicatio Capellae s. Salvatoris » durch eine Randglosse aus dem 13. Jahrhundert (1217-22) bezeugt. Erst für das 15. Jahrhundert ist dort eine « Dedicatio capellae s. Mariae » nachzuweisen. Die Missalien resp. deren Kalendarien bringen zum 13. Oktober das Fest der Kirchweihe, kennen aber zum 14. September nur das Fest der Exaltatio s. Crucis und das Fest der hl. Cornelius und Cyprian. Erst im 15. Jahrhundert findet sich hier eine « Dedicatio capellae s. Mariae » verzeichnet ; die Existenz einer Marienkapelle ist aber bereits durch Urkunde von 1286 belegt.

Neben dem Zeugnis aus den Annalen und dem Chronikon — welches Zeugnis der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts angehört —, haben wir erst aus dem 14. Jahrhundert Nachrichten über das Vorhandensein einer Bulle, deren Wortlaut uns gleichzeitig überliefert wird. Aus der gleichen Zeit haben wir auch die sogen. Engelweihlegende. Dazu gesellt sich noch, wie wir später sehen werden, daß die ersten sichern Zeugnisse über die Existenz einer Wallfahrt nach Einsiedeln ebenfalls erst dem 14. Jahrhundert zugehören.

3. Wie Prof. Hirsch nachgewiesen hat, ist die Bulle, die uns heute nur im Vidimus von 1382 vorliegt, im ersten Viertel des 12. Jahrhunderts auf der Reichenau angefertigt worden. Ihr Entstehen fällt zeitlich ziemlich zusammen mit den beiden oben erwähnten Einträgen in den Annalen und im Chronikon Hermann d. L.

Was bei dieser Feststellung in erster Linie auffällt und auffallen muß, ist die Tatsache, daß wir vor dem 12. Jahrhundert gar kein Zeugnis über einen wunderbaren Vorgang bei der Einweihung der Klosterkirche resp. der spätern Gnadenkapelle haben. Dazu gesellt sich die weitere Tatsache, daß, nachdem wir in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts von der Engelweihbulle und den genannten Interpolationen hören, bis zu Beginn des 14. Jahrhunderts jedes weitere Zeugnis fehlt. Woher dieses Schweigen, das mindestens ebenso auffällig ist, wie das Schweigen der Quellen des 10. und 11. Jahrhunderts ? Vielleicht läßt sich dies damit erklären, daß bald nach 1100 der sogen. Marchenstreit mit den Schwyzern ausbrach (1114 erster, 1143 zweiter, 1217 dritter Entscheid in dieser Angelegenheit), der 1314 seinen Höhepunkt im Klosterüberfall erreichte, um 1350 endgültig erledigt zu werden. Ferner haben wir die unruhigen Abtswahlen von 1142 und 1173, wobei die Schutzvögte des Klosters, die Herren von Rapperswil versuchten, einen der Ihrigen an die Spitze des Klosters zu bringen, welches

Ziel sie 1192 mit der Wahl Ulrich I. von Rapperswil erreichten, der in den Annalen als «Flagellum iracundiae Dei» bezeichnet wird. Diese unruhigen Zeiten nahmen das Klosters begreiflicherweise sehr in Anspruch und waren einer ruhigen Entwicklung äußerst hinderlich. So wäre es wohl möglich gewesen, daß dadurch auch die Verbreitung der Kunde von der Engelweihe, die seit der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts schriftlich vorlag, hintangehalten wurde. Erst nach dem Überfall von 1314, womit allmählich ruhigere Zeiten einkehrten, hätte dann die Kunde sich ausgebreitet und alsbald auch die Wallfahrt eingesetzt. Eine andere Erklärung aufzufinden, dürfte schwer halten.

IV. Erklärungsversuche

Wenn auch aus dem bisher Gesagten mit Sicherheit geschlossen werden darf, daß die Engelweihe als historische Tatsache nicht in Frage kommen kann, müssen wir doch auch suchen zu erklären, wie sich diese Legende in Einsiedeln bilden konnte. Es ist in keiner Weise gerechtfertigt, die Dinge mit der bekannten Gleichung: Legende = Lügende abzutun. So gut man auch sonst aus Sagen u. ä. einen historischen Kern herauszuschälen sucht, soll dies auch hier geschehen. Ernsthafte Historiker, die sich mit dieser Frage befaßten, haben dies auch unternommen, so Tomek, Hirsch, Bauerreis. Sie kamen allerdings zu verschiedenen Lösungsversuchen, die wir uns näher ansehen wollen.

Als erster hat sich Ernst Tomek, Theologieprofessor in Wien, in seiner Arbeit: «Studien zur Reform der deutschen Klöster im XI. Jahrhundert»[1] mit dieser Frage befaßt. Er geht von der Annahme aus, daß Einsiedeln, «schon während der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts ein Cluniazenser Reformkloster wurde» und bringt die Engelweihe in Zusammenhang mit dieser Reformtätigkeit. Tomek zeigt, daß die Bulle, wie sie vorliegt, unmöglich aus dem 10. Jahrhundert stammen kann und wiederlegt eingehend einzelne Gründe, die P. Odilo Ringholz für deren Echtheit erbringen will. Aber nicht nur formell kann die Bulle nicht aus dem 10. Jahrhundert stammen, sondern auch inhaltlich ist dies nicht möglich, wie Tomek dartut. Er zeigt auch, daß Bischof Heinrich 1382 durchaus glaubte, das Original vor sich zu haben und davon zwei Abschriften vidimierte. Tomek weist nachdrücklich auf die merkwürdige Tatsache hin, daß wir rückwärts gehend, einzig aus der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts die beiden Nachträge im Chronikon

[1] Wien, Mayer & Co. 1910.

und den Annalen, sonst aber gar keine Andeutung finden. Er glaubt, die beiden Glossen seien nach Entstehen der Bulle, um diese zu stützen, eingetragen worden.

Sehr eingehend zeigt Tomek, daß das Argument, man habe in Einsiedeln als einem regeltreuen Kloster, das wunderbare Ereignis zu verheimlichen gesucht, ganz und gar gegen die Geisteshaltung des 10. und 11. Jahrhunderts verstößt. « Die Scheu, Wunder zu publizieren, war in den damaligen Klöstern etwas Unbekanntes », sagt er und folgert : « wenn also nirgends eine Andeutung über die Engelweihe zu finden ist, dann ist dies eben der stärkste Beweis, daß die Bulle eine Fälschung des ausgehenden 11. Jahrhunderts ist, die Tatsache selbst aber in das Reich frommer Legende zu verweisen ist. »

Dann aber fährt Tomek fort : « Das Niederreißen allein wäre indes eine traurige Aufgabe der Geschichtsforschung, wenn sie nicht zugleich imstande wäre, das Richtige an die Stelle zu setzen. « Tomek geht nun von der für ihn feststehenden Tatsache aus, daß Einsiedeln schon im 10. Jahrhundert ein cluniazensisches Reformkloster wurde. « Zu den Hauptforderungen, welche die Cluniazenser an die Ihrigen stellten », gehörte nun aber « die eifrige Pflege der Muttergottesverehrung ». Auch in andern klösterlichen Gewohnheiten der Zeit, so in denen von Farfa, Dunstan, Hirsau war ähnliches der Fall. Auch in den Einsiedler Consuetudines findet sich für Mariä Lichtmeß die Weisung, nach dem Oratorium der allerseligsten Jungfrau zu gehen und dort die Terz zu singen. Dieses Oratorium glaubt Tomek nun mit dem Altar des Erlösers, von dem im Reliquienverzeichnis des Codex 17 die Rede ist, verbinden zu können. Dabei übersieht er freilich, daß weder jenes Reliquienverzeichnis, wie wir schon sahen, noch die Consuetudines Einsiedlenses mit irgendwelcher Sicherheit unserm Kloster zugesprochen werden können. Die Capella s. Salvatoris ist allerdings, wie wir sahen, anderwärts für Einsiedeln sicher bezeugt ; daß sie identisch ist mit der spätern Marienkapelle, vor allem gestützt auf den gleichen Weihetag, als sicher anzunehmen. Ob aber der Schluß, den Tomek zieht, daß die Kapelle gleichzeitig als Salvator- und Marienkapelle zu betrachten sei, richtig, dürfte schwer zu entscheiden sein, denn wir hören sicher erstmals 1286 von einer Marienkapelle, während bis dahin immer nur von der Salvatorkapelle die Rede ist. Tomek indessen schließt : « Das ausgehende 11. Jahrhundert konnte sich diesen doppelten Titel der Kapelle, ihre doppelte Bestimmung nicht anders erklären, als daß es annahm, Gott selbst habe die Kreuzkapelle zu Ehren Marias geweiht ... So entstand

die Legende der Engelweihe. Sie ist in ihren Grundzügen ein Produkt des ausgehenden 11. Jahrhunderts, die Ausschmückung stammt natürlich erst aus dem 13. und 14. Jahrhundert.»

In Bezug auf die Wallfahrt glaubt Tomek, «daß sie wohl ins 10. Jahrhundert hinaufreichen könnte, wenn auch direkte historische Zeugnisse dafür fehlten. Eine bedeutendere Zunahme dürfte sie freilich erst seit dem Entstehen der Legende gefunden haben, also seit der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts. Erst im 13. Jahrhundert trug man den zuströmenden Pilgerscharen insofern Rechnung, als man die Kapelle in Wirklichkeit zu einer Marienkapelle machte, den alten Titel wegließ und später eine Statue U. L. Frau mit dem Kinde aufstellte.»

Abschließend meint Tomek: «Wenn auch die Engelweihbulle nicht zu halten ist und die Weihe sich als fromme Legende herausstellt, so geschieht damit weder der Ehre Marias noch der des Stiftes Einsiedeln, noch der Wallfahrt Eintrag. Denn an die Stelle der Legende tritt die geschichtliche Tatsache, die in sich viel mehr Erhebendes hat als die erbauliche Erzählung. Denn der Gedanke, daß der Wallfahrtsort seinen Ursprung Heiligen verdankt, die nach den strengen Normen Clunys sich im Dienste Gottes verzehrten, und von hier aus eine Reihe von süddeutschen Klöstern auf den Weg der Vollkommenheit zurückführten, daß eben diese Männer hier zuerst den Namen Mariae anriefen, in diesem Namen den schweren Sieg über sich selbst erkämpften und viele dem Herrn wiedergewannen, hat dies sicherlich mehr erhebende Kraft in sich, als die schwachen Ranken der Legende, die den alten Bau so fest umsponnen hatten, daß er unsichtbar geworden war, die durch ihren Duft wohl erfreuten, aber praktisch wertlos sind.»

Gegen Tomeks Verfahren ist vor allem zu bemerken, daß seine These in Bezug auf die Consuetudines Einsiedlenses und die Stellung Einsiedelns als cluniazensisches Reformkloster sehr fraglich erscheinen muß. Bekanntlich hat P. Odilo Ringholz versucht zu zeigen, daß Einsiedeln vor Cluny und unabhängig davon sich als Reformkloster betätigte[1]. Er stützt sich dabei freilich auch auf die Consuetudines Einsiedlenses. Aber gerade deren Einsiedler Ursprung ist mehr als fraglich. Sie werden allerdings heute in den Handschriftenbeständen Einsiedelns aufbewahrt (Nr. 235), sind aber nachweisbar im Stift St. Emerman zu Regensburg geschrieben worden. Mit der Reform dieses Klosters betraute aber

[1] «Des Benediktinerstiftes Einsiedeln Tätigkeit für die Reform deutscher Klöster vor dem Abte Wilhelm von Hirschau.» Studien und Mitteilungen aus dem Benediktinerorden, 1. Bd. (1886), S. 50 ff.

St. Wolfgang, der freilich aus Einsiedeln kam, nicht Einsiedlermönche, sondern solche von St. Maximin in Trier, die sicher ihre eigenen Gewohnheiten mitbrachten und nicht die eines fremden Klosters übernahmen. Daß St. Wolfgang Mönche von Trier kommen ließ, erklärt sich aus seiner frühern Tätigkeit daselbst. Der Einschlag von cluniazensischen, lothringischen und englischen Ideen in den Consuetudines erklärt sich bei ihrer Herkunft aus Trier viel ungezwungener und einfacher, als wenn man Einsiedeln als Entstehungsort annimmt. Darin wird man Tomek aber durchaus rechtgeben können, daß die Marienverehrung in Einsiedeln, so gut wie in andern Klöstern der Zeit sich fand, und daß diese allmählich die Salvatorkapelle zur Marienkapelle werden ließ.

Hans Hirsch, dessen schon erwähnte Arbeit kurz nach der Tomeks erschien (die beiden Wienergelehrten hatten sich übrigens in dieser Frage mündlich gegenseitig ausgesprochen, wie Hirsch gelegentlich bemerkt), übernimmt im allgemeinen Tomeks Auffassungen und unterstützt sie insofern, als er sagt, daß in der Bulle der Hinweis auf die Einweihung der Kapelle zu Ehren Marias sich von Anfang an befunden habe (eine gleichzeitige Fälschung für Kempten bringt die ganz gleiche Wendung) ; mit andern Worten, daß die Weihe der Kapelle zu Ehren Marias zu einer Zeit (erstes Viertel des 12. Jahrh.) behauptet wurde, als in den andern Quellen die Kapelle immer noch als zu Ehren des Salvator geweiht bezeichnet wird.

Über die Gründe, die Einsiedeln zur Beschaffung der Bulle veranlaßten, spricht Hirsch die Vermutung aus, daß dies unter Umständen gegen den Bischof von Konstanz geschah, der vielleicht versuchte, die Kapelle weihen zu wollen. Aber er stellt dies als bloße Vermutung hin. Hirsch ist übrigens, gestützt auf die vorhandenen Zeugnisse, der Auffassung, daß sich die Wallfahrt erst seit dem 13. Jahrhundert nachweisen lasse. Darum vermag er, « die Aufzeichnung der Legende in der falschen Urkunde » auf keinen Fall als eine Etappe in der speziellen Wallfahrtsgeschichte von Einsiedeln zu deuten. Deshalb kommt er zu dem Schlusse : « Früher, da ich die Engelweihbulle nur flüchtig kannte, glaubte ich, daß hier eine ursprünglich echte Papsturkunde der vorgregorianischen Zeit im spätern Mittelalter überarbeitet worden sei. Als Motiv hätte dann nur mehr gelten können, daß man zu einer Zeit, zu der das Kloster schon ein gern besuchter Wallfahrtsort war, für eine Darstellung der Engelweihlegende Sorge trug, durch die diesem Ereignis eine Beglaubigung in möglichst früher Zeit zu teil werden sollte. Diese

Erklärungsmöglichkeit ist durch den Nachweis, der jetzt für die Entstehungszeit erbracht worden ist, einfach ausgeschlossen; im ersten Viertel des 12. Jahrhunderts war Einsiedeln noch kein Wallfahrtsort im eigentlichen Sinne des Wortes. Die Engelweihlegende ist aus der Marienverehrung, also aus einem religiösen Bedürfnis, hervorgegangen. Ich freue mich, daß für den Inhalt der einzigen sicher unechten Urkunde, die der sonst fleckenlose Archivbestand des Klosters birgt, eine solche Erklärung gegeben werden kann; denn ich schätze das Kloster Einsiedeln als eine Stätte, an der im Sinne der Benediktinerregel tiefe Religiösität und gelehrte Forschung noch heute einträchtig zusammenwirken.»

In neuerer Zeit (1934) hat, wie schon erwähnt, P. Romuald Bauerreis in seiner Studie: «Zur Entstehung der Einsiedler Wallfahrt» einen andern Lösungsversuch gebracht. Er geht von den verschiedenen sogen. Engelweihlegenden aus und zeigt, daß es sich dabei fast durchwegs um Christus-Heiligtümer handelt, daß ferner die «Christus-Weihekirchen durchaus Wallfahrtskirchen höhern Alters sind». Im weitern zeigt er, daß diese Christusweihe durchgängig nicht an der Hauptkirche, sondern an einem An- oder Einbau haftet; Kirchweihtag ist mit Vorliebe der 14. September, was vor allem für die Grabeskirche in Jerusalem, einem Hauptwallfahrtsort der Welt, zutrifft. All das findet sich nach Bauerreis auch in Einsiedeln. Hier haben wir nachweisbar eine Salvatorkapelle, die in die Kirche eingebaut und deren Weihetag der 14. September ist. Bauerreis glaubt in der Kapelle eine Nachbildung des heiligen Grabes erkennen zu können, die auf Betreiben des hl. Konrad von Konstanz erstellt wurde. Dieser war ja dreimal im Heiligen Lande und ließ in seiner Bischofsstadt zwei solche Nachbildungen errichten. Als im 12. Jahrhundert überall die Muttergottesverehrung mächtig aufblühte, führte dies in der bisherigen Salvatorkapelle zu einem Doppelpatrozinium. Bauerreis sieht darum in der Engelweihlegende eine sogen. Konfliktslegende. Der Konflikt endete hier damit, daß das Marienpatrozinium obenaufschwang und der Salvator selbst die Kapelle zu Ehren seiner Mutter weihte.

Zusammenfassend glaubt Bauerreis feststellen zu können: «Das Salvatorkapellchen in Einsiedeln, die jetzige Gnadenkapelle, ist eine der Nachahmungen der Heiliggrabkapelle in Jerusalem. Mit ihr und nur durch sie entstand die berühmte Wallfahrt. Nicht das weitaus spätere Muttergottesbild war der Anlaß dazu, so wenig wie die Meinradsreliquien, die nachgewiesen anderswo waren und sind. Die Gnaden-

kapelle kann auch nicht als 'Meinradszelle' betrachtet werden, wenngleich sie bei oberflächlicher Betrachtung gleichsam als Keimzelle der ganzen Kirche erscheinen möchte. Als Christuswallfahrt, nicht als Heiligen-(tumulus) oder gar Muttergotteswallfahrt, gehört die Einsiedler Wallfahrt in die Reihe der nicht zu zahlreichen alten Wallfahrten. » Nach ihm fand sich auch in der Salvatorkapelle ursprünglich eine Herrenreliquie, wie sich denn auch ein großer Kreuzpartikel und ein Dorn aus der Dornenkrone schon früh in Einsiedeln nachweisen lassen. Für die Engelweihbulle glaubt Bauerreis « eine bescheidene Weiheurkunde oder Schenkungsurkunde » als Grundlage annehmen zu können. P. R. Bauerreis setzt sich mit diesen Fragen 1936 noch in einer Spezialarbeit : Sepulchrum Domini [1] auseinander.

Zu den hier geäußerten Ansichten ist zu sagen, daß ihnen nur hypothetischer Charakter zukommen kann, denn einmal fehlen für das Bestehen einer Christuswallfahrt in Einsiedeln jede Beweise. Auch weisen die alten Nachbildungen der heiligen Grabkapelle in Jerusalem und diese selbst eine andere Form auf, als sie die Gnadenkapelle nachweisbar im Mittelalter besaß.

In neuester Zeit berührte den Fragenkomplex auch Dr. A. Bruckner im 5. Band seiner Scriptoria medii aevi helvetica (S. 50 f.), der Einsiedelns Schreibschule behandelt. Er glaubt in den Einträgen im Chronikon und im Annalencodex 356 die Hand Frowins, der um 1140 aus St. Blasien nach Einsiedeln kam, erblicken zu können und meint, daß eventuell von St. Blasien her, das über Fruttuaria sehr stark durch Cluny beeinflußt wurde, die ganze Engelweihlegende nach Einsiedeln gekommen sein könnte, so daß wir hier eine Art Importlegende zu erkennen hätten. Nachdem sich aber der Autor seither eingehender mit der Engelbergerschreibschule befaßt hat, hält er an der Autorschaft Frowins für die Interpolationen nicht mehr fest und meint, es könnten sonst St. Blasianermönche gewesen sein. Aber selbst wenn dies der Fall sein sollte, sind damit noch keine Beweise für die Herkunft der Legende aus St. Blasien erbracht. Und einen Erklärungsversuch dafür haben wir erst recht nicht vor uns. Wir haben es darum hier auch nur mit einer Hypothese, und zwar einer schwach fundierten, zu tun.

Dom Germain Morin, in der eingangs zitierten Arbeit, ist geneigt, sich Bruckners These anzuschließen, ohne dafür weitere Beweisgründe zu bringen. Mit Recht weist Morin indessen darauf hin, daß wir in

[1] Abhandlungen der Bayer. Benediktinerakademie, Band I. München 1936.

dem Schweigen der berufenen Quellen einen sichern Beweis für den Legendencharakter vor uns haben. Ebenso betont er mit Recht, daß das Neben- oder besser gesagt Ineinandersein zweier Marienheiligtümer jeder liturgischen Tradition der Zeit widerspreche. Einen Erklärungsversuch für die Legendenbildung selbst vermissen wir indessen auch bei Morin.

Wenn wir versuchen, eine Erklärung der Engelweihe zu geben, so geschieht es durchaus im Bewußtsein, daß Hirsch (l. c.) mit seiner Bemerkung Recht hat: « Unbedingte Sicherheit ist bei solchen Forschungen über Legendenbildung ja zumeist nicht zu erreichen. »

Zunächst gilt es, sich folgende Tatsachen nochmals fest einzuprägen:

1. Die Quellen des 10. und 11. Jahrhunderts schweigen sich über außerordentliche Vorgänge bei der Einweihung der ersten Klosterkirche vollständig aus. Die Weihe der Kirche selbst wird von den Annalen zum Jahre 948 vermerkt.

2. Im ersten Viertel, resp. in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts, treten uns zuerst die Engelweihbulle und dann die beiden interpolierten Einträge im Chronikon Hermann d. L. und im Annalencodex 356 entgegen.

3. Die sogen. Bulle gibt die Einweihung zu Ehren Marias an, während in Einsiedeln bis ins 13. Jahrhundert nur eine Salvatorkapelle erscheint, die erstmals 1286 als Marienkapelle bezeichnet wird. An der Identität der beiden Kapellen ist nicht zu zweifeln.

4. Bis in den Beginn des 14. Jahrhunderts (wohl erst nach 1314) fehlen jede weitere Nachrichten über die Engelweihe. Erst dort treten die Kopien der Bulle und die ausschmückende Legende gleichzeitig auf.

5. Erst mit dem 14. Jahrhundert erhalten wir auch sichere Nachrichten über das Bestehen einer Wallfahrt, deren Anfänge wohl älter sein mögen.

Auf Grund dieser Tatsachen muß wohl angenommen werden, daß weder die Tatsache der übernatürlichen Einweihung der Kapelle noch die Authentizität der Bulle feststehen. Die Bulle selbst wird von der Forschung einmütig als Fälschung abgelehnt. Es muß demnach eine allmähliche Legendenbildung vorliegen, deren Anfänge wohl im 11. Jahrhundert zu suchen sind. Wie weit sie mit der « Reformtätigkeit » des Stiftes Einsiedeln in Zusammenhang steht, ist nicht zu sagen. Sie darf

aber mit Fug und Recht in Verbindung gebracht werden mit dem Patroziniumswechsel der Kapelle, der allmählich eintrat resp. sich durchsetzte. Aus der *dem Erlöser* geweihten Kapelle wurde mit der Zeit, im Zusammenhang mit der damals aufblühenden Marienverehrung, eine *durch den Erlöser* geweihte Kapelle. Das Erlöserpatrozinium verlor sich allmählich und an seine Stelle trat das Marienpatrozinium. Um dieser Legende höheres Ansehen und eine schriftliche Unterlage zu geben, ließ man auf der Reichenau die sogen. Engelweihbulle ausfertigen. Da Einsiedeln die nötigen Unterlagen zu liefern hatte, ist es nicht ausgeschlossen, daß die Handschrift Hermann d. L., die in Einsiedeln lag, und die Einsiedlerannalen nach dem Inselkloster gebracht wurden, wo man damals, d. h. in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts, die auf die Weihe bezüglichen Einträge sowie andere machte, die mit den in der Bulle genannten Zeugen zusammenhängen. Wir haben es dabei nicht mit einer Fälschung im modernen Sinne zu tun, sondern mit einer damals vielfach üblichen Praxis, die für historische Rechte oder Tatsachen, resp. vermeintliche Tatsachen, gerne zum Mittel der Urkundenfabrikation griff, um etwas Schriftliches in die Hände zu bekommen. Solche Urkunden legte man naturgemäß den höchsten Autoritäten, Papst oder Kaiser unter, und zwar mit Benützung von echten Urkunden.

Für das Schweigen der Quellen vom 12. bis ins 14. Jahrhundert darf man die unruhigen Zeiten, die das Kloster, im Kampf gegen die Schwyzer wie gegen die Rapperswiler Herren als Schirmvögte, durchmachte, verantwortlich machen. Erst als nach 1314 allmählich ruhigere Zeiten einsetzten, drang die Kunde von den angeblich wunderbaren Ereignissen, die sich einst abgespielt und an die man damals, gestützt auf die sogen. Papstbulle fest glaubte, rasch in weitere Kreise, so daß sich das Aufblühen der Wallfahrt gegen die Mitte des 14. Jahrhunderts erklärt.

Im Jahre 1433 ließ man sich die angebliche Bulle Leo VIII. durch Papst Eugen IV. bestätigen. Damals wie früher und später glaubte man an die hier als unumstößliche Wahrheit festgelegte Tatsache. Das Schwergewicht der Bestätigung von 1433 lag übrigens vor allem in der vom Bischof von Konstanz angefochtenen Sakramentenspendung an die Pilger. Den Ablaß Leo VIII. bestätigte erstmals ausdrücklich Nikolaus V. im Jahre 1452. In gleichem Sinne bestätigte Rom auch später bis 1793 wiederholt die Bulle Leo VIII. Rom wollte damit in keiner Weise zu den in der Bulle genannten Tatsachen Stellung nehmen.

Das sogenannte *Kultobjekt* der Wallfahrt bildete seit dem 14. Jahrhundert unzweifelhaft die von Gott geweihte Kapelle. Belege dafür haben wir in der Verbreitung von Bulle und Legende, haben wir auch in den drei Engelweihmadonnen des Meisters E. S. von 1466 sowie in den ältesten Pilgerzeichen von Einsiedeln aus dem 15. Jahrhundert, die die Engelweihe darstellen. Wenn dabei einmal auch der Tod des hl. Meinrad erscheint und wenn seit ca. 1460 die Meinradslegenden immer wieder aufgelegt wurden, zeigt dies nur, daß auch die Meinradsverehrung mitspielte. Ja, es besteht die Frage, ob wir nicht in jener Erzählung, die wir schon in der ältesten Vita des hl. Meinrad[1] treffen, wonach Christus dem hl. Meinrad in der Gestalt eines Knaben erschien, einen Anlaß zur Legendenbildung erblicken können. Denn durch seinen Besuch heiligte und weihte Christus gleichsam die Zelle des heiligen Einsiedlers.

Das Gnadenbild, das in seiner heutigen Form wohl nach dem Brande von 1465 herkam, wurde erst seit dem 17. Jahrhundert mehr betont, als die Darstellungen auf Medaillen und Kupferstichen häufiger wurden. Aber erst nachdem 1798 die Franzosen die gottgeweihte Kapelle niedergerissen hatten, und diese bis 1817 fehlte, wurde das Bild eigentliches Kultobjekt, wie sich an Hand der damaligen Literatur eindeutig nachweisen läßt. Wenn auch die Kapelle 1815-17 mit dem gleichen Material wieder aufgebaut wurde, so trat sie nunmehr doch stark zurück. Die Engelweihfeier, bis 1729 nur dann begangen, wenn der 14. September auf einen Sonntag fiel, von da ab regelmäßig alljährlich, hielt die Erinnerung an die sogen. Engelweihe fest. Diese Feier ist ja im Grunde gesehen das Kirchweihfest der Kapelle und darf darum ruhig auch weiter begangen werden, so gut wie jede andere Kirchweihfeier. Und daß man sie, selbst wenn man die Unhaltbarkeit der alten Legende erkennt, mit besonderer Feierlichkeit umgibt, rechtfertigt sich durchaus, denn diese Stätte ist nun einmal durch die Jahrhunderte als Gnadenstätte erwiesen. Mögen sich auch ihre Anfänge im Dunkel der Legendenbildung verlieren, an der Tatsache, daß sich hier Gott in seiner heiligsten Mutter wunderbar erwiesen, ändert dies nichts. Man soll sich freilich hüten, die «Engelweihe» als Tatsache hinstellen zu wollen. Aber als an einer schönen, sinnigen Legende darf man sich auch an ihr freuen.

[1] Aus dem Ende des 9. oder Anfang des 10. Jahrhunderts; s. *Ringholz*, Stiftsgeschichte, Anhang S. 648 ff.

V. Gegner und Verteidiger der Engelweihe

Soweit die vorliegenden Zeugnisse erkennen lassen, wurde im Mittelalter die Tatsache der Engelweihe nicht angegriffen. Wäre Verdacht vorhanden gewesen, so hätte sich schon der Zürcher Kantor Felix Hämmerli um die Mitte des 15. Jahrhunderts dies nicht entgehen lassen. Im Zeitalter der Glaubensspaltung schmähten die Neuerer gelegentlich Engelweihe und Engelweihablaß. Daß Zwingli selbst dies getan, steht nicht fest, wohl aber taten dies Pfarrer Vögeli von Wallenstadt und Pfarrer Dörring von Hemberg [1].

Erst das 17. Jahrhundert scheint kritischer vorgegangen zu sein. Der Zürcher Professor Heinrich Heidegger gab 1669 eine Schrift heraus: «Dissertatio synodalis adversus religiosas et votivas peregrinationes», in der er gegen die Tatsache der Einsiedler Engelweihe Bedenken erhebt, auf ähnliche Berichte anderwärts (St. Denis, Tours, Westminsterabtei) verweist und bereits auch das Schweigen der zeitgenössischen Quellen betont. Ihm antworteten der Propst des Kollegiatstiftes Baden, Bernard Baldinger, und der damalige Einsiedler Stiftsdekan, P. Augustin Reding, denen Heidegger 1670 replizierte.

Im Laufe des 18. Jahrhunderts machte sich auch die Aufklärung an diese Frage heran. Dies läßt sich weniger aus direkt vorliegenden Schriften der Gegner als vielmehr aus den darauf gegebenen Antworten, die sich noch im Stiftsarchiv Einsiedeln finden, schließen. Die Patres Magnus Gruber, Anton Fornaro, Marian Herzog und vor allem P. Johann Nepomuk Weber haben z. T. sehr umfangreiche Verteidigungsschriften verfaßt. Auch der aus Einsiedeln stammende Rheinauermönch P. Fintan Birchler schrieb eine solche. Der gelehrte Rheinauerhistoriker P. Mauritius Hohenbaum van der Meer äußerte allerdings gelinde Zweifel an der Echtheit der Bulle, kam aber damit in Einsiedeln nicht gut an. Auch Würdtwein [2] und Grandidier [3] u. a. m. äußerten ihre Bedenken.

Im Laufe des 19. Jahrhunderts, wo die Urkundenforschung mehr und mehr ausgebaut wurde, richteten sich die Angriffe hauptsächlich vom wissenschaftlichen Standpunkt aus gegen die Bulle. Ladewig in seinen Regesten der Konstanzerbischöfe (Nr. 366), Jaffé in den Regesta Pontificum (2. Ausgabe Nr. 3708) und von Ottenthal in der Neubear-

[1] s. *Ringholz*, Stiftsgeschichte, S. 618.
[2] Nova subsidia diplomatica III, S. 395.
[3] Histoire d'Alsace I. Pièces justificatives, Titl. 292, p. CXXXIV f.

beitung der Böhmer'schen Regesten des Kaiserreiches unter den Herrschern aus dem sächsischen Hause (Nr. 364) lehnten die Bulle ab.

Diesen Angriffen gegenüber hat vor allem P. Odilo Ringholz in einem Anhang zu seiner 1896 bei Herder erschienenen »Wallfahrtsgeschichte Unserer Lieben Frau von Einsiedeln« versucht, die Bulle, wenn auch nicht in ihrer heutigen Form, zu retten, um dann, gestützt auf die Bulle, die Tatsache der Engelweihe zu erweisen. Allein er baute auf schwachem Fundamente auf, das vor allem durch die Forschungen von Hirsch erschüttert wurde. Hirsch und Tomek haben übrigens in ruhiger, sachlicher und vornehmer Weise die von P. Odilo Ringholz vorgebrachten Gründe entkräftet und versucht eine annehmbare Lösung der Frage zu geben.

Dom Germain Morin O. S. B.

Par O. PERLER

L'infatigable travailleur repose dans le caveau de l'église abbatiale de Notre-Dame des Ermites. Ses confrères, suivis de quelques amis, l'y ont déposé avec les rites impressionnants d'une liturgie austère et majestueuse. La dépouille mortelle, couchée selon l'usage bénédictin dans un cercueil ouvert, paraissait plus chétive encore, écrasée par une mort foudroyante, survenue le 12 février à Orselina, près de Locarno.

D'autres ont déjà tracé la vie de ce grand érudit [1]. Ses étonnantes découvertes dans le domaine de la patrologie latine (S. Jérôme, S. Augustin, S. Césaire) sont connues de tous. Son nom restera associé à jamais à celui de S. Césaire dont il publia l'édition princeps des œuvres complètes, après 60 ans de recherches. Deux volumes de tables de la Revue Bénédictine, actuellement sous presse, et dans lesquelles le défunt aura la part du lion, contiendront la liste d'une grande partie de ses innombrables articles.

Témoin de ses dernières années passées à Fribourg, où le vieillard vint se réfugier en 1939, nous voudrions simplement publier quelques extraits de lettres et un discours prononcé par le défunt à l'université de Fribourg à l'occasion de son 80e anniversaire. Ces documents révéleront mieux qu'un pauvre nécrologue quelques traits moins connus de l'éminent savant. Ils mériteraient une reproduction intégrale, car l'auteur y expose quelquefois sa pensée définitive sur tel sujet historique ; mais les vivants s'y opposeraient et nous craignons déjà de commettre des indiscrétions.

Dom Morin avait, en vrai bénédictin, l'horreur de l'oisiveté. Octogénaire, il termina l'édition des œuvres de S. Césaire. Il publia une nouvelle traduction, avec notes, de la règle de S. Benoît. Il rédigea

[1] Cf. Dr P. Ildefons Betschart, O. S. B., dans Wochenbeilage du *Vaterland*, no 8 du 20 février 1946, et *Zürcher Nachrichten* du 1er mars 1946. Un article de *La Liberté* du 6 novembre 1941 a été partiellement reproduit par le même journal, le 14 février 1946.

des articles pour diverses revues et il se plaignait d'être condamné à l'inactivité par les circonstances et par les infirmités :

« Ici, je continue à geler dans le marasme et l'inaction forcée. C'est bien mal correspondre à la grâce que Dieu me fait de jouir de toutes mes facultés physiques et mentales jusque dans ma 80e année. Que voulez-vous ?... Avez-vous des fraîches nouvelles de Mgr Kirsch ? Ce cher homme m'a rendu un bien mauvais service en me dissuadant d'accepter le travail qu'on m'offrait, à la Bibliothèque de Berne : là du moins j'aurais pu m'occuper utilement » (14 janv. 1941).

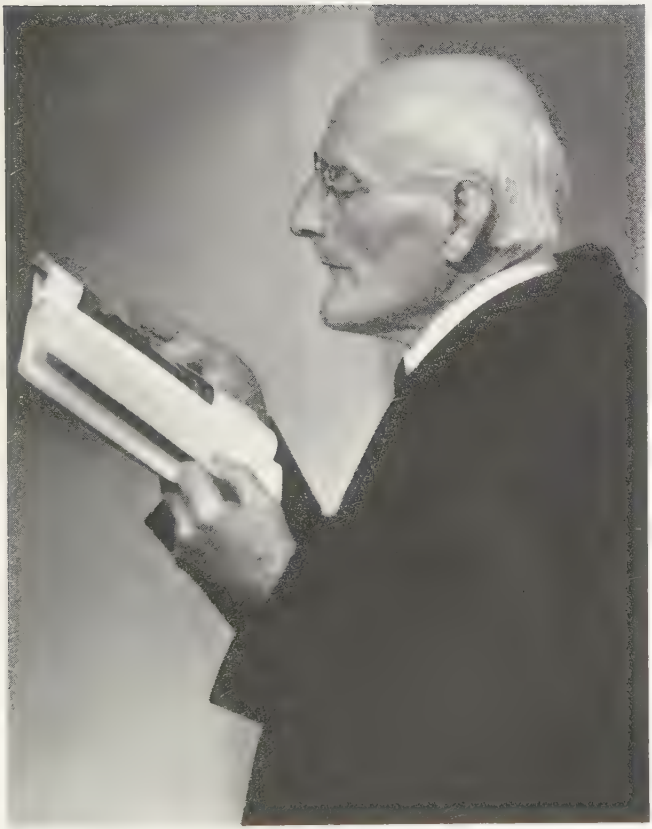
« Mes vacances ont consisté uniquement à me reposer dans le coin si tranquille de ma cellule. Maintenant, je vais essayer de rédiger quelques articles promis ça et là : mais ce ne sera pas 'un gran chè' ! J'aurais aussi à corriger les épreuves de mon édition, avec notes, de la Règle de S. Benoît, qui me tient tant au cœur » (24 août 1943), « notes sobres et discrètes, par lesquelles j'ai tâché de la faire comprendre des gens de notre temps, en montrant l'évolution nécessaire réalisée depuis le VIe siècle » (28 février 1943).

« Envoyez-moi, si vous le jugez bon, cet étudiant anglais, qui désire s'occuper de la tradition liturgique de son pays ; j'aurais bien quelques sujets intéressants à lui suggérer. Et comme je suis ici vraiment O.S.B. (ohne sonder beschäftigung) [1], si jamais vous croyez que je puisse partager en quoi que ce soit votre travail, et vous soulager d'autant, par exemple en me fournissant l'occasion de communiquer à vos étudiants le peu que je sais pouvoir leur être utile, ne craignez pas de me les adresser... vous m'aiderez ainsi moi-même à ne pas pourrir dans une oisiveté honteuse » (14 novembre 1943).

La vie du vieillard s'éteignait de plus en plus. Le feu sacré ne cessait de le dévorer. Il repassait des problèmes étudiés autrefois. Il se tenait au courant des dernières publications. Il se réjouissait des progrès des uns, il s'indignaient des lenteurs des autres. Il aimait qu'on lui signalât les articles qui touchaient ses travaux :

« Auriez-vous un moment de loisir, avant notre prochaine rencontre, pour jeter un coup d'œil rapide sur cette petite étude [sur saint Pirmin], déjà vieille de 27 ans... Bien qu'elle ait toujours eu, à mes yeux, une certaine importance, personne jusqu'ici n'a pris la peine de porter sur elle un jugement sérieusement motivé, même dans les milieux qualifiés pour cela, et qu'elle semblait devoir intéresser particulièrement. Je n'ai reçu encore que l'adhésion orale de certaines personnes qui avaient d'abord pris parti pour une tout autre solution. Comme le public de notre temps a souvent l'oreille dure, si vous jugez que la chose en vaut la peine, j'essaierais peut-être de traiter la question à nouveau, d'une façon plus claire et plus précise, en sollicitant les lecteurs qui en sont capables de

[1] La parenthèse est de Dom Morin.



D. Germain Morin
O.S.B.

dire ce qu'ils pensent de la solution proposée jadis par moi, et à laquelle je tiens avec la même conviction qu'autrefois » (2 juillet 1939).

« Mon cœur était en fête hier. Le Jésuite espagnol Madoz... m'envoyait un opuscule inédit de Vincent de Lérins : *Excerpta sancte memorie Vincentii Lyrinensis insule* $\overline{prbi}$ *quae de libris b. Augustini composuit, et misit* $\overline{sco}$ *Xisto pape.* (Extrait du « Gregorianum » XXI, p. 75-94.) Rien de bien original, sauf le prologue et la conclusion : mais c'est toujours précieux, et l'authenticité est hors de doute. Deo gratias ! Important aussi pour la genèse du *Quicumque vult.* Dans la *Zeitschr. f. Kath. Theol.* d'Innsbruck, le P. Otto Faller confirme, par une enquête à fond, ma thèse sur la provenance ambrosienne du *De Sacramentis.* Mais combien lentement l'opinion publique se rend compte de cette conquête de la vérité, même à Milan, après plusieurs siècles de préjugés irraisonnables contre ces catéchèses de toute première importance ! La gent humaine, même savante, est et restera toujours moutonnière » (7 mai 1940).

« Ne manquez pas de me communiquer l'article (au sujet de l'*Opus imperf. in Matth.*) ; il m'intéressera au plus haut point, ce sera mon étrenne de Pâques. J'ai publié sur lui, lors de mon séjour à Bâle, un mémoire dont il n'y a rien à rétracter, dans la Rev. Bénéd. t. 36 (1925), p. 239-262. Ma conclusion était que l'auteur, un fameux lapin, bien qu'Arien forcené, avait pu vivre, soit en Illyrie, soit en Italie, avant la chute définitive de l'Empire romain, lors des dernières persécutions dont ses coreligionnaires furent l'objet, donc au VI^e^ siècle. Qu'il ait séjourné un certain temps à Ravenne, la chose me paraît possible, vraisemblable même » (6 avril 1941).

« Vous n'avez vraiment pas parmi vos étudiants quelqu'un d'intelligent qui se déciderait à traiter la question si passionnante de l'origine du *Quicumque vult ?* Je demande cela, parce que je viens de recevoir de Milan un n° de l'*Ambrosius,* dans lequel un chanoine du Duomo, que j'estimais assez jusqu'ici, vient de ressasser la thèse, émise il y a quarante ans par le jésuite H. Bremer, de l'origine ambrosienne de ce symbole, thèse avalée depuis par tout une gent moutonnière... solution inadmissible, inconcevable, absurde. Les parallèles de formules dogmatiques qu'on prétend retrouver dans S. Ambroise ne prouvent rien ; elles font partie du fonds commun de la théologie orthodoxe à partir du IV^e^ siècle. Ce qui est décisif, ce sont certaines locutions plus vulgaires qu'on ne peut imaginer chez Ambroise. La vraie solution s'impose depuis longtemps. Le Quicumque ne saurait être de beaucoup antérieur aux environs de l'an 500. Le premier qui l'ait mentionné et propagé avec ardeur est incontestablement S. Césaire d'Arles : il n'est pas exclu que la rédaction définitive soit son œuvre, car les expressions vraiment caractéristiques sont de lui. Cependant, j'admettrais volontiers le sentiment du P. Madoz que l'auteur premier est saint Vincent de Lérins. En tout cas, c'est vers la Provence, vers l'an 500, vers les milieux Lérins/Arles, que toutes les données du problème nous aiguillent. Pour l'honneur de la science catholique, et spécialement de votre Université, j'aimerais à voir quelqu'un d'ici résoudre d'une façon raisonnable cette question qui a donné lieu à tant de théories ridicules et humiliantes. Volontiers je mettrais tout ce que je sais là-dessus au service de l'étudiant

qui mordrait à l'hameçon : mais s'en trouvera-t-il un seul ? Ce ne sont pourtant pas les subsidia qui font défaut : il a paru sur le sujet une abondante littérature dans les dernières cinquante années » (2 février 1943).

A plusieurs reprises Dom Morin avait en effet offert ses services aux étudiants à la recherche d'un sujet de thèse. N'ayant jamais enseigné, il ne se rendait compte ni des capacités ni surtout du goût des étudiants. Ceux-là ne « mordirent pas à l'hameçon. » Il finit par se résigner : Je ne puis quand même pas choisir l'épouse pour un autre :

« Je vous envoie un premier choix de sujets de thèses, tous utiles et actuels... J'y aurais joint volontiers quelques éditions désirées... mais ce serait difficile à réaliser '*tempore belli*'. Je crains même que plusieurs sujets suggérés ici ne soient au-dessus de la moyenne de vos élèves, mais je serai toujours prêt à fournir les renseignements et à aider de toutes façons. En tout cas, pour commencer, 'Mysticum numerum reseravi', comme dit cette vénérable *corneille* de S. Ambroise » (24 juillet 1941).

L'achèvement de l'édition des œuvres de S. Césaire d'Arles fut sa grande joie [1] :

« Oserais-je vous demander, quand vous aurez un moment à perdre, de grimper de nouveau jusqu'à mon pigeonnier... [2] J'aurais plusieurs choses délectables à vous communiquer... J'ai surtout à vous annoncer de belles choses à propos de S. Césaire, de l'achèvement prochain de son Edition, des grandes choses qui se préparent pour son XIV^e^ Centenaire, à Arles, peut-être même à Rome. Enfin, je voudrais vous demander aide et conseil sur ce qu'il faudrait faire pour obtenir de transmettre, par voie diplomatique, les envois manuscrits y relatifs... Vous savez que je suis, en ces choses, l'homme le plus idiot et le plus dépourvu du monde... Pardon seulement de ma hardiesse » (5 mai 1942).

« Savez-vous que le dernier volume de mon Edition de S. Césaire a enfin paru ? Je n'en ai reçu pour moi-même jusqu'à présent qu'un seul exemplaire. Il doit être offert ces jours prochains au Saint-Père par le Cardinal Mercati » (28 février 1943).

Le Saint-Père, qui s'était engagé à subvenir aux frais de l'impression du 2^e^ tome, témoigna sa vive satisfaction et il sera permis de rappeler que son prédécesseur, S. S. Pie XI, l'amateur auguste et passionné de textes anciens, avait tenu à relire, dans son lit de malade, les épreuves du 1^er^ volume, qui lui était dédié.

[1] On lira avec profit l'article de Dom G. Morin : Comment j'ai fait mon édition des œuvres de saint Césaire d'Arles, Tirage à part de la *Nouvelle Revue de Hongrie*, mars 1938.

[2] Durant son dernier séjour à Fribourg, Dom Morin demeurait au couvent des Pères Cordeliers, à l'étage supérieur, reconstruit à neuf, du monastère, dont les combles avaient été détruites par un incendie.

Des voyages scientifiques dans tous les pays de l'Europe, un séjour prolongé en Allemagne, avaient mis Dom Morin en contact avec diverses nations dont il rêvait la réconciliation et la collaboration. Ses idées pacifiques lui avaient coûté cher pendant la première guerre mondiale — peut-être les avait-il manifestées imprudemment. Il vivait dans un autre monde. Les événements de la deuxième guerre le tourmentèrent moins, semble-t-il. La destruction des œuvres d'art de Caen, sa ville natale, l'affecta toutefois douloureusement et il ne cacha pas ses sentiments de bon patriote français :

« Quelle horrible situation de l'Europe, de la France surtout ! Je ne désespère pas que, cette fois encore, le jour de S. Martin, le 'bellator Domini' ait marqué le commencement de la fin. J'aime à me persuader que le Maréchal — disparu, dit-on, avec Weygand — est allé rejoindre Darlan en Afrique, pour essayer de reconquérir notre France. Il en a bien le droit, maintenant que Hitler et les siens ont violé les conditions de l'armistice » (13 novembre 1942).

Les visites lui étaient agréables. Il souffrait de la solitude. Les auditeurs non prévenus pouvaient non seulement admirer sa bonté accueillante et son esprit fin, mais peut-être s'étonner de sa critique railleuse et acerbe. Ceux qui connaissaient mieux ce maître de la critique scientifique y voyaient un excès de ses qualités. Ils pensaient à S. Jérôme qui unissait, comme lui, la charité la plus touchante à la critique la plus mordante. Le défunt lui-même se compare au solitaire de Bethléem dont il aimait à répéter les propos :

« Réjouissez-moi bientôt de votre bonne visite. Comme le vieux Jérôme à Bethléem, je suis habitué à vivre en ermite, étranger au monde ; mais, comme lui aussi, j'ai la faiblesse d'aimer que le monde ne m'oublie pas tout à fait » (28 février 1943).

« J'erre tout désemparé comme une âme en peine, depuis que vous n'êtes plus là pour ravigoter mon âme et mes vieux os » (6 mai 1943).

Il vient d'être question de l'esprit critique de Dom Morin. On ne s'étonnera guère de ce que, comme au P. Delehaye, « le cher et illustre érudit », ainsi qu'il le disait en apprenant sa mort, « le Président défunt de la Société des Bollandistes, sans égal dans toute la série de ceux-ci depuis la fondation au XVII^e^ siècle » (30 avril 1941), on lui ait adressé certains reproches et qu'on l'ait taxé de dénicheur de saint.

Il avait, vers la fin de 1944, publié dans une petite revue locale quelques lignes sur sainte Cécile. Ce qu'il y disait produisit quelque émoi dans certains milieux. Dom Morin répondit par un petit article

— le dernier probablement qu'il ait écrit — demeuré inédit, dont on nous saura gré de donner ici du moins la conclusion :

« Ce n'est pas de « dénicher les saints » qu'il s'agit aujourd'hui, mais simplement de faire le départ entre l'histoire et la légende dans le domaine de l'histoire ecclésiastique. Que chacune reste à sa place, et tout sera en ordre. Et qu'on ne pense pas qu'en ce disant je veux rabaisser la légende ; bien au contraire, j'en ai une plus haute idée que de l'histoire, à certain point de vue. « Elle est, en général, plus belle que l'histoire, me disait souvent Mgr Duchesne : car l'histoire, c'est ce qui a été, au lieu que la légende, c'est ce qui aurait dû être. » Les évangélistes, parce que faisant œuvre d'historiens, nous ont transmis loyalement le récit de la trahison de Judas et du reniement de saint Pierre ; un légendaire s'en fût bien gardé, il eût considéré ces fautes comme inconcevables de la part d'apôtres du Christ. Il y a sans doute des légendes peu estimables, comme celles de saint Venance et d'autres martyrs, où l'auteur, croyant plaire à l'imagination populaire, invente les tourments les plus féroces, les plus hideux, sans pouvoir venir à bout, autrement que par le glaive, de son héros qui parfois n'a pas même existé. Mais c'est là la tare des légendaires de bas étage : il en est d'autres, et en grand nombre, dont les récits ne pèchent que par l'invention d'un plus noble idéal chrétien, Arnobe le Jeune, par exemple, et les autres auxquels nous sommes redevables des touchantes et délicieuses légendes de saint Sébastien, de sainte Agnès, de sainte Cécile et de tant d'autres qui ont charmé notre jeunesse. Leurs auteurs, encore une fois, ont pu pécher contre l'histoire : mais le magnifique idéal chrétien qui inspira leurs pieux romans est en quelque sorte supérieur à l'histoire elle-même. Si leurs récits n'ont rien à faire avec la réalité historique, on peut dire qu'il y a cependant en eux quelque chose de réel : la haute idée qu'on se faisait de la perfection chrétienne dans les milieux qui les vit éclore. C'est ce qu'il ne faut jamais oublier, lorsqu'il s'agit de récits de ce genre : comme *Fabiola* de Wiseman et *Callista* de Newman, ils témoignent du haut idéal que rêvaient, dont vivaient les personnages qui les ont imaginés ; et en cela ils glorifient le Christ et son Église qui visait si haut, plus haut que la pauvre humanité n'eût jamais pu prétendre en se bornant à raconter les faits dont la réalité historique est véritablement prouvée » (décembre 1944).

La charité de Dom Morin, sa délicatesse, sa reconnaissance étaient excessives :

« Excusez mon importunité et songez à la récompense que Dieu vous devra pour avoir assisté son vieux serviteur invalide » (30 avril 1941).

« Si vraiment, sans trop d'inconvénient pour vous, vous ajoutiez à vos bontés celle de partager mon expédition projetée à Berne, le courage me reviendrait de la réaliser... Mais, tout de même, je crains fort de faire une folie et de commettre un manque de charité en vous infligeant une compagnie telle que moi ! Ce sera la dernière fois » (3 septembre 1942).

Lui-même se faisait un plaisir de rendre service :

« Puissent ces réflexions diurnes et nocturnes de votre vieil ami », écrivait-il en communiquant un renseignement qui lui avait été demandé, « vous être utiles à quelque chose » (24 septembre 1942).

Cette vie de travail et de charité se nourrissait d'une piété réelle, profonde, bénédictine. Dom Morin aimait à assister, en habit de chœur, à la grand-messe des Cordeliers, ou encore, pendant que ce lui fut possible, le dimanche, dans les stalles de la cathédrale, à la messe chantée capitulaire. Les fêtes liturgiques occupaient ses pensées jusqu'à lui faire renvoyer un voyage scientifique :

« Voudriez-vous me faire savoir le jour et l'heure qui vous conviendraient pour le départ ? Pour moi, c'est égal, sauf que je désirerais assister encore à la fête du 8 septembre ici » (3 septembre 1942).

Ayant obtenu, sans le demander, le privilège de célébrer la messe dans sa chambre, il montra à un visiteur l'autel d'abord, ensuite, en face de lui, sa table de travail et il dit en souriant : « Ora et labora ! «

Son attachement indéfectible à l'Eglise était ancré dans une conviction sincère et surnaturelle, qu'aucune difficulté n'a su ébranler. Sa passion et sa noble gloire furent de la servir par la science. C'était, à son avis, une des tâches de l'ordre auquel il était fier d'appartenir. Après avoir parlé de la Revue Bénédictine et des récentes publications de ses confrères, il conclut :

« Les monastères bénédictins ont donc une raison d'être, même et surtout à notre époque de décadence ! » (2 février 1943).

L'homme célèbre n'ignorait pas ses qualités et ses succès. Il savait qu'il devait ces derniers à son travail acharné autant qu'à son génie. Mais enfin l'humilité, c'est la vérité et il fallait faire la part de la vieillesse qui rapproche, dit-on, de l'enfance. Dom Morin, tout grand savant qu'il fût, ne se gênait pas de rétracter ses erreurs :

« Je n'ai jamais été entêté dans mes opinions et j'ai plutôt péché en les rétractant mal à propos (par ex. pour la fameuse question de l'origine des *Tractatus Origenis*) » (2 juillet 1939).

« Autant que ses vieux yeux le permettent (votre serviteur) continue à rédiger ici ses Rétractations »

et il signe :

« votre 'vetulus asellus' reconnaissant » (d'Orselina, le 14 novembre 1945).

Les distinctions [1] ne le grisaient pas. Il savait en refuser. En fin de compte, tout l'honneur revient au dispensateur de tous les dons.

[1] Dom Morin fut créé docteur h. c. de l'Université d'Oxford en 1905, de Zurich (théol) en 1919, de Fribourg-en-Brisgau en 1926, de Budapest en 1935. Il fut

Les professeurs de la faculté des lettres de l'université de Fribourg l'ayant invité à recevoir le titre de Dr h. c. :

« J'ai remercié, écrit-il ; il serait ridicule à un vieux comme moi d'attacher encore du prix à une telle distinction. Ma meilleure attache à Fribourg consistera en ce que j'y aurai achevé, après 60 ans de labeur, mon édition de S. Césaire et dans le souvenir de la belle fête célébrée à l'occasion de mon 80e anniversaire. Ce souvenir me restera plus cher que tous les titres honorifiques possibles » (21 février 1945).

La mort dont il sentait l'approche ne l'effrayait pas. Il s'y prépara chrétiennement.

« J'aspire à prendre un peu d'air et de mouvement ; ce seront pour moi, je pense, les derniers beaux jours possibles, 'antequam vadam, et non revertar...' » (16 mars 1944).

« Nous reverrons-nous ici-bas ? Je n'ose l'espérer... Ora pro me vivo ac defuncto ! » (au départ de Fribourg, 21 février 1945).

Trois mois avant son décès, il donne des nouvelles sur son abbaye de Maredsous en Belgique :

« On construit dans notre jardin une nouvelle et plus grande bibliothèque, à l'abri de l'incendie. Il faudra venir la voir... et en user. Pas moi ! Je serai dans le cimetière à côté » (14 novembre 1945).

* * *

A l'occasion de son 80e anniversaire, quelques amis organisèrent une petite fête qui a dû s'adapter aux circonstances tragiques dans lesquelles le monde se trouvait à ce moment. Le jubilaire prononça devant un public universitaire le discours par lequel nous voudrions terminer ces pages. Le défunt nous y lègue une admirable leçon et, à l'instar d'un artiste habile, y trace même son meilleur portrait :

Excellence [1], Messieurs,

La manifestation de ce jour, si modeste et intime qu'elle soit, a bien cependant quelque chose d'insolite, et mon premier mouvement eût été de m'y soustraire. Mais, après réflexion, j'ai jugé mieux m'en remettre aux bienveillants promoteurs de l'initiative, ne pouvant douter de l'excellence des motifs qui la leur ont inspirée. Le premier de ces motifs aura été assurément de profiter de l'occasion qui s'offrait ainsi de rendre à Dieu, dispensateur de tous les dons, la gloire qui lui est due : car c'est lui seul, dit l'Ecri-

membre de la *Royal Society of London*, de la *Bayerische Akademie* de Munich, de la *Pontificia Academia di Archeologia* de Rome.

[1] Mgr M. Besson, évêque de Lausanne, Genève et Fribourg.

ture, qui « donne l'intelligence », lui qui m'a visiblement assisté au cours de mes longs travaux. Tout, en effet, paraissait s'opposer à ce que je fisse jamais rien qui vaille en fait d'érudition. Je n'avais de goût, au début, que pour la littérature, les beaux-arts, la poésie. Puis, au tournant décisif de ma carrière, dans l'atmosphère du cloître, à mesure que je me familiarisais avec les admirables travaux de nos grands ancêtres, les bénédictins français des XVII^e^ et XVIII^e^ siècles, une noble ambition s'éveilla en moi de recueillir leur héritage en suivant leurs exemples. Alors, contre toute attente, dès les premiers manuscrits que j'eus entre les mains, des découvertes, prodigieuses parfois, se succédèrent d'année en année : textes importants, qu'on croyait à jamais perdus, des écrivains les plus célèbres de l'antiquité chrétienne, saint Clément de Rome, Jérôme, Augustin, Césaire d'Arles ; restitution à leurs auteurs d'écrits au sujet desquels la critique, depuis des siècles, pataugeait dans l'erreur ; solution de problèmes historiques, littéraires ou liturgiques, dont on avait perdu l'espoir de trouver la clef ; et tout cela, avec une continuité, une rapidité qui avait quelque chose presque d'effarant ; tout cela aussi, généralement, sans aucun aide, en dépit de l'isolement, du manque de ressources, du scepticisme incurable des uns, des éloges exagérés des autres, malgré les découragements, les difficultés de tous genres enfin, jusqu'à ces affreuses guerres dont nous sommes témoins, et dont l'issue, quelle qu'elle soit, menace de rendre bien difficile pour un temps toute activité scientifique. C'est vraiment Dieu seul, avec l'intense intérêt que je portais de tout temps aux choses de son Eglise, qui a soutenu ma faiblesse à travers tant d'obstacles. Si bien que ma part s'est bornée à tirer des vieux manuscrits et autres documents leurs secrets, tout naturellement, comme il est naturel au renard de croquer les poules, au furet de dépister le lapin. A Dieu seul donc tout honneur et toute gloire : *humilietur homo, et exaltetur Deus !*

On demandera peut-être quels avantages peuvent résulter de pareils travaux ? Pas beaucoup, évidemment, au point de vue matériel, sauf peut-être le profit qui en revient à sa Majesté l'éditeur : pour moi du moins, le métier d'érudit n'aurait abouti qu'à me faire mourir de faim, n'étaient quelques bienfaiteurs compatissants qui m'aidèrent tout juste assez pour me permettre de faire face aux nécessités les plus pressantes. Mais ici, il faut nous placer à un point de vue plus élevé et considérer les avantages qui dérivent de tels travaux pour la conservation et l'affermissement de la foi au sein du peuple chrétien. Les Pères et les Docteurs insistent en toute occasion sur la fin que Dieu se propose en suscitant dans son Eglise des savants et des érudits. Saint Augustin va jusqu'à les mettre à côté des conciles et des chefs de la hiérarchie, parmi les instruments que le Christ a choisis pour maintenir et fortifier les simples dans la foi (Epist. 118, 5, 32). Saint Anselme abonde dans le même sens. Bernard de Clairvaux lui-même n'hésite pas à reconnaître combien il importe à l'Eglise de pouvoir produire des hommes de haute culture : *Non ignoro, quantum ecclesiae prosint litterati sui* (in Cant. 36). Et vraiment, j'ai entendu maintes fois des personnes d'une rare élévation d'esprit me faire cet aveu : « Nous ne nous dissimulons pas les objections qu'on peut formuler contre tel ou tel

dogme de la croyance catholique ; mais ces objections, Dom Morin et tel et tel autre savant les connaissent mieux que nous encore, et cela ne les empêche pas de demeurer inébranlables dans la foi. » Chose étrange pourtant, les non-catholiques sont parfois les premiers à apprécier à leur valeur les travaux des érudits qui surgissent parmi nous, alors que l'attitude de certains à leur égard ressemble un peu — pardonnez-moi la comparaison — à celle d'une poule qui, ayant couvé des canards, ne les verrait pas sans quelque appréhension se risquer sur l'élément liquide. Dès la première heure, il est vrai, on vit Louis Duchesne déclarer nettement que l'Abbaye de Maredsous était en train de devenir un petit Saint-Germain-des-Prés. Mais c'est seulement à partir du jugement porté par le Professeur Harnack de Berlin qu'on commença à se douter, parmi les nôtres, que mes pauvres labeurs pouvaient avoir, après tout, leur utilité. Et ce furent les sommités anglicanes de l'Université d'Oxford qui, les premières, m'appelèrent, relativement jeune encore, à recevoir les honneurs réservés d'ordinaire aux barbons de l'érudition. De même, ce furent les plus zélés Zwingliens de l'Université de Zurich qui, à la Toussaint 1919, m'invitèrent à recevoir dans le vieux Sankt-Peter le bonnet de Dr en théologie. Puis, l'une après l'autre, diverses Universités et Académies, la plupart parfaitement orthodoxes, m'obligèrent à m'encombrer de plus de couvre-chef qu'il n'était vraiment besoin pour une si petite tête.

Et voilà qu'aujourd'hui, tout à la fin de ma carrière, en ce 80e anniversaire, c'est votre jeune *Alma Mater* qui tient à protester qu'elle sait apprécier, elle aussi, les dons de Dieu, même dans le plus insignifiant, en apparence, de ses ouvriers. La chose est tout à son honneur, et je ne saurais, Messieurs, m'y montrer insensible, non plus qu'à l'insigne bienveillance dont m'a constamment entouré votre éminent Évêque, depuis notre première rencontre dans la capitale du Piémont, il y aura bientôt un demi-siècle.

Pour finir, qu'il me soit permis de m'adresser particulièrement aux jeunes gens qui font partie de ce sympathique auditoire, en tirant pour eux la leçon spéciale de ce jour. Vous êtes venus, Messieurs, à cette École du savoir, en vue de vous préparer une carrière pour l'avenir : mais ne cédez pas trop aux tendances utilitaires de notre temps, ne considérez pas toutes choses uniquement au point de vue du lucre, ne bornez pas votre ambition à ce qui concerne directement la profession à laquelle vous vous destinez. *Dilatamini*. Élargissez votre horizon, en enrichissant votre esprit de toute façon par la culture désintéressée du vrai et du beau. C'est ainsi que se sont formés les hommes qui ont fait le plus d'honneur à la société, aux époques les plus glorieuses de l'histoire. Même des laïques, engagés dans les occupations les plus absorbantes, tenaient à se mettre au courant des grands problèmes historiques, philosophiques, voire théologiques : c'étaient souvent des magistrats, des médecins, des hommes d'État, qui collectionnaient avec le plus de zèle les livres rares, les manuscrits précieux, qui rivalisaient d'ardeur à promouvoir autour d'eux des vocations scientifiques, à se faire les mécènes des génies naissants moins favorisés de la fortune. Cette race d'élite n'a pas complètement disparu, même à notre époque. J'eus une fois, à Oxford, il y a bien longtemps, comme voisin de

table un vénérable nonagénaire, le médecin de la reine Victoria, sir Henry Ackland, dont le haut dignitaire qui nous avait invités m'assure qu'il lui arrivait encore à son âge de passer une partie de ses nuits à lire saint Augustin. Et je sais qu'il y a présentement, à Fribourg, dans chacune des Facultés, des hommes tout à fait éminents dans la branche du savoir qui est leur domaine spécial, et qui, cependant, étendent leur intérêt bien au delà de ce domaine, jusqu'à la recherche plénière de la vérité, l'attraction suprême des âmes, selon la parole du Docteur africain : *Quid enim fortius desiderat anima, quam veritatem* ? (tr. 26, 5 in Joh.). C'est là le signe auquel on reconnaît les esprits vraiment supérieurs ; c'est la mission de nos hautes Ecoles de former de tels esprits : pas seulement des pharmaciens, des dentistes, des médecins, des juristes, des littérateurs, des philosophes, ou même des maîtres en science théologique, mais des esprits passionnés pour la recherche du vrai sous toutes ses formes. C'est cet esprit qui m'a toujours dirigé au cours de plus de cinquante ans de labeur : et comme l'Apôtre, j'ai confiance que je n'aurai pas perdu ma peine. Puissent d'autres, parmi ceux qui sont venus prendre part à cette réunion, s'éprendre à leur tour de cette glorieuse vocation du savant chrétien, pour la gloire de Dieu et à l'avantage de leurs semblables.

Die Einführung der Bruderschaft der Mater Misericordiae in Disentis 1804-1824

Von P. Iso MÜLLER

Schon die großen Cluniazenseräbte Odo († 942) und Majolus († 994) verehrten Maria als die «*Mutter der Barmherzigkeit*». Daher ist dieser Ehrentitel, den auch aszetische Schriftsteller wie Gottfried von der Vendôme († 1132) und der hl. Bernhard von Clairvaux († 1153) kannten, im Hochmittelalter nicht irgendwie auffällig[1]. So ist begreiflich, daß der hl. Petrus Nolaskus sich 1218 in Barcelona entschloß, einen «Orden der seligen Maria von der Barmherzigkeit» zur Befreiung der Gefangenen zu gründen (Religio B. Mariae de Misericordia seu de Mercede de Captivis)[2]. Die Anrufung: Maria, Mater misericordiae, findet sich bereits in den marianischen Litaneien des 13.-16. Jahrh.[3] Die tridentinische Brevierreform setzte endgültig in der marianischen Antiphon statt des früheren Anfangs: Salve Regina misericordiae die heute gebräuchliche: Salve Regina, mater misericordiae[4]. Nicht wenige Kirchen übernahmen diesen Titel, besonders in Italien. Aus der Nähe seien erwähnt die Kirchen S. Maria della Misericordia zu Ascona (1399 wiedererbaut) und in Selva zu Locarno (1400 errichtet, 1424 konsekriert)[5]. Zur Verbreitung des Misericordien Patroziniums trugen in erster Linie die «Bruderschaften der Barmherzigkeit» bei, die im 13. Jahrh. unter dem Einflusse der Franziskaner und Dominikaner entstanden und sich im Spätmittelalter und in der Barockzeit weithin im Abendlande verbreiteten. Sie stellten sich unter den Schutz der Mater misericordiae, die sie auf ihren Bannern und Fahnen darstellten, wie sie die Mitglieder

[1] *Beissel St.*, Geschichte der Verehrung Marias in Deutschland während des Mittelalters (1909), S. 99, 107, 123-125, 219, 436, 500. Dazu *Berlière U.*, L'ascèse bénédictine des origines à la fin du XII[e] siècle. Paris 1927, S. 239-241.

[2] Darüber Stimmen aus Maria-Laach 51 (1896) 272, 282.

[3] *Santi A.*, Les Litanies de la Sainte Vierge. Paris 1900, S. 130-131, 148, 178, 188, 228-229. Theologische Quartalschrift 107 (1926) 259, 263. Für das 16. Jahrh. siehe *Beissel St.*, Geschichte der Verehrung Marias im 16. und 17. Jahrh. (1910), S. 491.

[4] Analecta Hymnica 50 (1907) 318.

[5] *Gruber E.*, Die Gotteshäuser des alten Tessin (1940), S. 112-113, 179. Dazu *Beissel St.*, Wallfahrten zu Unserer Lieben Frau (1913), S. 62, 106, 172, 283.

der Confraternità unter ihren schützenden Mantel nimmt (sog. Schutzmantelbild). Deshalb nannte das Volk die Vereinigung auch Società del gonfalone. Diese Bruderschaften widmeten sich den Werken der Barmherzigkeit, verschafften Hilflosen und Kranken Herberge und Pflege. Mit Vorliebe vollzogen sie Beerdigungen, bei welchen sie mit Kapuze über Kopf und Kerze in der Hand erschienen. Die älteste und vorbildlichste Genossenschaft war die der Fratelli recommandati, welche der hl. Bonaventura um 1260-70 in Rom gründete. In Italien verbreiteten sich die confraternità della misericordia am meisten [1].

Wie kam nun diese Bruderschaft nach *Disentis ?* Schon seit der merowingischen Zeit besaß die Abtei neben der Martinskirche eine Marienkirche. Zum mindesten ihr Grundriß stammte noch aus der Zeit des hl. Ursizin um 750. 1663 ließ Abt Adalbert II. für diese alte Kirche einen neuen Hauptaltar aus vergoldetem Schnitzwerk herstellen [2]. Viele Votivtafeln bewiesen noch Ende des 18. Jahrh., daß die Kirche keineswegs verlassen war [3]. Als nun am 6. Mai 1799 die *Franzosen* Dorf und Kloster in Flammen setzten, vernichtete das Feuer auch die Marienkirche, von der nur noch die Mauern übrigblieben [4]. So ging auch der Hochaltar mit dem barocken Gnadenbild zugrunde, wie es uns ein rätoromanisches Lied von 1801 nicht ohne Ergriffenheit schildert :

Consummada dellas flommas	Eingehüllt in Flammenzungen
Vossa Statua vein nus viu	Sehen wir Dein heilig Bild,
Strepazada er cun gomias	Hörten weinend Lästerungen,
Spons vein larmas lundergiu.	Die Dich schmähten frech und wild.
Il soing Tempel che vus vevas,	Und der Tempel, den Du fandest,
Quel ei ussa ruinaus,	Ward des grimmen Feuers Raub,
Vies Altar, sil qual vus stevas,	Der Altar, auf dem Du standest,
Tut en tschendr'ei uss midaus.	Er auch fiel in Asch und Staub.

[1] *Perdrizet Paul*, La Vierge de Miséricorde. Etude d'un thème iconographique. Paris 1908, S. 59-66. Das kritische Buch behandelt das Schutzmantelbild in seiner ganzen Entwicklung.

[2] Synopsis ad 1663. Die hier angeführten archivalischen Quellen befinden sich alle im Stiftsarchiv Disentis, so Synopsis von Adalbert de Funs († 1716), Acta Capitularia (abgekürzt AC) oder Nuntiaturakten (abgekürzt ND) usw. Wo nichts angegeben ist, handelt es sich um die Mappe « Marienkirche », wo auch die gedruckten alten Lieder sich finden. Metrische Übersetzungen dieser Lieder von *P. Odilo Zurkinden*, in der Zeitschrift « Maria Einsiedeln » (1916), S. 119-121.

[3] Siehe das gedruckte Heftlein : Confraternitat de Maria cul tetel Mumma della Misericordia (1808), S. 4.

[4] ND fol. 403 zum 27. April 1804 : unus paries etiannum extat. Dazu *Spescha*, ed. Pieth-Hager (1913), S. 112 ; ferner Lieder von 1801, 1805 und 1814 (s. unten).

Nachdem die Einwohner von den Tälern und Bergen, in welche sie geflüchtet, wieder zurückgekehrt waren, betrachteten sie es als ihre erste Aufgabe, für die Erhaltung ihres Lebens zu danken und zu diesem Zwecke eine Muttergottesstatue herstellen zu lassen, die man an dem Patroziniumsfeste der Kirche, am 8. September 1801, dem Feste Mariä Geburt, feierlich auf einem vorläufigen Altare aufstellte. Dabei hießen die Disentiser ihre Madonna in einem eigenen rätoromanischen Liede willkommen : Bein vignida seis Regina [1]. Die Statue war ein sitzendes und angekleidetes Marienbild mit Jesuskind und Szepter, eingefaßt von Wolken und Strahlen, umgeben von Engelsköpfen, alles ähnlich wie in der Einsiedler Gnadenkapelle [2].

Mit dem Bilde, das die neue religiöse Einkehr nach den Unglückstagen von 1799 versinnbildet, war die Muttergotteskirche in den Vordergrund getreten. Im Februar 1803 ließ der damalige Ökonom *P. Anselm Huonder* die Patres versammeln, um über deren Restauration zu beraten. Alle sprachen sich im bejahenden Sinne aus ; doch sollten weniger notwendige Ausgaben vermieden und vorläufig nur die Feier der hl. Messe ermöglicht werden [3]. Es ist interessant, daß gerade P. Anselm Huonder, der während der damaligen fürstäbtlichen Sedisvakanz 1801-04 das Zeitliche des Klosters zu verwalten hatte wie P. Basil Veith das Disziplinäre, als erster das Problem der Wiederherstellung aufgriff. Und nun wurde gerade er am 13. Februar 1804 zum Abte gewählt. Die Abtsweihe erhielt Huonder auf eigenen Wunsch hin genau 5 Jahre nach dem unglücklichen Franzosenbrand, nämlich am 6. Mai 1804 in der Jesuitenkirche zu Luzern durch den Nuntius Testaferrata (1803-16), der ihm schon vorher die Wahl bestätigt hatte. Der päpstliche Vertreter, dem das Wohl der schweizerischen Klöster sehr am Herzen lag, blieb dem Abt Anselm zeitlebens sehr zugetan. Der Disentiser Prälat ließ nun sofort einen neuen zierlichen Rokoko-Altar in Rot und Gold herstellen (heute in der Immaculatakapelle). Während der neue Altar in die Hauptnische kam, errichtete man davor auf sechs Säulen einen eleganten Baldachin [4]. Als Bekrönung dienten vier Heiligenstandbilder : St. Josef

[1] Gedruckt in *Decurtins C.*, Rätoromanische Chrestomathie 1 (1896) 499-500, indes ohne Angabe des Verfasserinitiales : « D ».

[2] Die Statue ist heute noch erhalten ; sie wird als violette Mater Dolorosa, freilich nun in stehender Haltung (115 cm Höhe) und mit neu hinzugefügten Tränen an den drei Hochfesten St. Plazi, Carmel und Mater Misericordiae in Prozession herumgetragen.

[3] AC I, S. 54.

[4] AC I, S. 83 zu 1804 : Renovata ecclesia B. V. M., erectis ibidem columnis 6 et Rondella alla moda novissima ; sculptum est etiam satis artificiose Altare novum

und St. Joachim, St. Sebastian und St. Rochus, überragt von einer Muttergottesstatue [1]. Während die letztere heute auf dem Brunnenstock am Schwesternhause steht, sind die andern jetzt auf den Emporen der Martinskirche angebracht. Erhalten ist auch noch das zum Altar gehörige vergoldete Wappen des Abtes Anselm [2]. Für den ganzen Altar, die spätere Bemalung und Vergoldung inbegriffen, legte der Abt an die 1000 Florin aus [3]. Genau am Jahrestage seiner Abtswahl, am 13. Februar 1805, weihte Abt Anselm den Altar ein. Der Zulauf des Volkes, das die Tränen der Dankbarkeit und Rührung nicht zurückhalten konnte, war groß [4]. Ein eigenes Lied von 16 Strophen feierte das Ereignis: Tadlei o chars fideivels. Der Verfasser zollte darin dem neuen Abte Lob für seinen Eifer und wünschte dem Kloster für Gottesdienst und Jugendunterricht Marias reichsten Schutz [5]. In dieser Zeit wurde die Marienkirche auch sonst hergerichtet. Ein Gitter mit klassizistischen Guirlanden schloß Altar und Conche ab. Es trägt die Jahrzahl 1805. Heute dient es, etwas vergrößert, als Abschluß der Kryptaraumes gegen die Sakristei hin. Ferner kamen 1806, wie wenigstens P. Placidus Spescha berichtet, Sakristei (nach dem inneren Hofe gebaut) und Kanzel dazu [6]. Parallel zur Kanzel-Stiege war eine Treppe zu einer Rampe an der südlichen Wand, die dann nach außen führte und die Verbindung

pro eadem ecclesia. Ganz neu war natürlich der Baldachin-Altar, etwa im Stile der heutigen Disentiser Marienkirche, nicht. Die Renaissance liebte den Baldachin für die Fürsten, der Barock für den Fürsten aller Fürsten in der Kirche. Man erinnere sich etwa des berühmten Altares in St. Peter in Rom. Darüber *Schnell H.*, Der baierische Barock (1936), S. 147-148. Das Rokoko des 18. Jahrh. löste den Baldachin auf, wie etwa der luftige Baldachin-Altar der unteren Ranftkapelle von 1741 zeigen mag. *Durrer R.*, Bruder Klaus 2 (1921) 1150. So war also höchstens die Bemalung und Aufmachung des Disentiser Altares modern.

[1] AC I, S. 87. Dazu Vertrag mit Maler J. B. Andreoli von 1819.

[2] Abgebildet im Schweiz. Archiv f. Heraldik 33 (1919) 87. Nach einer Zeichnung und einer Photo von 1893 befand sich das Wappen vorn am Baldachin, nach dem Vertrag mit Andreoli 1819 über dem Holzbogen, der das Gitter der mittleren Apside abschloß.

[3] AC II, S. 142 (spätere Aussage von 1817).

[4] ND fol. 410 zum 17. Febr. 1805. Der Abt an den Nuntius: « Die 13. huius, in Anniversario nempe Electionis meae, altare omnino novum et egregie sculptum in Ecclesia B. V. M. de novo restaurata incredibili populi concursu et inter lacrymarum imbres devotorum fidelium consecravi annexa missa et concione solemni. »

[5] *Decurtins C.*, Rätoromanische Chrestomathie 1 (1896) 500-502, indes fehlt hier die Angabe des Verfassers: « F — — A — — et C. » Wahrscheinlich sang man das Lied unter der Messe des Abtes: AC I, S. 87-88: Celsissimus missam celebravit, sub qua cantata fuit Missa Rhaetica.

[6] *Pieth-Hager*, Pater Placidus a Spescha (1913), S. 157.

zum mittleren alten Klostertrakt (heutiger Brüderstock) herstellte. Alte Darstellungen geben diese Anlage genau wieder [1].

Obwohl der Abt nun ungefähr den status quo der Marienkirche wiederhergestellt hatte, genügte ihm das doch keineswegs. Das war nur ein kleiner Teil im großen Restaurationsplan. Als Abtei in einem mehrheitlich protestantischen Kanton erhoffte Disentis nach so vielen Prüfungen die Hilfe des *päpstlichen Stuhles*. Der Konvent hatte sich schon am 13. Juli 1802 und dann wiederum am 25. März 1804 dafür an Papst Pius VII. (1800-23) gewandt, der als Benediktiner wohl für das Kloster Verständnis aufbringen konnte. Das Anliegen des letzten Briefes war, der Heilige Vater möge sich beim ersten Konsul Napoleon für die Rückgabe der Disentiser Besitzungen im Veltlin einsetzen [2]. Da dies nicht erfolgte, suchte Abt Anselm wenigstens durch den Nuntius in geistlicher Weise die Hilfe des Apostolischen Stuhles zu erhalten. Wahrscheinlich schon bei seiner Benediktion, sicher aber unmittelbar nachher, kam Abt Anselm um Privilegien für die Muttergotteskirche und um die Gründung einer « *Bruderschaft* der Mutter der Barmherzigkeit » ein. In seinem Schreiben vom 27. Mai 1804 brachte der Abt seine « Indulti » und seine « Confraternità » in Erinnerung. In den Briefen vom 18. November und 30. Dezember 1804 dringt er wieder darauf. Vor allem wolle das Volk die Bruderschaft und die vollkommenen Ablässe, wie sie beim Besuche der heiligen Stätten in Rom und Jerusalem gebräuchlich seien und wie sie das Kloster schon vorher gehabt habe. Der Disentiser Prälat wünschte ferner ein Altare privilegiatum in perpetuum und das Vorrecht, jeden Tag die Votivmesse der Muttergottes lesen zu dürfen. Als Abt Anselm am 17. Februar 1805 über die Weihe des Altars berichtete, fügte er hinzu : es fehlen nur noch die Bruderschaft und die Ablässe, welche « die Gläubigen dieser Gegend mit heißen Wünschen unaufhörlich herbeisehnen » (Jam nihil aliud pene deest, quam ut nova Confraternitas sub Titulo B. V. M. Matris Misericordiae cum Indulgentiis et Privilegiis jam expositis instituatur : quod fideles huius Regionis summis votis praestolare non desinunt). Tatsächlich war das Volk davon unterrichtet und in großer Erwartung (il popolo era gia prevenuto e sta tuttora nella massima espettatione). Der Abt fürchtete, wie er am 24. März 1805 dem Nuntius berichtete, daß er vor dem frommen Volke schlecht dastehe (cattiva figura), falls sein Ziel nicht erreicht werde.

[1] Vgl. Zeichnung von J. R. Rahn in *Müller I.*, Disentiser Klostergeschichte 1 (1942) 35.

[2] ND fol. 395, 400.

Er wird nicht müde, die Marienkirche als den Lapis angularis des kath. Glaubens in Rätien, als « die erste katholische Kirche in den Alpen » zu preisen, welche schon Karl Martell und Karl d. Gr., Otto I. und Karl Borromäus besuchten. Viele Bullen der Päpste hätten die Kirche den Heiligtümern Roms gleichgesetzt, indes seien die Diplomae im Franzosenbrand 1799 zugrunde gegangen. Man sieht deutlich, wie sehr des Abtes Begeisterung und Not die Tatsachen etwas anders gestaltet, als sie eigentlich waren. Anselm Huonder sieht zwischen Disentis und Einsiedeln fast keinen Unterschied mehr : poiche la struttura della Capella e in tutto simile a quella e la devozione equale. Der Nuntius möge daher das rätische Heiligtum mit dem schwyzerisch-eidgenössischen gleichsetzen [1].

Endlich war der Erfolg beschieden. Am 20. Mai 1805 erreichte der Abt vom Nuntius ein apostolisches Indult, dessen Hauptinhalt folgender ist : die Besucher der Marienkirche können nach Sakramentenempfang und hinzugefügtem Gebete einen vollkommenen Ablaß gewinnen, ebenso die Mitglieder der Bruderschaft in der Todesstunde. Der Abt und vier von ihm bestimmte Patres erhalten besondere Absolutionsvollmachten. Das war aber dem Abte noch zu wenig. In einem Briefe vom 29. September 1805 bat er, Disentis doch mit Rom und Jerusalem, Compostella und Loretto gleichzustellen sowie das Privilegium des Altare privilegiatum in perpetuum und der täglichen Votivmesse zu gestatten. Ferner soll der Nuntius über alle Privilegien ein Diploma ostensibile ausstellen, das auf der Kanzel gezeigt und verlesen werden könne. Am 12. Dezember wiederholte der Abt seine Bitte. Darin spricht er auch von der Missa de Beata, die man auch bei Festen von duplex majus lesen möchte [2]. Der Erfolg blieb nicht aus : Pius VII. knüpfte am 29. Dezember 1805 an den Besuch der Disentiser Marienkirche die gleichen Ablässe wie sie Pilgern in Jerusalem, Rom und Compostella zuteil wurden. Ferner durfte nun am Marienaltar täglich die Muttergottesmesse gelesen werden, ausgenommen an Festen erster und zweiter Klasse. Am 29. Juni 1806 kommt der unermüdliche und zähe Abt wieder auf die tägliche Votivmesse zurück und auf das Vorrecht eines Altare privilegiatum [3]. Ein Indult vom 7. Juli 1806 machte wenigstens den Altar der Mater Misericordiae für Dienstag und Samstag zu einem Altare privilegiatum.

[1] ND fol. 404, 408-410.
[2] ND fol. 413.
[3] ND fol. 415.

Am 3. August 1806 dankte der Abt dafür. Zugleich gab er seiner Bestürzung Ausdruck über die Leiden des Papstes, für den er in der heiligen Messe täglich eine Oration einlegen lasse. Bekanntlich hatte Napoleon das französische Konkordat eigenmächtig behandelt und sich dem Kirchenstaate gegenüber sehr herausfordernd gezeigt [1]. Der Schlußerfolg der äbtlichen Bemühungen war im Briefe des Nuntius vom 12. November 1806 enthalten. Der Abt erhielt wenigstens für die Amtszeit Testaferratas (also bis 1816) die Möglichkeit, seinen Mönchen die Missionsvollmachten zu geben, die sonst nur der Präses der schweizerischen Benediktinerkongregation verleihen kann [2]. Der ausführliche Text all dieser 1805-1806 erteilten Privilegien und Ablässe ist seiner kirchenrechtlichen Bedeutung wegen als Anhang der Arbeit beigefügt.

Daß sich Abt und *Nuntius Testaferrata* (1803-16) in diesen Jahren sehr nahe traten, braucht kaum hervorgehoben zu werden. Die Freundschaft beider ist nicht zuletzt darin ersichtlich, daß der Abt gelegentlich Wildhähne für die Küche des Nuntius über Ursern-Luzern schickte [3]. Auch den kostbaren Disentiser Streusand ließ er ihm übersenden [4]. Es war daher für den Abt sicher eine Freude, als ihm der Nuntius 1807 seinen Besuch meldete. Der Abt hieß in einem Briefe vom 1. April 1807 den päpstlichen Gesandten willkommen und bat ihn, das Kloster unter den besonderen Schutz des hl. Petrus zu stellen. Der Nuntius möge auch qualche pathetica esortazione a miei religiosi sul merito dal'osservanza regolare e dei voti halten! [5] Das ist kaum geschehen. Testaferrata kam nicht eigentlich wegen des Klosters, sondern um die Pfarreien der rätischen Kapuziner zu visitieren. Die Abgesandten des Disentiser Hochgerichtes, nämlich Christian de Latour mit dem Schreiber und Weibel der Cadi, dazu der Dekan des Klosters, P. Sigisbert Frisch, gingen dem Nuntius bis zur Kapuzinerpfarrei Danis entgegen. Am 12. April kam er nach Disentis, wo ihn Kloster und Pfarrei unter dem Klange der Glocken feierlich einbegleiteten. Am folgenden Tage, am 13. April, also Montag nach dem zweiten Ostersonntag, zelebrierte der Nuntius feierlich in der Klosterkirche und erteilte darauf mehr als

[1] ND fol. 415. *Schmidlin J.*, Papstgeschichte der Neuesten Zeit 1 (1933) 81-87. Der Abt gab auch später am 22. Dezember 1807 seinen Befürchtungen für den Heiligen Stuhl Ausdruck. ND fol. 418.

[2] ND fol. 415.

[3] ND fol. 409 zu 1804 Dez. 30 und fol. 418 zu 10. Febr. 1808.

[4] ND fol. 411-412 zu 1805 (24 bacheti di nostra arena minerale) und fol. 437 zu 1816. Dazu *Spescha*, ed. Pieth-Hager, 62-63.

[5] ND fol. 416-417.

400 Kindern die heilige Firmung. Beim Mittagessen begrüßte ihn die Schar der 40 Klosterschüler mit Motetten, welche der Kapuziner Petrus Antonius für diesen Anlaß eigens komponiert hatte. Nachmittags war die Visitation der Pfarrei. Am 14. April begleiteten den Nuntius auf seiner Rückreise nach Danis die gleichen Ehrenherren, die ihn schon abgeholt hatten [1].

Zum Danke für die freundliche Aufnahme in Disentis konnte der Nuntius nun eine schon oft geäußerte Bitte des Abtes erfüllen und ihm einen römischen *Reliquienleib* verschaffen [2]. In Rom hatte man in den Priscilla-Katakomben mit Erlaubnis des Papstes Pius VII. am 4. April 1806 den Leib des *hl. Basiläus* Mart., samt einer Blutampulle ans Licht gezogen und dann mit einer Authentik vom 20. Januar 1807 an den Nuntius Testaferrata geschenkt [3]. Dieser gab ihn dem Kloster Disentis. Am 1. Juli 1807 kam er dort an, erhielt einen Sarkophag und wurde am 11. Juli, am Feste der Klostergründer, in feierlicher Weise von Cons her in die Klosterkirche überführt und dort aufgestellt. Eine besondere Cantilena in rätoromanischer Sprache : Nova steila oz compara erklang zu Ehren der neuen Katakombenheiligen [4].

Obwohl der Abt seine Privilegien und Ablässe für die Marienkirche und die Bruderschaft schon 2-3 Jahre in den Händen hatte, teilte er dennoch dem *klösterlichen Kapitel* die Angelegenheit erst am 8. Juli 1808, also unmittelbar vor der feierlichen und endgültigen Verkündigung, mit.

[1] AC I, S. 101-102.

[2] Am 3. August 1806 trug Abt Anselm erstmals seinen Wunsch vor : stante che a quest ora non si puo sperare altro sussidio dalla S. Sede. Er wünscht drei Heiligenleiber (due Santi ed una Santa, se fosse fattibile, non tutti battesati, di cui il nostro monastero prima del Incendio ne possedeva sei). Erneute Bitte um drei Reliquienleiber am 8. April 1807. ND fol. 415, 417. Die früheren Bitten von 1804 betrafen Reliquien der heiligen Jungfrau für den Marienaltar. ND fol. 408, 409.

[3] Orig. im Stiftsarchiv Disentis, doch bislang irrig auf 1827 registriert. Mit Handschrift geschrieben ist u. a. darin : sacrum Christi Martyris Corpus Sancti Basilaei per Nos de mandato SS. D. N. Pii PP. VII. extractum cum vasculo vitreo fracto sanguine S. Martiris tincto ex ven. Coemeterio Priscillae Via Salaria Nova die IV. Aprilis MDCCCVI., quod reverenter collocavimus in capsula lignea papyro picto cooperta, bene clausa, et vitta serica coloris rubri colligata ac sigillis nostris signata. Zur Echtheit siehe Bündnerisches Monatsblatt (1943), S. 219-223 ; (1944), S. 31-33. Dort auf S. 32 unten : quaedam statt quandam ; auf S. 33 oben : quaedam ossa statt quadam.

[4] AC I, S. 102-103. Dazu ND fol. 418. Der Abt bemühte sich in liturgischer Hinsicht nur noch um Messe und Officium des Misericordia-Festes. ND fol. 415, 416, 419 zu 1806, 1807 und 1814. Im letzteren Jahre plant er auch, einen vollkommenen Ablaß für die Besucher des Plazifestes zu erreichen, fol. 419.

Als Grund seiner Bemühungen gab er ausdrücklich an, er wolle die religiöse Betätigung des Volkes dadurch mehren und das Vertrauen der kommenden Generation auf die Muttergottes stärken [1]. Die jüngeren wie die älteren Mitglieder sahen sofort, daß damit das Kloster noch größere Arbeit in der Seelsorge erhalten werde. Die Senioren waren aber dennoch dafür, da ja das Volk von der Bruderschaft und den Ablässen bereits unterrichtet sei und die Veröffentlichung mit Spannung erwarte. Die Junioren sahen aber die Schwierigkeiten als größer an. Die seit 1804 neu eröffnete Klosterschule, welche gerade die besten der jüngeren Klostermitglieder voll in Anspruch nahm, und die Besorgung der schon dem Kloster gehörigen Seelsorgeposten im Bündnerlande schienen ihnen mehr als genug Arbeit zu sein. Zu diesen sachlichen Gründen gesellten sich noch Bedenken anderer Art. Der tief religiöse, aber allzu selbständige und selbstherrliche Abt hatte die ganze Angelegenheit erst vor das Kapitel gebracht, nachdem schon alles vom Nuntius erhalten und beim Volke bekannt war. Nachdem nun einmal die Sache so lag, hätte er besser die Frage nicht mehr zur Begutachtung vorgelegt. Aber in jeder Hinsicht am besten wäre es gewesen, wenn der Abt zum voraus mit seinen Mönchen über dieses nicht unwichtige Anliegen sich besprochen hätte. Trotz der Schwierigkeiten sprach sich dann das Kapitel doch mehrheitlich für die vom Abte eingeführte Neuerung aus, gegen welche nur einige jüngere Patres schweigend Verwahrung einlegten [2].

Am 10. Juli, also zwei Tage nach dem Kapitel, teilte der Abt in einer feierlichen Predigt dem in der Marienkirche zahlreich versammelten Volke seine Absichten und Erfolge mit. Er betonte, daß gerade die Ablässe wie früher von den Lutheranern so jetzt von den Aufklärern mit Unrecht verachtet worden seien. Darauf fand die feierliche Segnung der Statue statt, die dann grün gekleidete Jungfrauen, die sogenannten «Schwestern der Bruderschaft Mater Misericordiae» zur Martinskirche trugen, wo das feierliche Amt gehalten wurde. Dort predigte am Nachmittage bei der Vesper der junge Pfarrer von Truns, Placidus Sigisbert Frisch. Die Leiden der Franzosenzeit, so sagte er, haben das Erbarmen

[1] AC I, S. 108: ad excitandam majorem populi devotionem ac majorem posterorum in B. Virginem Mariam fiduciam ac ecclesiae perantiquae huic Deiparae Virgini dicatae venerationem.

[2] AC I, S. 108-109. Zu den Gründen der Opposition siehe Gedenkschrift zum 25jährigen Bestehen des Katholischen Schulvereins Graubünden (1945), S. 176-178, wo die Schwierigkeiten des Klosters infolge Personalmangel belegt sind.

Gottes hervorgerufen, der uns nun mit seinen geistlichen Gnaden in reichstem Maße beschenkt. Darauf brachte man die Statue in die Muttergotteskirche zurück und stellte sie wieder auf den ihr geweihten Altar. Am folgenden Tage pilgerte das Volk so zahlreich zum St. Plazifest nach Disentis, daß sehr viele unter freiem Himmel oder in einer Scheune übernachten mußten. An 3000 Personen beiderlei Geschlechtes ließen sich in die Bruderschaft aufnehmen. Zum Andenken nahm man gerne eine vom Abte mit großen Kosten geprägte *Medaille*, die erste bis jetzt bekannte Weihemünze der Abtei, mit sich. Sie kostete 8 Blutzger [1]. Wie ganz wenige noch erhaltene Stücke in der Klostersammlung zeigen, besteht dieses ovale Gedenkzeichen (25 × 32 mm) aus vergoldetem Mösch und weist auf der Vorderseite den von sechs Säulen getragenen Baldachin auf mit der Inschrift : CONFRATERNIT. B. V. M. MATRIS MISERICORD : 1808. Die Rückseite stellt das Bild der « Mutter der Barmherzigkeit » dar mit der Legende : DEVOTAM TIBI SERVA PATRIAM.

Erstmals feierte man das neue Bruderschaftsfest am 19. August 1808, also wie in Rom, am Sonntag in der Oktav von Mariä Himmelfahrt. Die Prozession, die Abt Anselm im Pontifikalkleide hielt, ging von der Marienkirche über Pastg de Bos (heutiger Weg unter dem Studentenspielplatz) zur Kreuzkapelle in Sontget und zurück zur Abteikirche, wo Pfarrer Anton Gieriet, Pfarrer von Medels, die Festpredigt und Abt Anselm das feierliche Amt hielt. Die ganze Prozession machte sich wie ein Gegenstück zum entsprechenden Umgang am Plazifeste aus. Die eine Prozession ging nach Osten, die andere nach Westen. Wenn auch nicht immer, so wurde doch meistens für Mater Misericordiae ein Ehrenprediger aus dem nichtklösterlichen Klerus des Oberlandes herbeigerufen. Mater Misericordiae blieb nach St. Plazi das größte der Disentiser Eigenfeste [2].

Die Einführung der *Bruderschaft* und das ganze Fest ist natürlich gut vorbereitet worden. So ließ das Kloster auf eigene Kosten 1808 bei Josef Graff in Feldkirch ein kleines achtseitiges Heftchen in rätoromanischer Sprache drucken : Confraternitat de Maria cul Tetel Mumma

[1] AC I, S. 110. Auf S. 109-112 alles über die Feierlichkeiten von 1808.

[2] 1816 pilgerte man infolge Regens nur bei der Vesper von der Marienkirche zur Martinskirche. Bereits 1817 und 1819 ging die Prozession nicht mehr bis zur Wegkapelle in Sontget, sondern nur bis zum Stalle bzw. zum Gitter, das den Weg zur Martinskirche in Davos Muster eröffnete (ad villam Davos Muster, ad portam in Davos Muster), wie heute noch. Am Tage nach dem Feste fand sicher seit 1817 eine heilige Messe für die Mitglieder der Bruderschaft statt. AC II, S. 118, 137, 214.

della Misericordia [1]. Der Verfasser weist auf die geschichtliche Weihe hin, die auf der Disentiser Marienkirche ruht. Der hl. Sigisbert hat den Ort, wo sie steht, durch sein apostolisches Leben geheiligt und der hl. Karl Borromäus, der sie nur mit entblößten Füßen betrat, durch sein ehrfürchtiges Beten denkwürdig gemacht. Ferner legt das Schriftlein die Vorteile der Bruderschaft dar, aber auch ihre Verpflichtungen. Jedes neue Mitglied muß sich einschreiben und bei dieser Gelegenheit die heiligen Sakramente der Buße und Eucharistie empfangen. Beim Angelus-Läuten am Morgen, Mittag und Abend ist dem englischen Gruße noch romanisch oder lateinisch hinzuzufügen: Maria, Mater Misericordiae, tu nos ab hoste protege et hora mortis suscipe. Die Mitglieder sollen es sich angelegen sein lassen, Entzweite nach Möglichkeit wieder zum Frieden zu bringen. Sie haben ferner einmal im Jahre die Kirche der Bruderschaft zu besuchen, wenn es sich machen läßt. Endlich sind sie gehalten, einmal im Jahre für die Konfraternitätsmitglieder eine hl. Messe lesen zu lassen oder zum wenigsten anzuhören. Schließlich ließ der Abt noch alle Vorteile der Bruderschaft und der Marienkirche, wie sie sich wörtlich in diesem 1808 gedruckten Schriftlein finden, indes ohne die genannten Verpflichtungen, kalligraphisch schön auf einem großen Plakate, das von einem roten Rahmen mit vergoldeten Rokokoornamenten eingefaßt war, nochmals in romanischer Sprache in der Marienkirche anbringen. Die schöne Tafel (62 × 54 cm) trägt das Papiersiegel und die Unterschrift des Nuntius vom 7. Mai 1809 [2]. Aus dieser Zeit stammt das gut getroffene und repräsentative Tafelbildnis des Nuntius Testaferrata, der in seiner Hand das Indult Pius VII. für die Bruderschaft der Mater Misericordiae hält. Weniger glücklich, immerhin aber denkwürdig, ist auch das Ölporträt des Chiaramonti-Papstes, das um 1808 entstanden sein dürfte. Wie sehr damals die Marienkirche und ihre Bruderschaft in den Vordergrund traten, erhellt schon daraus, daß das erste liturgische Kalendar des Klosters von 1819 und ihm folgend alle anderen bis auf heute dem hl. Martin sein angestammtes Patrozinium etwas schmälern mit der Überschrift: Directorium Monasterii B. V. M. Matris Misericordiae ad S. Martinum [3].

[1] Dazu AC I, S. 112 und Bibliografia Retoromontscha (1938), Nr. 715 u. 716.

[2] Das Schriftstück wurde zu Luzern unterfertigt und trägt die eigenhändige Unterschrift: F(abricius) Archiepiscopus Beryt(ensis = Beirut) et Nuntius Apostolicus.

[3] Daß der Konvent am Samstag und Sonntag sowie an Festtagen und deren Vigilien nach der Vesper zur Marienkirche zieht, um das Salve Regina zu singen, war in Disentis sicher seit 1880 Brauch, ist aber ohne Zweifel zum mindesten

Woher hat nun eigentlich Abt Anselm Huonder die Anregung, Unsere Liebe Frau unter diesem neuen Titel zu verehren? Geboren 1751 in Somvix, sah er noch die besten Jahre des großen und einzigen Wallfahrtsortes der Rätoromanen der Cadi und Benediktiner von Disentis, Maria Licht ob Truns. Sicher hat dann sein Studienaufenthalt in St. Gallen, wo die Immaculata seit den Bemühungen des Abtes Cölestin Sfondrati (1695) so verehrt wurde, nur fördernd gewirkt. Nicht unwichtig aber ist der längere Aufenthalt (1788-97) auf den Klosterbesitzungen zu *Postalesio* im Veltlin, inmitten eines Volkes, das für die Madonna sehr begeistert war und ihr Heiligtum in Tirano innigst liebte [1]. Und in Italien war ja auch die Mater Misericordiae sehr verehrt, vor allem durch die berühmte Bruderschaft in der Papststadt. Damit ist das Problem zur Hauptsache gelöst. Man könnte sich noch fragen, ob nicht Pius VII. (1800-23) selbst zu dieser Patroziniumswahl Veranlassung gegeben hat. Persönliche Beziehungen zum damaligen Benediktinerpapste sind nun allerdings nicht übermittelt. Die innige Freundschaft mit dem Nuntius in Luzern dürfte das Meiste erklären. Bemerkenswert ist aber, daß der Papst selbst nach seiner Rückkehr zur Apostelstadt 1815 das Bild der Mater Misericordiae in Savona, wo er vorher längere Zeit als Gefangener weilte, feierlich krönte [2]. So dürfen wir wohl mittelbar wenigstens geistige Anregungen des Römischen Papstes auf den rätischen Abt zur Diskussion stellen.

Seitdem 1808 die Bruderschaft gegründet war, verstärkte sich der Zustrom der Pilger zur *Marienkirche*, sodaß sie nicht mehr genügend Raum zu bieten schien. Der Abt entschloß sich zu einer Erweiterung und Vollendung der Kirche auf das Jahr *1814*, weil das Kloster am Plazidusfeste dieses Jahres das Fest seines *1200jährigen Bestandes* feiern wollte [3]. Für diesen Termin war auch bereits eine Orgel in Sicht. Eine Sammlung in den Jahren 1809 und 1810 hatte dazu 391 Florin ein-

schon von Abt Anselm Huonder eingeführt worden. Daß an sich diese Salve-Wallfahrten zu einem Marienaltar auf das Mittelalter zurückgehen, beweist *Beissel St.*, Geschichte der Verehrung Marias im 16./17. Jahrh. (1910), S. 494-503; dazu *Ringholz O.*, Wallfahrtsgeschichte von Einsiedeln (1896), S. 182

[1] Cardinalis Quirinus Bernardo de Franchenbergh, Abbati Monasterii Desertinensis, Epistola, S. VI, XVII. Dazu *Beissel St.*, Wallfahrten zu Unserer Lieben Frau (1913), S. 417.

[2] *Beissel St.*, Wallfahrten, l. c. S. 62, 172, 283. Das Heiligtum von Savona ist alt, das erste überlieferte Datum 1536. Der Abt liebte überhaupt Bruderschaften, hat er doch 1810 die vom Namen Jesu in Morissen eingeführt. AC I, S. 127.

[3] AC I, S. 10-13.

getragen. Die freigebigste Hand zeigten dabei Johann Anton Gieriet, Pfarrer von Medels und Sekretär des Kapitels, sowie Dr. theol. Joh. Bapt. Derungs, Pfarrer in Brigels, die je 100 Florin spendeten [1]. Am 9. August 1813 konnte Abt Anselm den Werkvertrag ins Reine bringen. « Herr *Anton Sacc*, Orgelmacher » übernimmt « eine gutte, solide, dauerhafte, liebliche Orgel zu verfertigen und bis den (!) nächsten S. Placidi-Fest aufzustellen. Die Register werden von gutten Zinn laut nebenstehender Liste gemacht und der Kasten laut einverstandener Zeichnung und Fason schön niedlich geschnitzt. » Das Kloster liefert das Holz, sorgt auch für Feuer, Licht und Wohnung. Auch für die Herbeiziehung eines Meisters auf 20 Tage kommt die Abtei auf. Das übrige muß aber der Orgelbauer selbst beschaffen und erhält dafür 450 Florin, dazu noch 50 « in Remesse Sr. Hochfürstl. Gnaden » [2]. Gleichzeitig hatte der Abt die Verlängerung der Marienkirche nach Westen mittels Riegelwand beschlossen, wie ein Vertrag vom 18. April 1814 mit Meister *Plazi Casanova* aus Lugnez beweist. Danach hatte Casanova dann in diesem neuen Teile die Orgel auf einer von vier Säulen getragenen Balustrade zu errichten. Dem gleichen Meister oblagen noch verschiedene Restaurationsarbeiten, mußte er doch die Dächer der drei alten Chorapsiden mit neuen Schindeln aus Lärchenholz decken [3]. Casanova begann seine Arbeit am 27. April 1814 und erhielt dafür 70 Florin und 10 Florin vom Abt als Zugabe [4]. Nach einem freilich undatierten Entwurfe ließ man wohl damals auch verschiedene Teile der Kirche wie die Balustraden des Chores und der Westempore, die Kanzel und die Orgel in abwechselnden Tönungen marmorieren. Für die Orgel sind fleischfarbene Engel und goldene Guirlanden vorgeschrieben. Auch der Hochaltar scheint erst damals sein in Rot und Gold glänzendes Äußere erhalten zu haben, wofür allein 16 Louisdor verausgabt wurden [5].

So hatte das Bruderschaftsfest vom 21. August 1814 ein außerordentliches Gepräge : die neue Orgel ertönte das erstemal in der, wenn auch nicht ganz vollendeten, so doch einigermaßen glücklich wieder-

[1] Neben der Benefactorenliste siehe AC I, S. 109 ; II, S. 14-15, wo auch Pfarrer Gieriet als Secretarius genannt ist.

[2] Vertrag im Großen Urbar des Archivs aus dem Anfang des 19. Jahrh., S. 37.

[3] So auch *Spescha*, l. c. S. 173.

[4] Vor 1814 war die Marienkirche sehr bescheiden, etwa 10 m × 16 m. Siehe *Curti N.*, in Studien und Mitteilungen O. S. B. 32 (1911) 125.

[5] Notta della Capella della B. V. Offenbar handelt es sich um einen italienischen oder tessinischen Maler. Zum Altare vgl. AC II, S. 190 zu 1818 : Hoc tempore quidam cristalli perlucidi, quos Reverendissimus poliri curaverat, appensi in altare B. V. Mariae Matris Misericordiae.

hergestellten Marienkirche [1]. Das Ganze gemahnte an die Festesfreude von 1808. Ein eigenes für diesen Anlaß gedichtetes Lied ist uns erhalten : « Bein schi grons e comodeivels, bein schi clars e sanadeivels, ei quest tempel oz il di. » Der Verfasser erinnert in seinen 15 Strophen natürlich an die vor 1200 Jahren erfolgte Klostergründung, seit welcher das Haus des hl. Sigisbert zwar schon fünfmal trauernde Ruine geworden, immer aber wieder als leuchtende Burgwehr neu erstanden ist. Vor allem gedenkt das Lied wieder des schrecklichen 6. Mai 1799, des größten Unglücks, welches je Kloster und Dorf getroffen hat. Auch dieses Mal erhob sich Disentis wieder, und wie das Fest zeigt, reich von Gottes Huld beschenkt [2]. Um dann die Wallfahrt zur « Mutter der Barmherzigkeit » auch in weiteren Landen zu verbreiten, ließ das Kloster das schon 1808 erschienene Konfraternitätsbüchlein nun 1815 bei Johann Bapt. Ganser in Ottobeuren (Allgäu) in deutscher Sprache drucken. Es zeigt am besten, wie sehr die Disentiser Benediktiner sich bemühten, ihr Heiligtum bekannt zu machen [3].

Was man für das Klosterjubiläum von 1814 noch nicht ganz vollenden konnte, tat man wenige Jahre später. Anno 1819 vergoldete der Disentiser *Johann Baptist Andreoli* den Wolkennimbus der Madonna, die Säulen und Statuen des Baldachins. Für seine Arbeit erhielt er 230 Florin und dazu noch 20 Florin als Gratifikation. 1823 besserte der Tessiner Gipsarbeiter *Francesco Somazzi* die Säulen der Orgelbalustrade und die Mauern des erst 1814 errichteten Anbaues aus. Die kurzen Arbeiten trugen Somazzi einen Schildtaler (un armetta) und dazu die Verpflegung ein. In dem Vertrag erfahren wir auch, daß das Antipendium zur Statue der hl. Anna neu befestigt wurde. Während vor 1799 in den beiden Nebennischen Altäre sich befanden, stellte man nachher dort nur zwei Statuen auf, die eine zu Ehren der hl. Anna, die andere zu Ehren der hl. Ursula, der zweiten Patronin der Kirche [4].

[1] AC II, S. 15. Zur Vergoldung des Eisengitters über dem Türeingang S. 43. Zu den Kirchstühlen S. 47.

[2] Erhalten in Octavformat einer rom. Liedersammlung (16 Seiten), die auch die Lieder zur Einweihe der Statue 1801 und zur Konsekration des Altars der Marienkirche enthält. Es füllt S. 11-15 aus und stammt von « C. et Fe. ».

[3] Das achtseitige Büchlein datiert vom 22. Weinmonat 1815 und trägt den Titel : « Marianische Bruderschaft unter dem Titel Mutter der Barmherzigkeit, welche von seiner Heiligkeit Pius VII. der uralten Muttergottes-Kirche in dem Kloster Disentis am Ursprunge des Vorder-Rheins verliehen und im Jahre 1805 eingesetzt worden ist. »

[4] Die Statue der hl. Ursula wurde erst Ende des 19. Jahrh. durch die des hl. Joseph und später durch die des hl. Joachim ersetzt.

Da diese Restaurationsarbeiten gerade 1823 gemacht wurden, möchte man vermuten, daß sie auf das *400jährige Gedächtnis des Grauen Bundes* (1424-1824) geplant waren. Nicht zufällig ließ ja der Abt im Jubiläumsjahr 1824 eine Weihemünze prägen, diesmal in runder Form (23 mm), sonst aber mit den gleichen Bildern : die Madonna, umgeben von Wolken und Engelsköpfen, auf der einen, der Baldachin mit den 6 Säulen auf der andern Seite. Die Legende heißt wiederum : DEVOTAM TIBI SERVA PATRIAM auf der Vorderseite, auf der Rückseite indes : CONFRATERNIT. B. V. M. MATRIS MISERICORD. 1824 [1].

Das älteste noch erhaltene *Ex-Voto* der Mater Misericordiae ist eine Sterbeszene mit guten Trachten aus dem Jahre 1807. Aus dem Jahre 1809 stammt ein heute noch in der Marienkirche aufbewahrtes Gemälde, das einen Studenten zeigt, der vom Hufe eines Pferdes getroffen zu Boden fällt. Darunter lesen wir die Legende : « Per Invocationem Beatissimae Virginis Mariae Matris Misericordiae Joannes Sebastianus Baselgia Somov(icensis) Studiosus a gravi vulnere in fronte ab Equo accepto Cranio perfracto, Cerebro defluente mirabiliter sanatus est Anno 1809. » Unter weiteren Votivbildern dieser Zeit ist auch eines von 1810, das von Camischolas stammt, bemerkenswert. Auch die Darstellung einer Operation eines Soldaten aus dem Anfang des 19. Jahrh. mag nicht unerwähnt bleiben. Die Überschwemmung von 1833 ist ebenfalls durch ein Votivbild vertreten. Diese Erinnerungszeichen, die heute mit Ausnahme des Somvixer Studentenbildes sämtlich im klösterlichen Museum geborgen sind, zeigen uns deutlich, wie bald schon die Verehrung der Mater Misericordiae im Volke zunahm.

Die Hochschätzung der Marienkirche zeigte sich auch darin, daß sie neben der eigentlichen Klosterkirche auch als *Begräbnisstätte* diente. Das war nun allerdings schon vor der französischen Revolution Brauch, sind doch Abt Adalbert I. Bridler († 1655) und Abt Adalbert II. de Medell († 1696) dort begraben. Im 18. Jahrh. zog man aber sichtlich die neue Klosterkirche vor, nur gegen Ende des Saeculums bestattete man die Laienbrüder in der Marienkirche (1776 Br. Meinrad Vergut und Br. Nicolaus Amstutz, 1782 Br. Lucius Goetti, 1796 Br. Liberat Bruscheti). Nach der Franzosenzeit fand dort zuerst Br. Georg Wamensperger 1804 seine Ruhestätte [2]. Dazu gesellte sich der am 29. Mai 1812

[1] Über das Jubiläum selbst *Spescha*, ed. Pieth-Hager (1913), S. 15, 181, 501-505. *Fry C.*, Der Trunser Ahorn (1928), S. 12-14, 116-127.

[2] Der Begräbnisort ist im Necrologium von 1810 angegeben. Die Daten indes nach *Schumacher Ad.*, Necrologium Monasterii Disertinensis (1925).

verstorbene Landammann und Pannerherr Gion Rest Modest Pally, der offenbar in der Kirche gestorben ist. Sein schlankes, farbiges Epitaph auf Holz mit Wappen und Inschrift blieb allen Besuchern der alten Kirche in Erinnerung und ist heute noch im Gang zur Marienkirche erhalten [1]. Von den Mitgliedern des Klosters aber fand als letzter dort seine Ruhestätte derjenige, der am meisten für die Kirche getan hatte : Abt *Anselm Huonder* selbst, nachdem er am 9. Mai 1826 das Zeitliche gesegnet hatte.

Abt Anselm schreibt die Tradition auch ein romanisches Lied zu : « Suspirs d'in Moribund tier Maria Mumma della Misericordia », gedruckt um 1821 [2]. Der Verfasser schildert in 19 Strophen, wie ein sterbender Sünder in seinen beängstigenden Gewissensnöten bei Maria Gnade und Trost findet. Da aber der Text keine besondere Erwähnung der Kirche oder der Bruderschaft von Disentis enthält, ja Maria nur einmal als Mumma misericordeivla anruft, scheint eine ältere Dichtung vorzuliegen, die später einfach durch einen neuen Titel der Mutter der Barmherzigkeit gewidmet wurde [3]. Schließlich hat Abt Anselm Huonder viel größere Verdienste, als die Abfassung eines Liedes ; er hat die ernste Stimmung nach dem Franzoseneinfall benutzt, um daraus eine dauernde religiöse Bewegung an den Ufern des jungen Rheines hervorzurufen. Es ist übrigens, um unser Thema abzuschließen, interessant, daß gerade dieser Prälat, der noch die große äußere Kultur des Klosters im 18. Jahrh. erlebt und die erträgnisreichen Besitzungen im Veltlin genossen hatte, zwar noch als letzter Klostervorsteher den stolzen Titel Fürstabt tragen konnte, aber auch als erster die religiösen Grundlagen der Abtei und des Oberlandes mehr zu verankern sich berufen fühlte [4].

[1] Darüber *Berther B.*, Ils Bannerherrs della Cadi (1920), S. 3. *Balletta Al.*, Novellen und Aufsätze (1888), S. 313-314.

[2] Gedruckt auf einem Sonderbüchlein von 15 Seiten in Oktavformat, das S. 1-8 eine Canzun auf den schmutzigen Donnerstag enthält, S. 9-15 unser Lied. Dazu ist noch in der Mitte des Schriftchens ohne Paginatur eingebunden Canzun en laud dils zens novs de Muster (bezieht sich auf 1821). Die Suspirs d'in moribund sind auch abgedruckt in *Decurtins C.*, Rätoromanische Chresthomatie 1 (1896) 505-506.

[3] *Fry-Sialm*, La Consolaziun (1941), Nr. 176 (hier erstmals in dieses Liederbuch aufgenommen). Dazu *Fry C.*, Ord l'historia religiusa dil pievel romontsch (1943), S. 8, 41, 50, 52 (SA aus Pelegrin, 1942-43).

[4] Vom Volksstandpunkte aus beweist die neue Wallfahrt und Bruderschaft, daß nicht erst die Romantik kommen mußte, um dieses Brauchtum zu beleben, sondern daß noch im Volke genügend katholischer Geist vorhanden war, dem die Aufklärung nichts schaden konnte. Vgl. *Schreiber G.*, Wallfahrt und Volkstum (1934), S. 65, 68, 70.

BEILAGE :

Die geistlichen Vorrechte der Marienkirche und der Bruderschaft der « Mutter der Barmherzigkeit »

(Acta Capitularia I, S. 110-111.)

Memoriam hic agere juvat Privilegiorum ac Indulgentiarum, quas Sanctissimus Papa Pius VII. benignissime concessit :

1. Tenore Indulti Apostolici ab Excellentissimo Domino Nuntio concessi de dato *1805, 20 Maii*, conceditur Abbatibus nostris facultas benedicendi calices, campanas [1] ; item confirmantur omnia Privilegia, quae Monasterium antea habuit ac praecipue omnia, quae Ecclesiae perantiquae nostrae B. Virgini dicatae fuerunt quondam concessa.

2. Indulgentiam plenariam insuper concedit praefatus Excellentissimus ac Reverendissimus Nuntius apostolica auctoritate ac remissionem omnium peccatorum, omnibus fidelibus, qui Sacramentali emissa Confessione Sacra Synaxi refecti dictam Ecclesiam visitaverint ac pro Summo Pontifice fervidas preces fuderint.

3. Indulgentiam plenariam in articulo mortis constitutis confratribus Confraternitatis B. V. Mariae Matris Misericordiae.

4. Indulgentiam 100 annorum omnibus, qui eandem Ecclesiam B. V. Mariae visitaverint, ibique Deum oraverint pro incremento catholicae fidei et pro beatissimo Christi Vicario.

5. Abbati Anselmo nec non quatuor Religiosis ab ipso deputandis conceditur facultas suscipiendi Hetorodoxos (!) in Ecclesia supradicta ad fidem catholicam convertentes, eosdemque ab Excomunicatione absolvendi ; absolvendi pariter ab haeresi et apostasia a fide quoscunque etiam Ecclesiasticos tam seculares quam regulares.

6. Datur facultas absolvendi ab omnibus casibus in bulla Coena Domini contentis prrmo conversos ad fidem catholicam tantum, remissis aliis ad S. Nuntiaturam [2].

[1] Am 8. Juni 1816 bat der Abt den Nuntius um das Privilegium Pontificium extra septa monasterii cum consensu Ordinarii, Kelche, Glocken und auch Altäre weihen zu können. ND fol. 437. Ebenso wollte sich der Abt 1821 die Erlaubnis geben lassen, in Disentis und Tavetsch Kelche zu weihen. Der Nuntius glaubte die Vollmacht nur geben zu dürfen « dummodo s. unctio non adhibeatur ». Testaferrata war seiner Zeit « in tempo della cattività del S. Padre munito di molte facoltà, che cessarono al momento stesso che il sommo Pontifice tornò alla sua Sede ». Am 4. Mai 1822 schlug der Nuntius die Erlaubnis ab. ND fol. 449-450.

[2] Über die Bulla Coena Domini siehe Art. Abendmahlsbulle im Lexikon für Theologie und Kirche 1 (1930) 19.

7. Dispensandi at absolvendi a quacunque Simonia et in reali, dimissis tamen beneficiis, et super fructibus male perceptis, injuncta aliqua Eleemosina vel poenitentia salutari arbitrio dispensantis, et in foro conscientiae tantum, et absolvendi a casibus Apostolicae Sedi reservatis in diebus festis tantummodo primae et secundae classis nec non in festo Annuntiationis, Assumptionis, Conceptionis B. V. Mariae et in festo S. Mariae Matris Misericordiae, omnes et singulos fideles, qui pro expiatione suorum peccatorum ad dictam Ecclesiam B. V. Mariae sub titulo Misericordiae undequaque advenerint. Hortatur insuper Excelentissimus ac Reverendissimus D. Nuntius tam Abbatem quam Religiosos et singulos fideles hanc Ecclesiam visitantes, ut aliquae semper fundentur preces pro S. nostra Religione nec non universali Ecclesiae Pastore. NB. hoc à Numero 5 valent tantum pro 4 Religiosis ab Abbate nominandis.

Specialissima Ss. Papae Pii VII facultate conceduntur sequentia Privilegia sub *29. Decembris 1805 :*

1. Visitantibus Ecclesiam B. V. Mariae Sacra Confessione et Communione refectis et orantibus pro Sacra Romana Ecclesia et pro Summo Pontifice conceduntur eaedem indulgentiae, quas lucrarentur in similibus casibus visitantes Sepulchrum D. N. Jesu Christi, Limina Ss. Apostolorum Petri et Pauli et s. Jacobum Compostellae.

Sub *12. Novembris 1806* speciali indulto conceduntur omnes ac singulas (!) facultates forum conscientiae in Sacramentali Confessione respicientes, quas Celsissimus ac Reverendissimus Praeses Congregationis Helveto Benedictinae dare poterat vi privilegiorum de Missionariis, facta Abbati nostro facultate dictas facultates suis Religiosis, sed non aliis communicandi. Haec Privilegia tantum valent ad tempus suae Nuntiaturae et non ultra [1].

Indulto Apostolico *7. Julii 1806* dato declaratur Altare B. V. Mariae Matris Misericordiae die Martis et Sabbathi privilegiatum.

2. Datur facultas quotidie in praefato Altari celebrandi Missam votivam de B. Virgine Maria exceptis diebus festis primae et secundae classis.

Dazu ND fol. 415 (Kopie) zu den Missionsfakultäten vom *12. November 1806 :*

[1] Die Missionsvollmachten besaß früher der Abt von St. Gallen als Präses der schweizerischen Benediktinerkongregation auf je 7 Jahre von der Congregatio de Propaganda fide. Beispielsweise hatte dieselben in Disentis P. Justus Berther († 1736) erhalten. Siehe Berther'sches Tagebuch 17./18. Jahrh. S. 326 (P. Justus): « Reverendissimi Adalberti 3 Confessarius von 1704 bis 1716. Confessarius Conventus von 1704 bis 1729, item hat alle dise iaren gehat (!) zu brauchen die St. gallische privilegia der theütschen Mission ». Nach der Aufhebung von St. Gallen (1805) kam jeder Konvent für sich darum in Rom ein. ND fol. 450-451, 455. Nach dem Tode von Testaferrata verschaffte sich Abt Anselm diese Vollmachten wiederum siehe ND fol. 437-438, 446, 447, 451.

Fabritius ... Nuntius Dilecto ... Reverendissimo Patri ac Illustrissimo Principi Anselmo Huonder Abbati venerabilis exempti Monasterii Disertinensis. Specialissima a Ss. D. N. Pio Papa VII. Nobis injuncta auctoritate omnes et singulas facultates forum conscientiae in sacramentali Confessione et non extra respicientes, quas ex benigna Concessione S. Congregationis de propaganda Fide hucusque habuisti, ad nostrae Nuntiaturae tempus Tibi confirmamus, cum potestate etiam easdem facultates Religiosis tui Monasterii et non aliis comunicandi. Insuper durante pariter Legatione nostra Apostolica Te auctorizamus ad concedendas easdem indulgentias, quas pariter ex gratia speciali ejusdem S. Congregationis Christifidelibus hactenus concessisti, contrariis quibuscunque non obstantibus. Datum Lucernae ex Palatio nostrae Residentiae die 12. Novembris 1806. F. Archiep. Beryti et Nuntius Apostolicus. Antonius Bernasconi, S. Nuntiaturae Cancellarius.

REZENSIONEN — COMPTES RENDUS

Papstgeschichte von Gaston Castella. Bd. 1 : *Von Petrus bis zur Renaissance* ; Bd. 2 : *Von der Renaissance bis zur französischen Revolution* ; Bd. 3 : *Das Papsttum in der neuesten Zeit. Von Pius VII. bis zu Pius XI. 1800-1939.* Zürich, Fraumünster-Verlag. Bd. 1. 1944. 378 S. — Bd. 2. 1945. 448 S. — Bd. 3 im Erscheinen, ca. 500 S.

M. G. Castella, professeur d'histoire moderne à l'université de Fribourg, a publié, en 1922, une remarquable histoire du canton de Fribourg. Il a, plus récemment, traduit en français les trois volumes de M. le professeur Schnürer sur l'Histoire de la civilisation au moyen âge et il a donné, sous le titre : « La Garde fidèle du Saint-Père », une histoire de la Garde Suisse. Cette dernière étude l'ayant familiarisé avec certaines initiatives de la Papauté au cours des derniers siècles, on conçoit qu'il ait répondu favorablement à la proposition que lui a adressée le Fraumünster-Verlag à Zurich, d'écrire une Histoire des Papes.

L'ouvrage, réparti en trois beaux et grands volumes, est destiné, nous explique l'auteur, non pas aux spécialistes, mais au grand public, à ceux qui veulent être exactement renseignés sur ce qu'a été la Papauté au cours des âges et surtout à l'époque plus rapprochée de la nôtre.

Faire une Histoire des Papes, c'est plus ou moins écrire une Histoire de l'Eglise, et il n'est pas d'auteur qui puisse prétendre connaître à fond et de première main toute la matière que comporte un semblable exposé ; aussi bien a-t-on vu, à l'occasion d'entreprises de ce genre, des spécialistes de l'antiquité chrétienne s'attarder longtemps sur les premiers siècles et passer ensuite beaucoup plus rapidement sur les suivants. Ici, comme on peut s'en rendre compte par la répartition de la matière, c'est exactement le contraire, et les lecteurs auxquels cet ouvrage est destiné, loin de s'en plaindre, ne pourront que s'en féliciter.

L'auteur n'hésite pas à passer parfois la plume aux historiens de l'Eglise : au P. Jacquin, à Mourret surtout, au professeur Schnürer. Il cite soit la grande Histoire de l'Eglise actuellement en cours de publication sous la direction de M. Fliche et de Mgr Martin, soit les spécialistes de l'Histoire des Papes : Seppelt, Pastor, Ranke, dont il souligne la loyauté, Mollat pour la question romaine, Schmidlin, etc.

Le 1er volume, qui doit, en moins de 300 pages, parler de plus de 200 papes, ne peut naturellement consacrer à la plupart d'entre eux que quelques lignes ou un paragraphe, quitte à s'arrêter plus longuement à ceux dont la personnalité est plus attachante ou dont le rôle a été plus marquant :

saint Léon, saint Grégoire le Grand, saint Grégoire VII, Innocent III. Les conflits, les controverses dogmatiques, les étapes principales de l'expansion chrétienne, auxquelles est demeuré attaché le nom de tel ou tel pontife, sont rapportées à l'endroit où le veut la succession chronologique des papes, qui est à la base de tout l'ouvrage. Il n'y a d'exception que pour l'une ou l'autre questions qui se sont déroulées au cours de plusieurs pontificats et auxquelles l'auteur consacre un chapitre spécial : les invasions des barbares et les aspirations de Théodoric, l'œuvre de saint Boniface, la fondation de l'Etat pontifical, le schisme d'Orient, les croisades.

M. Castella a d'heureuses formules qui caractérisent bien un homme, qui précisent ou résument habilement une question. Il a trouvé la nuance exacte pour dire quelle était la position religieuse de Constantin. Il expose bien — un peu autrement que Duchesne dans le livre spécial que celui-ci a consacré à cette question — l'origine de l'Etat pontifical : le Pape s'opposant aux visées des nouveaux maîtres de la péninsule, qui tendaient à créer une Italie une mais lombarde, ne pouvait d'autre part recourir à l'aide de l'Empire de Byzance devenu iconoclaste et c'est pourquoi il s'adresse aux Francs. Il explique bien les origines du cardinalat (p. 173). Il reconnaît que l'affaire de Photius a été exagérée des deux côtés. Il donne une bonne caractéristique de Frédéric Barberousse, de Frédéric II, de Boniface VIII, dont il ne cache pas les torts. Il critique la fiscalité exagérée des Papes d'Avignon. Au sujet du Grand Schisme d'Occident, tout en reconnaissant que la controverse n'est pas absolument close, il souligne que la majorité des historiens admettent aujourd'hui la légitimité d'Urbain VI. Le concile de Bâle et ses conséquences font l'objet d'un très bon résumé.

La question de la venue de saint Pierre à Rome aurait dû être traitée un peu plus à fond, tandis qu'on aurait pu, dans une histoire des Papes, laisser de côté plusieurs des martyrs et des écrivains ecclésiastiques dont il est fait mention. Au sujet de la primauté pontificale, certains faits et quelques-uns des textes allégués sont un peu discutables. P. 53, l'auteur parle de la condamnation au concile de Saragosse des sectateurs de « Priscille » ; il voulait dire « Priscillien ». Il y a plusieurs inexactitudes dans cette phrase de la p. 60 : « Le pape Silvestre avait déjà élevé à Rome la plus ancienne église de la Vierge que l'on connaisse : Santa Maria Antiqua, aujourd'hui Sainte-Marie Libératrice ». Marin II (942-46) a été omis à la p. 158 ; mais il figure par contre à la table des papes qui termine l'ouvrage.

Le 2e volume est consacré aux 45 pontificats qui se sont succédés depuis le concile de Constance jusqu'à la fin de la Révolution française, soit depuis l'élection de Martin V jusqu'à la mort de Pie VI. Après un chapitre d'introduction sur la Renaissance, l'auteur aborde les papes de cette période. Dans le volume précédent, il avait atténué quelque peu les tares de Serge III, Jean XI, Jean XII et, plus tard, de Benoît IX, laissant dans l'ombre certains aspects de ces lamentables pontificats. Ici, Sixte IV et Innocent VIII sont appréciés nettement et énergiquement. Sans entrer dans des détails scabreux, ce qu'il fallait rapporter d'Alexandre VI est dit clairement. Jules II est qualifié de soldat beaucoup plus que de prêtre, et les fautes de Paul III ainsi que de Pie IV, avant leur accession au souverain ponti-

ficat, ne sont pas passées sous silence, pas plus que le népotisme de plusieurs papes de cette époque. Au sujet du schisme de Zamometic (p. 35), il aurait fallu renvoyer à la thèse de M. Stœcklin (*Rev. d'hist. eccl. suisse*, 1936-37). C'est aller trop loin que de présenter, sans restrictions, Schnitzer comme le meilleur biographe de Savonarole (p. 48), et l'on se serait attendu à quelques réserves au sujet des allures de prophète qu'affectait le Frate et sur l'opportunité de proférer en chaire certaines des accusations qu'il a formulées contre Alexandre VI ; ce qui est dit de la manière dont s'est terminée l'épreuve du feu n'est pas absolument exact : Schnitzer n'a, sur ce point, rien ajouté de nouveau à ce qu'avaient établi Villari et Pastor. Les pages consacrées à la Réforme et à ses causes sont très bonnes ; les théologiens feront simplement une réserve quant à cette affirmation que la thèse de la justification par la foi « s'apparente au mysticisme » (p. 81) et, avec plus de précision, que « le développement de la mystique augustinienne, parallèle à un développement du naturisme, issu de la Renaissance, aboutissait à une mystique du salut, la justification par la foi seule » (p. 72). Le cas d'Henri VIII est jugé calmement mais nettement. Très bon est le chapitre consacré au concile de Trente. Reprenant une idée très juste de M. Schnürer, l'auteur souligne que, à la fin du XVI^e^ siècle, ce n'est pas l'Allemagne, mais l'Espagne, à laquelle il faut joindre le Portugal, qui occupe en Europe la place centrale (p. 133) et qu'il ne faut pas faire commencer les temps modernes avec le Protestantisme : ils avaient débuté bien avant lui. A l'expression de « contre-réforme », qu'il n'aime pas, M. Castella substitue celle de « réforme ou de contre-offensive catholique » ou encore de « renaissance ecclésiastique ». Le cardinal Fisher et Thomas More sont aujourd'hui canonisés (p. 147). Ce qui est dit du massacre de la Saint-Barthélemy est bref mais très juste. L'auteur articule contre Grégoire XIII la grave accusation d'avoir approuvé le plan d'assassinat d'Elisabeth. Seppelt, en particulier, l'a affirmé (*Gesch. des Papsttums*, Bd V, p. 172-4), mais sans que, semble-t-il, son exposé, moins développé que celui de Pastor, permette une conclusion différente de celle de ce dernier, à savoir que celui qui mérite le reproche formulé ici, c'est le cardinal Galli, secrétaire d'Etat, tandis que Grégoire XIII est resté, personnellement, étranger à cette fâcheuse affaire. La soi-disant prophétie de saint Malachie sur la liste des papes est, à juste titre, écartée comme apocryphe (p. 198). Certains trouveront probablement que c'est faire trop d'honneur à Molina que de le compter au nombre « des plus grands penseurs » de la compagnie de Jésus (p. 206). La question de Galilée est très bien résumée. S'inspirant entre autres du P. de la Brière, l'auteur émet de judicieuses considérations à propos du traité de Westphalie. Il est vrai que, aux débuts du quiétisme, l'autorité fut plutôt favorable aux thèses de son protagoniste et qu'Innocent XI était même devenu l'ami de Molinos ; mais il faudrait éviter de parler des « qualités personnelles » de ce dernier (p. 289) qui était, au fond, un triste sire. La question de la suppression des Jésuites est longuement exposée et l'appréciation portée sur la Révolution française est très ferme. Enfin, utilisant le livre de M. Bernard Fay, M. Castella donne, avant de conclure le 2^e^ tome de son Histoire, un chapitre excellent et en partie nouveau sur la franc-maçonnerie.

Le 3e volume, notablement plus étendu que les précédents, est réservé aux 9 pontificats du XIXe siècle et du début du XXe : de Pie VII à Pie XI. L'auteur est cette fois-ci dans son véritable élément. L'exposé est plus développé, plus fouillé, plus approfondi et aussi plus personnel. Les conflits sont habilement rattachés à leurs causes, parfois lointaines. On a la satisfaction de trouver clairement expliquées certaines questions qui sont souvent présentées d'une manière trop superficielle. C'est le cas, par exemple, pour La Mennais, pour l'appréciation portée sur les conséquences du libéralisme. M. Castella ne cache pas les torts de Grégoire XVI, mais il souligne aussi ses mérites. Il explique bien le pourquoi de l'intervention militaire de la France dans l'Etat pontifical de Pie IX, soit la préoccupation d'y faire prévaloir les idées libérales, à l'encontre de l'Autriche, qui était pour le maintien de l'intransigeance d'autrefois, et il montre ce qu'il y aurait d'exagéré à prétendre que ce rôle de la France dans les Etats du Pape a contribué à déclencher la guerre de 70. Au sujet de la situation religieuse en Allemagne, l'auteur, qui utilise naturellement les ouvrages de Goyau, met bien en évidence l'esprit anticatholique et antilatin de Bismarck. Les encycliques *Rerum Novarum* et *Quadragesimo Anno* sont largement commentées. Sur les efforts déployés par Benoît XV pour mettre un terme à la guerre de 1914, M. Castella avait, en 1944, comme discours inaugural de ses fonctions de recteur à l'université de Fribourg, présenté et publié ensuite une étude très fouillée ; c'est dire qu'il en parle dans le présent ouvrage avec une particulière compétence. La « question romaine » fait l'objet d'un bon exposé ; l'auteur note que la « conciliation » ne pouvait réussir que sous un régime autoritaire. Il souligne d'autre part que le cardinal secrétaire d'Etat s'appliquait à adoucir celles des décisions de Pie XI qui étaient de nature à provoquer quelques froissements. Au cardinal Pacelli devenu le Pape Pie XII, il ne consacre qu'une page et demie, pour signaler ses premières encycliques. Enfin, M. Castella a confié à l'un de ses jeunes élèves, M. l'abbé Jean-Denis Murith, qui l'a fait d'un style alerte et original, le soin d'exposer, en une trentaine de pages, l'organisation actuelle de l'Eglise. Le volume s'achève par une liste des papes et un index général de tout l'ouvrage.

Voici quelques remarques sur le 3e volume. Il aurait mieux valu éviter le mot de « dogme nouveau » (p. 209), au sujet de l'infaillibilité pontificale. N'y a-t-il pas quelque exagération dans le qualificatif « le chef des catholiques suisses » décerné à M. Decurtins ? (p. 292 ; c'est lui, d'autre part, qui est vraisemblablement visé dans une incidente du haut de la p. 328). Affirmer que grâce à Benoît XIV « tout élément douteux ou apocryphe avait été rigoureusement écarté » des leçons du bréviaire (T. II, p. 312), est malheureusement fortement exagéré, et ce qui est dit ici : que la réforme du bréviaire ordonnée par Pie X « bénéficia des travaux de la savante commission pour la revision du texte de la Vulgate présidée par le cardinal Dom Gasquet » (p. 335), est également inexact. Enfin, on peut se demander s'il est vrai que, en opposition avec Benoît XV qui, dès le début de son pontificat, déclara nettement son horreur pour la guerre, « des orateurs sacrés ne reculaient pas devant la célébration de la beauté glorieuse et de l'utilité purificatrice des hécatombes » (p. 355).

M. Fay, artiste-peintre à Château-d'Oex, a fourni les illustrations de l'Histoire des Papes, comme il l'avait déjà fait pour la Garde fidèle du Saint-Père. Chacun des trois volumes renferme 10 planches en couleur hors texte et 20 dessins à la plume d'une page entière, et comme le verso est en blanc, cela diminue donc, pour chacun des 3 tomes, quant au texte, de 40 le nombre de pages indiqué ci-dessus dans l'annonce de l'ouvrage.

Les planches en couleur sont, en général, bien réussies. L'artiste a voulu offrir au lecteur des scènes évocatrices, au coloris somptueux, aux perspectives accentuées. La plupart sont de véritables maquettes de décors de théâtre et sont au surplus admirablement reproduites. La richesse et le contraste des couleurs ont cependant été obtenus plus d'une fois aux dépens de la vraisemblance et même de la vérité : le pape est fréquemment vêtu entièrement de rouge ; or, s'il est vrai que c'est pour lui le signe du deuil et de la pénitence, ce n'est pas la teinte qu'il aurait fallu choisir pour la rencontre de saint Léon avec Attila, de Grégoire VII avec Henri IV, ni pour l'entrée de Jules II à Bologne. Pie II recevant Scanderberg porte un camail violet sur un vêtement jaune, et Jean XXIII présidant l'ouverture du concile de Constance, une mozette jaune sur une robe rouge. Léon XIII, au moment où le conclave vient de l'élever au souverain pontificat, est enveloppé, par-dessus sa soutane rouge de cardinal, d'une ample cappa dorée, et il porte une mitre de la même couleur. Il y aurait d'autres anomalies à signaler dans l'entourage du pape, dans le costume des cardinaux, des évêques, des religieux. Parfois — et ceci est plus grave — l'illustration insinue une erreur historique. Ainsi, à la planche insérée entre les pages 128 et 129 du T. II, on voit un pape présider une session du concile de Trente. Or, cela n'a jamais été le cas. Au T. I, p. 49, une gravure est intitulée : « Réouverture des catacombes par le pape Damase. » (Le texte de M. Castella est ici également fautif, qui parle de fermeture des catacombes par Dioclétien.) Un peu plus loin, p. 95, une scène de lutrin porte la légende : « première messe liturgique sous Grégoire le Grand », ce qui semble dire que la liturgie, c'est-à-dire la réglementation du culte, n'aurait pas existé avant 600.

Avec ces dernières planches, nous avons passé à la série des dessins à la plume. Or ici, il y aurait beaucoup de réserves à faire, déjà du point de vue artistique. La plume est une technique qui convient mieux pour une petite vignette que pour une grande composition et qui offre au surplus des difficultés spéciales ; il n'est pas aisé de rendre à la plume les nuages, la fumée ou même les flots de la mer. (Cf. d'ailleurs T. I, p. 149 ; T. III, pp. 155 et 139.) L'artiste, avec raison, a cherché à procéder à des simplifications, à établir des contrastes entre des surfaces laissées à peu près en blanc, telles des taches de lumière, et d'autres parties foncées ou presque noires. Certaines planches, des sujets architecturaux notamment, sont bien venues ; on reconnaît aisément, dans plusieurs d'entre elles, la silhouette d'édifices romains ; mais il en est d'autres qu'il eût mieux valu sacrifier, ou bien parce qu'elles n'apprennent rien et frisent même le ridicule, ou bien parce qu'elles sont franchement mauvaises. Non pas que M. Fay fasse du modernisme ou qu'il ne connaisse pas les lois de l'anatomie : il a prouvé

plus d'une fois le contraire ; il a des coups de plume heureux ; certaines scènes sont vivantes et animées ; mais d'autres sont pauvres et vides et, pour tout dire, un peu bâclées. Quand il s'applique, il arrive à de bons résultats : il nous a donné de Benoît XV, un portrait ressemblant ; mais qui reconnaîtrait, par contre, Léon XIII dans le personnage à la tête minuscule de la p. 269 du T. III ou Pie XI dans le pontife maigre et démesurément long qui sort de sa voiture pour entrer à Castelgandolfo ? (entre les pp. 408 et 409).

Cette question des illustrations — sur laquelle on peut d'ailleurs être d'un avis différent de celui qui est exprimé ici — est, au surplus, secondaire. Ce dont nous tenons, en terminant, à remercier M. Castella, c'est d'avoir donné, à l'usage du public cultivé catholique, une Histoire des Papes qui manquait en langue française. Il s'est placé au point de vue strictement historique et scientifique, tout en se conformant toujours scrupuleusement à la manière de voir de l'Eglise chaque fois qu'intervenait une question de doctrine ou qu'il était nécessaire de formuler une appréciation d'ordre moral. Dans les nombreuses questions sur lesquelles il est amené à se prononcer, il donne toujours la note exacte, le *sensus catholicus*. Pondéré, faisant la part des choses, il considère les problèmes sous toutes leurs faces et il s'abstient de formuler des suspicions sur le compte de tel ou tel pape, là où le doute demeure permis et où il est donc superflu d'énoncer un jugement qui serait susceptible de choquer le lecteur. Les faits sont placés dans leur cadre général, rattachés aux grands problèmes de la diplomatie internationale, mais aussi, quand il y a lieu, mis en connexion avec les particularités de notre histoire suisse, mais ceci très discrètement et plutôt rarement, de telle sorte que des lecteurs d'autres pays tireront aussi bien que les nôtres profit de ces trois volumes. Jamais l'auteur ne se noye dans les détails ; il s'en tient aux grandes lignes, préoccupé davantage de dégager les conclusions générales que de fournir des énumérations de faits secondaires. La langue est limpide, simple, sobre et noble ; les transitions sont aisées. Enfin, pour terminer, une table onomastique de 35 pages à double colonne, faisant suite à celle des papes, permet de trouver facilement les renseignements que l'on désire obtenir. On ne peut donc que souhaiter de nombreux lecteurs à cette Histoire des Papes qui fera mieux comprendre ce qu'a été, dès ses débuts, mais plus encore à l'époque moderne, cette Papauté qui ne cesse de grandir en rayonnement et en influence au milieu des ruines dont nous sommes actuellement les témoins et en face des problèmes qui se posent aujourd'hui avec tant d'acuité et non sans soulever dans nos âmes tant d'anxiété.

Simultanément a été éditée une traduction allemande de l'Histoire des Papes de M. Castella. Le 1er volume a paru déjà en 1944 ; le 2e, en 1945 et le 3e sortira de presse vers Pâques de cette année-ci. Les titres correspondent, à peu d'exceptions près, à ceux de l'original et l'allemand, surtout dans le 3e volume, suit de très près le texte français. Les passages relatifs aux affaires de France sont, ici ou là, un peu plus succincts, lorsqu'ils présupposent des connaissances de détail que ne possède pas le lecteur allemand moyen. Par contre, les chapitres qui touchent à l'histoire d'Allemagne

sont souvent un peu plus développés ; ainsi, en particulier, dans le T. I, les relations entre la papauté et l'empire, dans le T. 2, certains passages relatifs à la situation générale au temps de la Réforme, et dans le T. 3, les pages consacrées à l'histoire de l'Allemagne au XIX^e^ siècle (renouveau catholique dans la 1^re^ moitié du siècle, Kulturkampf). De même, les citations d'ouvrages français ont été remplacées, partout où cela paraissait indiqué, par des extraits de travaux allemands correspondants, aussi bien que c'est sur des études de même langue — celles de Seppelt, Pastor, Funk-Bihlmeyer, Hergenröther, Schmidlin, Schnabel, etc. — que s'appuie de préférence la traduction. L'édition allemande est un peu plus volumineuse que le texte original, parce que les développements qui viennent d'être mentionnés l'emportent en importance sur les abréviations. C'est dire que cette traduction — bien qu'une Histoire des Papes en langue allemande et conçue du point de vue catholique fît moins défaut qu'en français — aura, elle aussi, ses lecteurs qui liront avec profit une synthèse conçue dans un esprit un peu différent, comme orientation et aussi comme exposition, de celui auquel ils sont généralement habitués.

L. Wæber.

Hans Wicki : Geschichte der Cisterzienser Abtei St. Urban im Zeitalter der Reformation (1500-1550). Diss. phil. Freiburg i. Schw. Paulusdruckerei, Freiburg i. Schw. 1945. 144 Seiten.

Mit guter Sachkenntnis, mit viel Verständnis, mit Verehrung und Liebe zu seinem Heimatkloster hat H. W. diese Arbeit verfaßt. In der Einleitung weist er klar und in kurzen Worten den sicheren Weg durch das Schrifttum und die Quellen. Die einzelnen Abschnitte sind gut aufgebaut und schön übersichtlich. Zuerst gibt er einen Überblick über den wirtschaftlichen Stand des Klosters, über die Art der Verwaltung und Einblick in das innere Leben, hebt auch die Tätigkeit und den Einfluß nach außen hervor, schildert sodann die Auseinandersetzung in den Wirren der Glaubensspaltung und schließt ab mit einer kurzen und treffenden Charakteristik der Äbte, die die Geschicke des Gotteshauses in jener Zeit lenkten. Mit Recht gewinnt der Leser den Eindruck, « daß die Abtei St. Urban im 16. Jahrhundert zu den größten und den bedeutendsten Gotteshäusern in der Eidgenossenschaft zählte » (S. 9). Dies ob seines Besitzstandes. Ob seiner hervorragenden Klosterzucht, die dem Beten und Arbeiten in altmonastischer Form durch das « Opus Dei », die « Lectio » (Schriftlesung und Studium) — führend unter den christlichen Humanisten — und den « labor manuum » die Treue hielt, darf es auch unter die besten Klöster jener Zeit eingereiht werden. Das hat H. W. recht gut hervorgehoben. Der Verfasser hat die Gabe einer klaren und flüssigen Darstellung ; doch wird diese beeinträchtigt durch die allzu häufig verwendeten Fremdwörter. Zugegeben : Ein Fremdwort kann mitunter einen deutschen Ausdruck treffender prägen. Aber Fremdwörter sind meist Fremdkörper, die der gewöhnlichen Umgangssprache entstammen und nicht selten von Nachlässigkeit in der Ausdrucksweise zeugen. Die sprachliche Form einer geschichtlichen Abhandlung soll durchaus nicht gesucht, wohl aber gewählt sein.

Die Arbeitsweise verrät des öftern den Anfänger. Erstens zeigt sich das in der Überspitzung abschließender Urteile, z. B. wenn es heißt : « Damit (Durch den Ablaßreichtum) waren die Cisterzienserkirchen plötzlich in den Mittelpunkt des religiösen Volkslebens gerückt. Die Seelsorgetätigkeit war für die Cisterzienser eine Pflicht geworden, da die Gewinnung der verschiedenen Ordensablässe fast ausschließlich an die Seelsorgetätigkeit in ihren Klosterkirchen gebunden war » (S. 56). Das ist etwas viel gesagt, denn trotz der zahlreichen Pfarrpatronate haben die Cisterzienser bis Ende des 18. Jahrhunderts nur wenige Pfarreien durch eigene Ordensangehörige betreut. « Einen besonderen Rang in der Geschichte des charitativen Wirkens der Abtei bekleidete der Hohe Donnerstag. » Das ist auch zu stark hervorgestrichen. Ebenso kann die Anmerkung 2 auf S. 55 mißverstanden werden. Der Brauch geht in die Anfangszeit des Ordens zurück. In den « Consuetudines » heißt es unter c. XXI. (Item de cena domini) ... « Post sextam horam portarius ... tot pauperes eligat quot monachi sunt in cenobio. Hi omnes ... in uno loco maneant donec ad mandatum ducantur ... in claustrum. » (*Ph. Guignard*, Les monuments primitifs de la règle cistercienne, Dijon 1878, p. 111.) So ist die Stiftung von 1309 nur eine Gabe für diesen guten Zweck. (Aus dieser Anmerkung kann aber geschlossen werden, daß um 1309 etwa 60 Mönche in St. Urban waren.) Die Fußwaschung der Armen und der Mönche fand immer im Kreuzgang und nicht in der Kirche statt. Ich greife diese Kleinigkeiten bewußt hervor, weil ich aus Erfahrung weiß, daß solcherlei Ungenauigkeiten noch Jahrzehnte hindurch in den verschiedensten Abhandlungen ihr Dasein fristen.

Der Anfänger verrät sich auch in der Art der Verweise auf Textentlehnungen. Die sind zwar immer angegeben. Es wäre aber wissenschaftlich genauer und sauberer gewesen, die entsprechenden Teile einfach in Anführungsstriche zu setzen und nicht — wie es öfters vorkommt — nur das Zeit- oder Eigenschaftswort zu ändern. Längere Satzentlehnungen rechtfertigt man am besten durch den Verweis : Nach ... So hätte es auf S. 23 (3. Satz) heißen sollen : « Meine Darstellung stützt sich hauptsächlich auf » *Th. Liebenau* ... (S. 24 Anm. 1), damit hätte sich der Verfasser zugleich entschuldigen können für das schwache baugeschichtliche Kapitel. Schade, daß er sich nicht an die Zeichnung aus dem Jahre 1630 (Staatsarchiv Luzern) hielt. Diese Abbildung läßt die alte Cisterzienseranlage sofort erkennen und zeigt somit, daß die Deutung Liebenaus nicht stimmt.

Es sei bemerkt, daß die etwas scharf ans Licht gerückten Mängel durchaus nicht wesentlich sind. Die Arbeit als Ganzes gesehen ist recht gediegen und wertvoll. Sie hat es verdient als 1. Beiheft zur Zeitschrift für Schweizerische Kirchengeschichte Aufnahme zu finden. Die Cisterzienser Ordensgeschichte erhält eine willkommene und manch wertvolle Bereicherung.

P. *Kolumban Spahr* S. O. Cist.

Dom L. H. Cottineau : Répertoire Topobibliographique des Abbayes et Prieurés. Mâcon, Protat Frères, Imprimeurs-Editeurs, 1939, 2 tomes.

Ce gros et important ouvrage comporte deux tomes de 3478 colonnes. Une introduction avec l'Index bibliographique paraîtra ultérieurement en

supplément. L'éditeur donne en ces termes la justification de cette publication : « Plus de vingt-six milles maisons y sont étudiées, chacune à son ordre alphabétique. Elles appartiennent à l'institut canonial sous la règle de saint Augustin, ou à l'institut monastique sous celles de saint Basile et de saint Benoît, voire même à l'institut érémitique sous celle de saint Bruno. A cette nomenclature, déjà assez vaste par elle-même, viennent se joindre les humbles filles de sainte Claire, puisque leurs supérieures ont eu le titre d'abbesses.

Les indications fournies dans chaque notice sont, autant que possible, les suivantes : 1° le nom moderne du monastère, avec ses différentes graphies ; 2° le nom latin, tel qu'on le trouve dans les chartes, bulles ou cartulaires ; 3° le titulaire, qui souvent servait seul à le désigner ; 4° l'ordre auquel il a appartenu ; 5° les dates de fondation et d'extinction, avec, parfois, celles de faits intéressant son histoire ; 6° le diocèse dans lequel il était placé ; 7° la topographie détaillée servant à le localiser ; 8° enfin la bibliographie qui s'y rattache. »

L'ouvrage est donc digne d'attention et même d'admiration. C'est un guide précieux pour les recherches historiques et un répertoire appelé à faciliter grandement le travail scientifique. Malheureusement, on ne peut s'y fier sans réserves. On y rencontre tout d'abord un grand nombre de fautes d'impression, surtout au sujet des abbayes et prieurés de langue allemande ; ensuite, la bibliographie n'est pas assez récente ; la plupart des derniers ouvrages cités ont paru avant 1918 ; rares, parmi les publications signalées, sont celles qui sont postérieures à 1930 ; enfin, l'ouvrage renferme des erreurs dans les dates et dans les indications topographiques. Je me borne à quelques exemples : De *Frauenalb*, l'auteur fait deux monastères distincts : une abbaye de Cisterciennes et une autre de Bénédictines (et cependant, dans la bibliographie, il signale, quant à la première : « A. Schubert, Das Cistercienser (inexact) Nonnenkloster Frauenalb... » ; cf. le Lexikon für Theologie und Kirche, IV, 146). Frauenalb ne se trouvait pas en Bavière rhénane, mais dans le grand-duché de Bade. L'auteur ne sait pas que *La Lance* a appartenu d'abord aux Prémontrés, et plus tard seulement aux Chartreux. Dans la bibliographie relative à *Lucerne*, il y a de grossières fautes d'impression. Elles ne sont pas moins rares aux mots : *St. Gallen* et *St. Ursanne*. A « *Salem* », au lieu de Linzgau et Linzgovia sacra, on trouve Lanzgau et Linzbovia sacra. La dernière publication relative à Beromünster date de 1886.

Malgré ces imperfections, on consultera cet ouvrage avec grand profit, car on rencontrera rarement un répertoire dont la bibliographie soit aussi détaillée et l'on appréciera ce travail, fruit de recherches patientes et désintéressées. P. *Colomban Spahr* O. S. Cist.

P. Bonaventura von Mehr O. F. M. Cap. : Das Predigtwesen in der Kölnischen und Rheinischen Kapuzinerprovinz im 17. und 18. Jahrhundert. Roma 1945. Istituto Storico dei Fr. Min. Cappuccini via Sicilia 159. XXXII-484 SS.

Wenn das Predigtwesen im allgemeinen noch wenig geschichtlich erforscht ist, so gilt das in besonderer Weise von dem der Kapuziner. Da

sind weite Gebiete und Epochen noch von keinem Historiker betreten worden. Und doch war der Kapuzinerorden zum vornherein als Predigerorden gedacht. Wir begrüßen es darum sehr, daß die historische Abteilung der Kapuzinergelehrten in Rom sich diesem Gebiete zugewendet hat. Der vorliegende sechste Band dieser Sektion bietet einen ganz bedeutenden Beitrag zur historischen Durchdringung der 300jährigen Predigttätigkeit der Kapuziner in einer deutschen Provinz. Nach einer etwas langen (S. 11-120) Darlegung des Predigtamtes in Satzung und Brauch des Kapuzinerordens überhaupt und der besondern seelsorglichen Lage, in die die kölnischen und rheinischen Kapuziner jener Zeit gestellt waren, geht der Verfasser auf sein eigentliches Abhandlungsfeld ein. Er umschreibt zunächst die Vorbildung und Vorbereitung der dortigen Kapuziner auf das Predigtamt. Sodann zeichnet er die verschiedenen Bezirke und Formen der Predigttätigkeit jener Kapuziner. Da leuchtet mächtig auf, wie die Kapuziner bei verschiedensten Anlässen und an verschiedensten Orten das Wort Gottes verkündeten. Sie traten auf in ihren Klosterkirchen, in Pfarrkirchen, in Domkirchen, Stiftskirchen usw. Man sah sie an Fürstenhöfen, vor Soldaten, vor Bruderschaften, bei Volksmissionen, Wallfahrten usw. Begreiflich, daß man von diesen braunen Predigern und ihrer eindringlichen, originellen Art sprach. Das 5. Kapitel bietet einen Einblick in dieses Urteil der Mit- und Nachwelt. Und dann tritt sie im 6. Kapitel im einzelnen auf, die lange, stattliche Reihe der Prediger und ihrer Predigtwerke. Viele Predigten sind untergegangen, viele sind erhalten geblieben, zum Teil gedruckt, zum Teil als Manuskripte. Wir sind gespannt, wenn in einem weitern Band diese Predigten ins Auge gefaßt werden, nachdem hier der historische Raum umfassend gekennzeichnet wurde. Ein reicher Anhang mit mannigfachen wertvollen Beilagen schließt den Band ab. Das ganze Werk trägt wissenschaftlichen Charakter und ist reichlich mit Quellen belegt. Gelegentlich werden allerdings nur die allgemeinern Fundstellen angeführt und gründliche Einzeldarstellungen übergangen. So z. B. *G. Abgottspon:* P. Valerian Magni (Olten 1939) und *Th. Graf:* Zur Entstehung des Kapuzinerordens (Olten 1940). Nichtsdestoweniger verdient die Arbeit unsere volle Anerkennung.

Appenzell. Dr. P. *German* Cap.

Alfred van der Essen : Le Cardinal-Infant et la politique européenne de l'Espagne (1609-1641), t. I (1609-1634), coll. *Evénements et personnages de notre histoire nationale* (*anciens Pays-Bas et Belgique*). Editions universitaires, Les Presses de Belgique, Bruxelles 1944, in 8°, XXVII-486 pages, 2 Annexes et 2 cartes.

Henri Pirenne caractérisait en ces termes le sujet étudié par M. Alfred van der Essen : nouveautés, importance. Les deux épithètes ne vont pas toujours de pair. Qui pourrait douter de l'importance d'une étude sur les relations des Pays-Bas avec l'Espagne au cours de la deuxième phase de la guerre de Trente ans ? Quel meilleur point de vue, pour cette étude, que la brève carrière du vainqueur de Nördlingen ? Fait remarquable,

cependant, la biographie du Cardinal-Infant, jusqu'à nos jours, n'a fait l'objet d'aucun ouvrage.

Les documents ne font pas défaut. Au contraire. Leur extrême abondance a plutôt découragé les historiens. La bibliographie du présent tome énumère 215 volumes de correspondance du Cardinal-Infant — auxquels il faut joindre les consultes des différents conseils ou jointes, les instructions royales et bien d'autres papiers encore — rassemblés dans les seules archives générales du royaume de Belgique. Si l'on ajoute à ces archives les sources espagnoles déjà publiées, les sources littéraires et les nombreux travaux, on peut juger que M. van der Essen avait une base considérable pour asseoir son ouvrage.

Il l'a conçu comme une exposition détaillée d'un moment de la vie de son héros, que les documents lui permettent de suivre en quelque sorte heure par heure. Une tranche de vie, dit-il, mais soigneusement choisie. Plus encore qu'à un roman de Balzac, on pense à un drame classique, avec son unité. C'est une crise : le voyage de 1634. Dès le début du livre, la scène est constituée par un chapitre sur la situation européenne en cette année. Les personnages : Philippe IV, Olivarès, l'empereur Ferdinand II, le Pape Urbain VIII et les comparses de second ordre, comme les diplomates, sont présentés l'un après l'autre. La crise s'ouvre à Milan, où Fernando, le Cardinal-Infant, vient d'arriver, rassemblant entre ses doigts les fils des négociations diplomatiques qui s'enchevêtrent péniblement dans le détour de Madrid. Quelle complexité dans cette Europe, où les intérêts religieux, nationaux, dynastiques se croisent en tous sens ! Quelle perfection dans ces manœuvres diplomatiques, où l'on n'a pas seulement le souci d'obtenir ce que l'on demande, mais de feindre, d'apaiser des inquiétudes, d'atteindre un tiers par deux ou trois ricochets, sans oublier jamais la dignité des personnes en cause. La figure d'un Oñate, ambassadeur extraordinaire auprès de l'Empereur, fixe un beau type de diplomate espagnol, ferme, intelligent, plein de bon sens et profondément loyal envers son roi. D'émouvants épisodes : la trahison progressivement révélée et la mort de Wallenstein, ou la bataille de Nördlingen, secouent ces jeux subtils du choc des réalités humaines, des crises de conscience, des brutalités. Le grand drame, ce voyage qui doit ramener l'ordre et la prospérité aux Pays-Bas, affirmer la position de l'Espagne en Europe, défendre et exalter le catholicisme, en un mot continuer Philippe II, ne laisse pas l'intérêt se détendre un instant. Qu'il constitue son armée, qu'il négocie avec les Suisses catholiques, qu'il piétine sur place ou qu'il lance enfin sa grande marche avec la puissance et la sécurité dont un frère du roi d'Espagne se doit de donner le spectacle, sans se laisser détourner par les intrigues des Impériaux ou du roi de Hongrie pour mobiliser à leurs fins les forces espagnoles, le Cardinal-Infant ne pense qu'à son but, à l'ordre qu'il a reçu de son frère et de sa dynastie, rejoindre Bruxelles pour reprendre l'œuvre du grand aïeul.

Voilà ce qui donne au gros in-octavo, plein des détails immédiatement sortis du document d'archive, son souffle et son prix. M. van der Essen eût pu se contenter de publier cette masse de faits inédits : les érudits lui en auraient été déjà reconnaissants. C'est ainsi que ceux qui s'occupent,

en Suisse, des affaires de la Valteline, de l'alliance de juin 1634 ou des passes grisonnes, trouveront sur ces points des précisions nouvelles. Et quel pittoresque récit que celui de la diète des cantons catholiques en mai 1634, à Lucerne, où les députés, après avoir successivement entendu des Espagnols et des Français des offres et des menaces, quant aux alliances qu'ils prétendent tenir avec les deux adversaires à la fois, finissent par décider que les deux engagements sont vraiment compatibles et qu'il n'y a pas lieu, par exemple, de refuser les offres espagnoles ! Les historiens, cependant, seront reconnaissants à l'auteur d'avoir eu le souci de donner à ces menus faits les grandes perspectives de l'histoire générale de l'Europe et de l'Espagne.

Il a justement souligné l'idéalisme catholique qui paraît chez Philippe IV, Olivarès — dont il dépeint si bien la mentalité ambitieuse et généreuse à la fois —, Fernando. Ce dessein jamais assoupi, même en présence des désillusions et des exemples infiniment moins désintéressés des princes d'Europe centrale, de soutenir le catholicisme universel par l'écrasement des Suédois, par le rétablissement des Pays-Bas catholiques et l'institution de cette route Flandres-Italie, qui doit couper la France de ses alliés protestants de l'Empire. Mais on discerne en même temps combien cette politique mêlait inconsciemment aux fins catholiques les intérêts espagnols et les visées impérialistes hérités de Charles-Quint, qui menaçaient d'étouffer la France. L'opposition, à ce sujet, des points de vue d'un Urbain VIII et d'un Philippe IV est justement notée. La position de la Suède aussi, qui ne fait pas seulement le soldat du protestantisme, mais s'inquiète également de l'union des Habsbourg, qui envisage, à certain moment, une puissante compagnie maritime, pour faire pièce à la Hollande, étendue de l'Atlantique à la Baltique. Enfin, quant à l'attitude de l'Espagne à l'égard des Pays-Bas, la prise de position est nette. Quoi qu'on en ait dit, l'Espagne, au temps de Philippe IV, n'a en aucune façon sacrifié les Provinces du Nord à sa politique vis-à-vis de la France et de l'Europe ; c'est au contraire sa politique générale qui porte le boulet de son acharnement à conserver ou restaurer les Pays-Bas catholiques : toutes ses inspirations religieuses, impériales, dynastiques s'y trouvent subordonnées. A soutenir pendant plus d'un siècle cette politique, l'Espagne a sans doute en partie ruiné ces provinces, mais c'est elle-même qu'elle a d'abord brisée pour leur venir en aide.

On aimera ce délicat portrait du Cardinal-Infant, qu'éclairent les admirables images de Vélasquez ou de Rubens. Un prince plein de vivacité, que la raison d'Etat destine à la carrière ecclésiastique, mais qui se sent le génie d'un grand capitaine ; un infant qui aime ses frères et ses sœurs avec plus de tendresse que ne le permettrait l'étiquette ; un Espagnol de grande race, qui sert le catholicisme avec toute sa foi et le roi son frère de toute sa loyauté ; un jeune héros, accueilli à Bruxelles par des transports d'allégresse, dont le souvenir n'a pas encore tout à fait disparu des Flandres, garanti par une mort précoce contre les retours du sentiment populaire. Ce n'est pas le moindre mérite de ce premier tome de biographie que de laisser paraître, au milieu de tant de précisions minutieuses, une figure aussi vivante.

M.-H. Vicaire O. P.

P. Candide Clerc : Le bienheureux Apollinaire Morel, capucin martyr, 1739-1792. Préface de M. Serge Barrault, professeur à l'Université. Fribourg, 1945, Editions de l'Imprimerie St-Paul, 312 pages, 4 fr. 50.

Le P. Apollinaire Morel, l'un des martyrs de septembre, est le premier Fribourgeois auquel est échu l'honneur de la béatification et l'on ne peut que se réjouir à la pensée que, supplantant les modestes essais qui lui avaient été consacrés jusqu'ici, sa vie ait maintenant été écrite par un de ses compatriotes, qui est en même temps l'un de ses confrères. En plus de ces premières notices biographiques, notamment celle du P. Stalder, l'auteur a eu à sa disposition les archives paroissiales du village natal du Bienheureux, celles de l'Etat de Fribourg, de l'Evêché, du Collège St-Michel, ainsi que celles des nombreuses maisons de l'Ordre dans lesquelles le P. Morel a séjourné. Puisant à ces différentes sources et s'inspirant en outre de ce que les historiens les plus récents ont écrit sur les massacres de septembre, le P. Candide nous a donné du P. Apollinaire une biographie conçue selon le mode traditionnel, bien présentée, somptueusement illustrée et munie d'explications empruntées à un milieu que l'auteur connaît fort bien et qu'il a su habilement mettre en valeur.

Il ne faudrait pas s'imaginer que seule sa mort héroïque ait fait la grandeur du P. Apollinaire. Il fut, pendant ses années passées au couvent de Fribourg, un professeur remarquable, et déjà antérieurement, à Romont, puis à Sion et à Bulle, comme vicaire, un homme énergique et de vertu peu commune. Il est heurté à plusieurs difficultés. A Bulle notamment, où il avait accepté, par obéissance, de se charger de l'instruction des deux jeunes fils du bailli, le chevalier Uffleger, il fut vivement critiqué, ce qui lui fit demander son déplacement ; et à Stans, où il fut envoyé, après un court séjour à Altdorf, il fut indignement calomnié.

C'est alors que le provincial des Capucins de Bretagne, venu en Suisse pour y chercher des missionnaires destinés à la Syrie, proposa ce nouvel apostolat au P. Apollinaire, qui accepta joyeusement, avec l'approbation de ses supérieurs. Il se rendit à Paris, pour se préparer à ce futur ministère. Il y était depuis moins de deux ans, lorsque l'Assemblée nationale décréta la suppression des Ordres religieux. Comme beaucoup d'autres, il se joignit alors au clergé séculier. Sa connaissance de l'allemand le fit choisir comme aumônier, à Saint-Sulpice, de la chapelle de l'Assomption, sanctuaire réservé aux catholiques de langue allemande qui se trouvaient dans la capitale. Quelques mois après, la Constituante votait la Constitution civile du clergé, à laquelle tous les ecclésiastiques furent sommés de donner leur adhésion. Le Curé de Saint-Sulpice refusa. Le P. Apollinaire accepta de souscrire à un texte modifié de manière à le rendre à peu près correct : le serment avec restriction ; mais la formule ne fut pas admise par les révolutionnaires. Cette tentative valut au P. Morel de nouvelles attaques, qui parvinrent jusqu'aux oreilles de ses supérieurs en Suisse. Il écrivit, pour se justifier, sous le titre : « Le Séducteur démasqué », un petit traité que le P. Candide publie en appendice (p. 271-306) : c'est un dialogue entre un Curé de Paris opposé au serment — le P. Appollinaire lui-même, qui n'accepte plus

l'ombre d'une concession — et un Vicaire de la campagne qui a juré la formule de la Constituante.

Le parti du P. Morel est désormais bien arrêté. Chassé de l'église de Saint-Sulpice, qui a passé aux mains des schismatiques, il se livre, à l'exemple de son Curé, à un ministère clandestin. Il ne se dissimule pas les dangers qu'il court. Non seulement il prévoit le sort qui l'attend, mais il y aspire. Il écrit des lettres exaltées, dans lesquelles on retrouve les accents et les expressions mêmes dont s'était servi, seize siècles plus tôt, saint Ignace d'Antioche se rendant à Rome où — il en avait la certitude ou du moins l'espoir — il serait mis à mort pour sa foi. Arrêté le 14 août 1792, après qu'il se fût spontanément présentés aux commissaires, le P. Morel fut enfermé à l'église des Carmes et y partagea sa captivité avec de nombreux confrères du clergé séculier et régulier jusqu'à la tragique journée du 2 septembre : celle du massacre. Sur la mort de notre Bienheureux, on ne sait rien de particulier. On possède simplement un court mémoire envoyé à l'Evêque de Lausanne par l'abbé Miquet (l'un des rares compagnons de captivité du P. Apollinaire qui échappa au massacre), qui donne quelques détails sur l'attitude de notre compatriote au cours des derniers jours de sa vie.

L'auteur passe ensuite aux démarches entreprises en vue de l'introduction de la cause des victimes de septembre. Il résume les principales phases du procès canonique, qui se poursuivit à partir de 1901 et qui aboutit, en date du 17 octobre 1926, à Rome, à la béatification des 191 martyrs par Sa Sainteté Pie XI. Il décrit enfin les fêtes qui, à la suite de cette cérémonie, furent organisées, dans l'Ordre d'abord puis dans notre diocèse en particulier.

Sur plusieurs des périodes de la vie du Bienheureux, les documents font entièrement défaut. On ne sait rien, par exemple, des péripéties de son voyage à Paris. L'auteur supplée plus d'une fois à ces lacunes au moyen de suppositions, dont l'une ou l'autre sont vraisemblablement gratuites. D'autres fois, pour habiller un peu mieux son écrit, il introduit certaines pages qui font un peu figure de hors-d'œuvre : ainsi le chap. 17, consacré à l'énumération de tous les compagnons de captivité du P. Apollinaire dans l'église des Carmes, avec quelques lignes de biographie sur chacun d'eux. D'autre part, le dernier mot ne semble pas dit sur la personnalité et le caractère du Bienheureux et, du même coup, peut-être sur certaines des difficultés qu'il a rencontrées aux diverses phases de sa carrière.

Il faut, en terminant, remercier le P. Candide de nous avoir donné cette première biographie un peu complète du P. Apollinaire Morel, cette vie d'un homme issu d'un de nos villages, élevé, dans des circonstances particulièrement difficiles, par une mère énergique et pieuse, aidée par le zèle éclairé d'un prêtre dévoué, un oncle de l'enfant ; et l'on ne peut que souhaiter de nombreux lecteurs à ce livre qui retrace, d'une part, la vie d'un saint de chez nous et qui, d'autre part, dans sa deuxième partie, est refait le récit d'un des épisodes les plus glorieux de l'Histoire de l'Eglise.

L. Wæber.

Hans Lehmann : Das Johanniterhaus Bubikon, 2e partie, dans Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft, in Zürich, vol. 35, cahier 2, Zurich, 1946.

Ayant eu à nous occuper à plusieurs reprises de publications peu satisfaisantes de l'auteur récemment décédé, relatives à l'ancienne commanderie de l'Ordre de St-Jean, à Bubikon, ce n'est pas sans quelque appréhension que nous nous sommes mis à l'étude du travail susmentionné. Grâce à son contenu, qui traite du développement architectonique des bâtiments jusqu'à la fin du moyen âge et donne une description très détaillée de la chapelle, l'auteur a pu, dans cette seconde partie, éviter des erreurs trop manifestes.

Les informations fournies par l'architecte J. Meier, qui est chargé de la restauration, lui ont permis de donner une foule de détails archéologiques au moyen desquels il brosse d'agréables tableaux, qui peuvent être acceptés comme vraisemblables bien que rarement basés sur des documents (p. 71). Quoiqu'il lui en coûte, il doit admettre (p. 94) que l'établissement de Bubikon n'avait rien d'un luxe effréné et ressemblait dans l'aménagement aux maisons bourgeoises de l'époque. Par contre, la chapelle, relativement grande, était ornée de fresques, très détériorées depuis sa profanation au XVIe siècle.

Bien que, à deux exceptions près, sans relation immédiate avec Bubikon, la digression (p. 147-56) de l'auteur sur les vitraux encore existants de membres suisses de l'Ordre de St-Jean, lui donne l'occasion de parler d'un sujet qui lui est vraiment familier et sur lequel, par conséquent, on le lit avec profit.

Relevons, dans la partie qui vient de paraître, quelques points qui appellent des réserves.

La donation de Diethelm de Toggenbourg n'était certainement pas destinée à l'établissement d'un hôpital ou d'un hospice sur les lieux mêmes (p. 72). Il est bien vrai que là où les propriétés des Hospitaliers se trouvaient sur les routes de grande communication, des hospices étaient prévus, du moins pendant les siècles des croisades en Terre Sainte, pour héberger les pélerins. Mais ils étaient destinés essentiellement, surtout depuis la fin du XIIIe siècle, à aider, par leurs contributions au trésor de l'Ordre, à l'accomplissement des tâches générales de portée internationale.

Les recherches de Paul Kläui, dont ce dernier a parlé à l'assemblée générale de la Société de Bubikon (NZZ, 25 mai 1945), laissent entrevoir qu'il y aurait quelques modifications à apporter à la généalogie des Toggenbourg (pp. 73, 124, 126).

La traduction de « burgum » par « Burg » (p. 74), nous semble un peu libre. La signification du mot français « bourg » correspond plus exactement à ce terme latin du moyen âge.

L'auteur n'a, malheureusement, pas pu taire son hostilité contre les institutions de l'Eglise, qu'il ne connaît au surplus qu'un peu superficiellement. Ainsi, il conteste aux Hospitaliers leur caractère de « moines » (pp. 73, 91), sans se préoccuper du tout des définitions du droit canon (can. 488, 7).

Un patriarche est pour lui en même temps archidiacre (p. 108). La menace qu'aurait été le monastère de Notre-Dame des Ermites pour les intérêts vitaux de la Confédération (p. 83) n'est pas expliquée : elle nous aurait intéressé. L'affirmation de la cessation de tout recrutement de chapelains de l'Ordre au commencement du XVI^e^ siècle (p. 99) aurait gagné en valeur si l'auteur avait voulu ou pu la prouver. Il oublie, par exemple, l'existence des commanderies de Kusnacht et de Bienne, composées exclusivement de chapelains. Le prétendu relâchement dans l'observation de la règle de l'Ordre, dans les siècles plus rapprochés de nous (p. 100), est l'une de ces fables excellemment réfutées par le livre récent sur *La vie du chevalier du Bois de la Ferté*, par Michel Even (Laval, 1941) : ce dernier auteur démontre ce qu'était réellement le fonctionnement de l'institut et la vie des membres de l'Ordre de St-Jean, et cela à une époque que les trop nombreux auteurs qui copient leurs devanciers ont convenu d'appeler la pleine décadence. L'expression équivoque au moyen de laquelle Lehmann voudrait insinuer (p. 132) que les Hospitaliers « comme toute la noblesse » se seraient livrés à la pratique d'extravagances plus ou moins littéraires de certains *minnesinger*, est l'une de ces affirmations gratuites qui lui sont habituelles et contre lesquelles on ne saurait protester assez énergiquement.

Mangold de Nellenbourg, commandeur de Bubikon (1330-43), n'a pu être commandeur de Beuggen (p. 89, note 12), puisque propriété de l'Ordre Teutonique.

Une revision de la liste des grands-prieurs d'Allemagne que l'auteur a tirée de Falkenstein aurait son utilité. « Amandus » zu Rhein (p. 90, note 13) est identique à Henman ou Jean, également commandeur de Bâle et Rheinfelden ; décédé en 1411, il a été enterré à Bâle.

Nous avons mentionné déjà, dans cette *Revue*, l'erreur constante de l'auteur quant à la dénomination de la charge, parfaitement distincte, du chef de la Langue d'Allemagne. Son pilier ou bailli conventuel portait le titre de grand-bailli et résidait au couvent. Heitersheim par contre devint siège permanent des grands-prieurs d'Allemagne en 1501 seulement. Il y a également lieu de ne pas confondre la charge administrative de prieur (appelé le plus souvent « grand » prieur), avec le titre du même nom porté par le fonctionnaire ecclésiastique desservant un prieuré ou seulement une commanderie. Les grands-commandeurs de pays furent remplacés assez tôt par les baillis conventuels ou piliers, et la dénomination de « grand » commandeur était celle du pilier de la Langue de Provence. L'auteur parle toujours (p. 92 sq) de grands-commandeurs d'Allemagne alors qu'il s'agit, en réalité, des grands-prieurs.

C'est également grands-prieurs d'Allemagne qu'il fallait dire (p. 145), en parlant de « commandeurs » en relation avec les armes représentées dans la peinture murale qui date du dernier quart du XV^e^ siècle. L'écartelure des armes de la religion avec celles de la famille ne se trouve que depuis Antoine Fluvian (1421-37) pour les grands-maîtres de l'Ordre et probablement depuis Rodolphe de Werdenberg (1481-1505) seulement pour les grands-prieurs d'Allemagne : cela devrait permettre l'identification de l'écusson faisant suite à celui de Frédéric de Zollern et montrant un animal

que le Dr D. L. Galbreath suppose être un lion mal dessiné qui figure dans l'écu familial du grand-prieur Henman zu Rhein dont nous avons parlé ci-dessus.

A la p. 138, il ne saurait être question d'identifier des personnages habillés de clair et portant des croix noires avec des membres de l'Ordre de St-Jean dont la croix n'a jamais eu cette couleur.

Nous ignorons pourquoi l'auteur voit (p. 150) dans saint Georges, le patron de la chevalerie en général, et celui des Hospitaliers en particulier. A vrai dire, il l'était, mais de la seule Langue d'Aragon, qui n'avait évidemment aucun rapport avec la Suisse.

Il faudrait des pages pour rectifier les erreurs que l'auteur, avec la plume facile de copiste mal avisé, entasse dans quelques phrases (pp. 108-9), sur l'Ordre du St-Sépulcre. Nous devons nous borner ici aux constatations suivantes : il y avait un Ordre de chanoines réguliers du St-Sépulcre qui adopta, en 1114, la règle de St-Augustin. Il avait des propriétés en Angleterre et en Allemagne ; c'est de ces dernières que s'occupe la bulle d'Alexandre VI, de 1497. L'Ordre lui-même avait été réuni, en 1489, à celui de St-Jean. Les chevaliers du St-Sépulcre, dont on trouve la première mention en 1333, n'ont jamais formé un ordre ou organisme quelconque avant 1868, lorsqu'on constitua l'ordre équestre de ce nom, dont les membres n'étaient plus tenus de se rendre à Jérusalem.

Exprimons le souhait que la Société des Antiquaires, qui publiera encore la troisième et dernière partie du travail de Lehmann, n'accorde pas trop de créance au patriotisme local qui continue à applaudir (NZZ, 21 février 1946) à cet ouvrage. Elle devrait saisir cette occasion pour rectifier les trop nombreuses inexactitudes historiques de ce qui a paru jusqu'ici. L'ensemble des trois fascicules étant destiné à former l'ouvrage fondamental sur Bubikon, il serait vraiment regrettable qu'il contribuât à perpétuer des erreurs. Même le gros volume de Prutz, sur les ordres religieux et militaires au moyen âge, est malheureusement l'ouvrage d'un auteur qui ne voit dans cette institution qu'une entrave à la centralisation dans l'Eglise et dans l'Etat, et il n'existe en allemand aucune publication un peu développée, objective et basée sur une connaissance parfaite de l'ensemble de leur histoire. La partie générale du travail de Lehmann aurait pu combler cette lacune, mais l'occasion a été manquée. Espérons qu'on sauvera du moins ce qui pourrait l'être, en profitant de la publication de la dernière partie, en 1947.

H. C. de Zeininger.

Cilette Blanc : Genève et les origines du mouvement prophétique en Dauphiné et dans les Cèvennes. Zurich 1934, 24 pages.

Lors de la Révocation de l'Edit de Nantes, la population des Cévennes et une grande partie de celle du Vivarais et du Dauphiné, qui avaient embrassé la Réforme, revinrent au catholicisme sous l'empire des contraintes dont elles furent l'objet ; puis, dès que les Dragonnades eurent pris fin, à l'instigation de « prophètes » qui surgirent dans ces contrées, elles adoptèrent à nouveau la foi calviniste. Certains auteurs, des catholiques surtout,

ont prétendu que ces abjurations avaient été obtenues sous l'instigation d'un protestant, le verrier Guillaume Du Serre ou Du Ferre et avec l'appui d'un mouvement parti de Genève. C'est cette dernière affirmation que Mlle Cilette Blanc s'est proposée d'examiner. Après avoir cité les affirmations de ceux qui se sont occupés de ce petit problème, elle arrive aux conclusions suivantes : Le verrier en question s'appelait, en réalité, de Ferre (et non pas de Serre). Contrairement aux allégations des auteurs réformés, il semble n'avoir jamais été à la tête d'un mouvement religieux. Enfin, s'appuyant surtout sur l'argument négatif, Mlle C. Blanc estime pouvoir affirmer avec certitude que le prophétisme n'est du moins pas venu de Genève.

Ce petit travail, publié d'abord dans la *Revue d'Histoire suisse* (1943, p. 234-49) a paru ensuite en tirage à part, augmenté d'une notice généalogique sur la famille de Ferre.

L. Wæber.

NEKROLOG

P. Adelhelm Jann O. Cap. †

Er verschied in qualvoller Krankheit am 30. Dezember im Kantonsspital zu Luzern, und am 2. Januar betteten wir ihn in seiner Heimaterde zur letzten Ruhe.

Der Verstorbene wirkte über 30 Jahre als Geschichtslehrer am Kollegium zu Stans. Unvergeßlich bleiben uns, die wir ihn in seinen besten Mannes- und Lehrjahren erleben durften, seine lebendigen, begeisternden Geschichtsstunden. Nicht zahflüssig, wie seine wuchtige Gestalt erwarten ließ, sondern in sprudelnder Frische strömte es vom Katheder. P. Adelhelm verstand es, seine Schüler zu fesseln. Er verfügte über ein köstliches Erzählertalent und ein fabelhaftes Gedächtnis. Staunenswert, was er alles aus der reichen Fülle geschichtlichen Lebens aufgespeichert und stets zu schlagfertiger Antwort bereit hielt. Dazu besaß er ein kindlich frohes Gemüt und wußte seinen Vortrag mit feinem Humor zu würzen. Am besten kannte sich P. Adelhelm aus in der Missionsgeschichte, in der Geschichte seiner engeren Heimat und hier vor allem in der Zeit des Bruder Klaus. Kam er in den Schulstunden auf diese Gebiete zu sprechen, dann wurde er warm, lebhaft, begeistert und — breit. Besonders gern benützten wir die Gelegenheit, ihn auf den Studentenspaziergängen über den weiten Stanserboden und auf die waldigen Anhöhen zu begleiten. Da verstand er es, uns zu unterhalten und die geschichtsbeflissene Neugier zu stillen. Die Landschaft lebte auf ; der letzte Winkel wurde lebendig ; in verwitterten Mauerresten spuckte es geheimnisvoll, und beim « Galgechäppeli » war es uns, als hörten wir das Henkerbeil sausen und die Köpfe dahinrollen. Hin und wieder verzog ein Allzukritischer seine satte Miene. Über das sagenumwitterte Drachenloch am Mieterschwandenberg (bei Stans) konnte P. Adelhelm aus

eigenem Erleben berichten. In der Frühzeit seines Lehramtes war er mit einer beherzten Studentenschar — « praktische Schule für urgeschichtliche Forschung » nannte sie sich zuversichtlich — ausgezogen, um den Spuren ältester Menschensiedlung nachzugehen. Drei ausführliche Referate im Jahresbericht des Kollegiums (1912-14) klärten über Arbeit und Erfolg auf.

Das wissenschaftliche Interesse des Verstorbenen ging vor allem auf die *Missionsgeschichte*. Begeisterung und Anregung gaben die eindringlichen Schreiben des P. Generals Bernard Christen von Andermatt. Zwei Patres, P. Gabriel Zelger, Landsmann und Theologielektor des P. Adelhelm, und P. Adrian Imhof folgten dem besorgten Missionsruf des Generals. P. Adelhelm war den Studienjahren kaum entwachsen, da machte er sich an die Lebensbeschreibung des großen Missionsbischofs der Schweizerprovinz heran, P. *Anastasius Hartmann* von Altwis (Kt. Luzern). Im Jahre 1903 erschien unter Mitwirkung des zurückgekehrten P. Adrian Imhof ein umfangreiches Buch. Die Verfasser waren sich der Lücken und Unzulänglichkeiten wohl bewußt, zu kurz war die Zeit bemessen und zu spärlich flossen die Quellen, aus denen sie geschöpft hatten. Ein erbaulicher Eifer hatte ihre Arbeit beflügelt. Aber die unfertige Biographie bedeutete für P. Adelhelm mächtigsten Anreiz zu weiterer, gründlicherer Forschung. Vorerst holte sich der Verstorbene das wissenschaftliche Rüstzeug bei Professor Gustav Schnürer in Fryburg, bei dem er mit der grundlegenden Dissertation : « Ursprung des königlichen Patronates in den portugiesischen Kolonien » (Paderborn 1914) promovierte. Die erweiterte Doktorarbeit erschien 1915 mit dem Titel : « Die katholischen Missionen in Indien, China und Japan, ihre Organisation und das portugiesische Patronat vom 15. bis ins 18. Jahrhundert. » Inzwischen hatte die Such- und Sammelarbeit für das Anastasius Hartmann-Werk nicht geruht ; mit frischem Eifer setzte P. Adelhelm sie fort, Archive und Bibliotheken durchstöbernd, um möglichst alle Wirkungen des tatkräftigen Missionsbischofs zu erspüren. Ein quellenkundlicher Briefwechsel ging fördernd und ergänzend zur Seite. Besonders wichtig war der Umstand, daß es dem Verstorbenen gelang, die Archivbestände der Propaganda für seine missionsgeschichtlichen Forschungen zu erschließen. Das verständnisvolle Wohlwollen des Kardinals *van Rossum*, den P. Adelhelm mehrmals in Ingenbohl besucht hatte, kam ihm weit entgegen. So erreichte er es, daß auch die Akten der *Rätischen Mission* und der Abessinienmissionäre und Märtyrer *Agathangelus* und *Cassian* für ihn abgeschrieben wurden. Die rätischen Missionsakten überließ der Verstorbene seinerzeit A. Pfister zur Bearbeitung in seiner gediegenen Georg Jenatsch-Biographie. Ein immenses Quellenmaterial häufte sich mit den Jahren an und harrte ungeduldig der meisternden Hand. Endlich kam 1939 der erste Band der *Monumenta Anastasiana* heraus, mit kurzem Lebensabriß des Missionsbischofs und orientierendem Bericht über Quellenlage und Quellenbeschaffung. Bis anhin sind drei Bände des großen Werkes veröffentlicht worden, das der Verstorbene selbst auf 12 Bände berechnete. Die Ausgabe will zuvorderst nicht wissenschaftlichen Zwecken dienen, sondern Grundlage sein für den Seligsprechungsprozeß. Das Ziel, dem Missionsbischof Hartmann die Ehre der Altäre zu erwirken, stand beherr-

schend über der ganzen Arbeit des P. Adelhelm, raffte seine Kräfte immer wieder auf, wenn die Überlast des Stoffes sie niederdrückten. Prof. J. Beckmann, Leiter der «Neuen Zeitschrift für Missionswissenschaft», beurteilt die *Monumenta Anastasiana* als ein «Quellenwerk allerersten Ranges zur indischen Missionsgeschichte» (Jahrg. 1, 1945, S. 72). Zahlreiche Kleinarbeiten in der Zeitschrift der schweizerischen Kapuzinerprovinz und im «Seraphischen Weltapostolat», das der Verstorbene gründen half, bereiteten die Redaktion des großen Werkes vor und hielten das Interesse für den hervorragenden Missionsbischof wach. Über das engere Gebiet der indischen Missionsgeschichte hinaus leistete P. Adelhelm einen bedeutenden Beitrag zur brasilianischen Missionsgeschichte mit der Schrift: «Candidus Sierro aus dem Kapuzinerorden, ein Indianer Missionär» (Stans 1915). Auch hat er sämtliche Quellen für eine Lebensbeschreibung des P. *Apollinaire Morel* von Posat (Kt. Fryburg) gesammelt, der in die Mission der bretonischen Kapuziner gehen wollte, in Paris aber aufgehalten wurde und daselbst 1792 im Sturm der Revolution den Martyrertod fand.

Welche Arbeit auch immer der Verstorbene anpackte, sie wuchs unter seinen rastlosen Händen in die Breite. Ich erinnere mich eines Gespräches mit Prof. Schnürer. Wir unterhielten uns über meine Dissertation, und ich fragte unter anderem, welchen Umfang die Doktorarbeit erreichen müsse. In der Antwort bemerkte der bejahrte Lehrer humorvoll: «Bringen Sie mir, bitte, nicht soviel wie P. Adelhelm!» Dessen feinnervige Gewissenhaftigkeit drängte ihn, auch auf dem Fachgebiet die letzten Verästelungen geschichtlichen Lebens aufzubringen. Und dann waren es die lebhafte Phantasie, das nimmersatte Erzählertalent, die pflichtbewußte Erziehersorge, die sich der bunten Mannigfaltigkeit, der gestaltreichen Fülle und unvergleichlichen Beispielhaftigkeit geschichtlichen, blutwarmen Geschehens mit stets wachem Interesse hingaben. Der Verstorbene entbehrte jenes kritischen Sinnes, der den wissenschaftlichen Forscher auszeichnet; aber er war der geborene Lehrer, der die lernbegierige Jugend für die Geschichte zu begeistern verstand.

P. *Theophil Graf.*

La première visite ad Limina des évêques de Bâle après le concile de Trente[1]

Par André CHÈVRE

Par la constitution apostolique « Romanus Pontifex » du 20 décembre 1585, le pape Sixte-Quint faisait une obligation à tous les évêques de la Chrétienté de se rendre à date fixe en pèlerinage à Rome aux tombeaux des saints Apôtres Pierre et Paul (*ad limina SS. Apostolorum*). Il ne s'agissait pas là d'une innovation ; le Souverain Pontife ne faisait que reprendre pour la codifier une pieuse coutume dont les origines remontent aux premiers temps du Christianisme.

On fit dès les premiers siècles le pèlerinage de Rome, notamment les chefs de l'Eglise, mais ils le faisaient librement. L'obligation pour eux de s'en acquitter n'apparaît qu'au XI^e siècle, à la réforme grégorienne qui suivit la Querelle des Investitures, et encore l'obligation ne visait-elle que les archevêques qui durent aller recevoir en personne des mains du Souverain Pontife l'insigne de leur dignité, le pallium. Dans la suite, l'obligation s'étendit à tous les prélats de la Chrétienté. Mais à la fin du moyen âge, ceux-ci peu à peu négligèrent ce devoir et après le Grand Schisme d'Occident et la révolution religieuse du XVI^e siècle qui ébranlèrent dangereusement le prestige du Saint-Siège, cette pieuse pratique tomba en désuétude. Seuls quelques rares évêques d'Allemagne l'accomplissaient encore. Les ordonnances de Pie V (1565-1570) pour restaurer l'institution restèrent lettre morte jusqu'au jour où Sixte-Quint, ce réformateur énergique, digne émule de Grégoire VII, la précisa et en rendit urgente la mise en vigueur dans le but de resserrer les liens de l'Eglise universelle avec Rome et de renforcer ainsi la position du Siège Pontifical. Car en plus du but pieux primitif, soit le pèlerinage aux tombeaux des saints Apôtres, le pape

[1] Les documents utilisés pour ce travail se trouvent aux archives de l'Etat à Berne, section Ancien Evêché de Bâle sous la cote A 108, n. I : *Visitatio Liminum Apostolorum*. Les numéros 1 à 49 concernent cette première visite.

en assignait deux autres : l'hommage des évêques au Souverain Pontife, puis le contact direct entre ce dernier et les chefs des diocèses [1].

Préparation de la visite

Aux évêques transalpins, la Constitution Sixtine imposait la visite quadriennale. Le premier délai pour l'évêque de Bâle arrivait donc à échéance en décembre 1589. A ce moment, le siège épiscopal bâlois est occupé depuis treize ans par Jacques Christophe Blarer de Wartensee, évêque plein de zèle pour la réforme de l'Eglise et la restauration religieuse de son diocèse [2].

Dès la fin de l'année 1588, le nonce auprès des cantons catholiques, Octavien Paravicini, dont les pouvoirs s'étendent également au diocèse de Bâle, rappelle son obligation à l'évêque de Bâle qui ne parait pas l'avoir eu très présente à l'esprit. Dans sa réponse, Blarer prie le nonce de lui envoyer une copie de l'acte pontifical et se déclare d'avance prêt à s'exécuter en tous points. En lui faisant parvenir la copie demandée, le nonce complimente Blarer pour sa prompte obéissance envers le Souverain Pontife ; il l'invite à s'acquitter au plus tôt de sa visite ad Limina et à faire rédiger le mémoire sur l'état du diocèse (*Status dioecesis*) requis par Rome à cette occasion. Enfin, Paravicini encourage Blarer en lui faisant remarquer que l'obligation ne doit pas lui paraitre extraordinaire car elle est commune à tous les prélats germaniques [3].

En février, l'évêque de Bâle écrit à Rome pour s'excuser de ne pouvoir accomplir en personne la visite ad Limina : sa santé est ébranlée, des affaires nombreuses et urgentes ne lui permettent pas de s'absenter longtemps de son diocèse ; en outre, l'insécurité des routes due au voisinage des hérétiques, notamment des Bâlois, aux passages continuels de troupes dans la région « et à d'autres dangers » rend le voyage presque impossible. Dans une lettre envoyée au nonce à la même date, pour

[1] Pour les détails sur la remise en marche de la visite après la publication de la constitution sixtine, voir J. Schmidlin : *Die kirchlichen Zustände in Deutschland am Vorabend des Dreissigjährigen Krieges*, Freiburg i. Br. 1908-1910, 3 Bde. Cf. le 3e vol., p. 1 sq. Cette étude de Schmidlin sur la situation des églises d'Allemagne à cette époque est faite à la lumière précisément des mémoires (*Status dioecesis*) rédigés par les évêques à l'occasion de visites ad Limina.

[2] Depuis le passage de la ville de Bâle à la Réforme en 1528, le prince-évêque chassé de son ancienne résidence s'installa à Porrentruy, petite ville fortifiée de sa principauté. Son chapitre se réfugia à Fribourg-en-Brisgau, et la curie diocésaine à Altkirch en Haute-Alsace.

[3] Cf. A 108, I, n.

le prier de transmettre ses excuses à Rome, Blarer énumère à nouveau ces motifs et ajoute qu'avant la fin des troubles causés par le recrutement et le passage de mercenaires hérétiques, aucun clerc du diocèse ne veut se charger du voyage à sa place ; tous demandent le renvoi de la visite à des temps meilleurs [1]. Entre temps, l'évêque ayant sollicité et obtenu la faculté prévue dans la Constitution apostolique de faire accomplir la visite par un procureur, il présente à cet effet Michel Risti, prieur d'une abbaye. Mais ce dernier est récusé par Rome, car un évêque empêché ne peut déléguer n'importe qui pour cette mission. Aux termes de l'ordonnance pontificale en effet, si, pour des motifs importants, l'évêque ne peut s'acquitter en personne de la visite ad Limina, il doit déléguer un chanoine de son chapitre, à son défaut, un chanoine de chapitre collégial ou en tous cas un prêtre du diocèse parfaitement informé de la situation de ce dernier.

Mais le délai de visite approche, le temps presse. Le 16 novembre 1589, soit un mois avant l'échéance, peiné de n'avoir pu s'exécuter jusqu'à ce jour, Blarer demande au nonce Paravicini de bien vouloir une fois encore l'excuser auprès du Souverain Pontife : on attend chaque jour, dit-il, la fin des circonstances et des dangers qui retardent le départ des visiteurs épiscopaux. L'évêque ajoute que s'il s'adresse à lui pour présenter la lettre à Rome, c'est que « chez lui, on ignore tout des us et coutumes de la cour romaine en ces matières » [2]. Cependant, le 20 décembre 1589, c'est-à-dire le jour même de l'échéance du délai de visite, Paravicini invite l'évêque de Bâle à écrire lui-même ses motifs au Souverain Pontife ; il comprend sa situation, il appuyera volontiers sa démarche, mais « il convient que les évêques correspondent de temps à autre avec le Saint-Siège, au moins par lettre ».

Blarer pense avoir ainsi fait provisoirement le nécessaire, lorsqu'une lettre du nonce lui arrive le 13 février ; pressé par Rome, ce dernier insiste sur l'accomplissement urgent de l'obligation et rappelle les peines statuées contre les prélats négligents. Combien ces peines sont graves, ajoute le nonce, l'évêque peut en juger lui-même en relisant l'ordonnance

[1] Il s'agit de troupes mercenaires recrutées dans les régions protestantes voisines pour le compte du roi de Navarre, le futur Henri IV. Voir à ce sujet Vautrey : *Histoire des évêques de Bâle*, Einsiedeln 1884/86, II. En 1582, Christophe Blarer faillit être victime d'un complot monté contre lui par un groupe de Protestants exaltés. Cf. *ibid.*, II, 148. Blarer fait aussi allusion aux troubles causés par l'affaire de Genève.

[2] « ... cum hic Curiæ romanæ mores et consuetudinem atque agendi modum prorsus ignoremus. » A 108, I, n. 6.

sixtine ; toutefois, le Saint-Père est d'accord de les remettre afin que ces prélats puissent s'acquitter de leur devoir la conscience tranquille (*animo puriori et alacriori*). Un mois plus tard, le 13 mars, nouvelle monition du nonce : le cardinal Caraffa lui écrit l'étonnement du Saint-Père en apprenant la négligence de certains prélats touchant leur obligation et lui enjoint d'adresser un rappel sérieux (*ut serio moneat*) aux évêques d' « Helvétie » pour qu'ils s'acquittent immédiatement de la visite ad Limina. Paravicini, qu'une amitié sincère lie à Blarer de Wartensee, le prie de l'excuser de cette démarche gênante, mais il est tenu de s'exécuter ; il sait le zèle de l'évêque et ne doute pas qu'il remplira son devoir ; il est du reste intervenu aussitôt en sa faveur auprès du cardinal pour lui exposer les motifs qui peuvent l'excuser « jusqu'à un certain point (*aliquo modo*) ». Le nonce termine en disant ignorer la réponse qu'il recevra de Rome, mais il sait une chose, c'est que l'évêque fera bien d'envoyer sans tarder un procureur ad Limina pour témoigner de son zèle [1].

Nous sommes au mois de mars de l'année 1590. Blarer s'occupe activement des préparatifs, fait mettre au point le mémoire sur l'état du diocèse et le transmet au nonce pour la mise en forme, avec la faculté d'y apporter toutes modifications utiles. Mais Paravicini renvoie le document à l'évêque : il est trop volumineux ; pour une expédition rapide des affaires en cour de Rome, il importe d'envoyer un mémoire concis et de numéroter les questions [2]. Le nonce trouve également beaucoup trop longue la lettre de procuration pour les délégués de l'évêque à cette visite ad Limina ; il avoue ne pas avoir eu le courage de la lire et doute fort qu'à Rome, on goûte davantage une lettre aussi prolixe [3].

[1] *Ibid.*, n. 9 et 10.

[2] *Ibid.*, n. 11. « ... Acta non multa esse deberent ne cardinales illi qui huic muneri præsunt, librum potius legere quam brevem ac summariam de statu Ecclesiæ relationem videre debeant ». Ce « Status dioecesis » portait sur la situation géographique, spirituelle et matérielle du diocèse. Ces documents constituent une des sources les plus précieuses pour la connaissance de la situation religieuse de l'Eglise à cette époque. D'autre part, comme le note Schmidlin dans l'ouvrage cité plus haut, en obligeant les prélats à s'informer avec exactitude sur leur circonscription et en attirant de ce fait leur attention sur beaucoup de choses qu'ils ignoraient, ces mémoires eurent les effets les plus heureux et constituèrent d'excellents facteurs de réforme religieuse. Pour ce premier voyage ad Limina des évêques de Bâle, nous trouvons aux archives de Berne, sous le n. 6 de la cote mentionnée, le projet du *status* dont il est parlé ici ; il date de 1589. La copie du *status* effectivement expédié à Rome et rédigé probablement en 1592 se trouve sous le numéro 36.

[3] *Ibid.*, n. 12. « ... ut verum fateor legere non potui, nec ut credo, tam prolixa narratio Romæ placeret. »

En lui rappelant que le procureur éventuel doit être un chanoine de son chapitre, le nonce conseille à Blarer de faire, pour les questions matérielles, la réduction des monnaies bâloises en couronnes, les chiffres exprimés en livres bâloises pouvant induire en erreur et faire surestimer en cour romaine l'importance de certains bénéfices dont l'évêque voudrait pouvoir disposer à des fins de restauration religieuse dans son diocèse. Paravicini avise enfin Blarer qu'il a sollicité pour lui une prorogation du délai de visite afin de lui éviter d'éventuels désagréments.

Sur ces entrefaites, le pape Sixte-Quint meurt, le 27 août 1590. L'évêque de Bâle respire ; il pense l'affaire enfin liquidée. Aussi sa surprise fut-elle grande lorsque, au début de l'année 1591, il reçoit une lettre du nonce insistant à nouveau sur l'accomplissement de l'obligation de la visite ad Limina. Blarer écrit son étonnement à Paravicini : il avait cru à une disposition personnelle de Sixte-Quint, valable pour son seul pontificat ; l'idée ne lui était pas venue que son successeur pût confirmer cette ordonnance ; aussi, avait-il tout simplement laissé l'affaire en suspens jusqu'à réquisition nouvelle en haut lieu. Et Blarer d'ajouter que, pris de court, il ne lui est guère possible de trouver sur-le-champ des personnes disposées à entreprendre en son nom le voyage de Rome, mais il s'y emploiera sans tarder et promet de faire son possible pour envoyer quelqu'un en automne, « après les grandes chaleurs »[1]. En attendant, l'évêque prie le nonce de s'entremettre une nouvelle fois pour appuyer la lettre d'excuse que lui-même envoie au Souverain Pontife : Blarer est désolé que ce retard ait pu indisposer le Saint-Père contre lui. En sollicitant par la même occasion une nouvelle prolongation du délai de visite, il proteste de sa bonne foi et se dit prêt à tout entreprendre pour activer le voyage et donner la preuve de sa bonne volonté. Mais au milieu de ses soucis, l'évêque de Bâle n'a pas pensé à tout et son zèle ne peut cette fois l'empêcher d'avoir encouru la censure prévue dans l'acte pontifical contre les prélats qui ont laissé passer un délai de visite sans en avoir sollicité et obtenu de nouveaux. Le 29 mai 1591, en effet, Blarer, par l'intermédiaire du nonce, reçoit du cardinal Matteo une lettre d'absolution apostolique pour la suspense encourue, avec relève de l'irrégularité pour exercice de ses fonctions d'évêque sous le coup de censures ecclésiastiques ; la lettre porte en outre remise des fruits de son bénéfice indûment

[1] *Ibid.*, n. 13, lettre du 2 mars 1591.

perçus pendant le même temps [1]. A cette levée de peines, le cardinal joint une pressante invite à s'acquitter enfin de son obligation. Pour le mettre à l'aise, on lui accorde un nouveau délai qui lui donne du répit jusqu'à l'automne. Dans sa lettre au Souverain Pontife pour obtenir cette prolongation, Blarer avait énuméré derechef tous les graves motifs qui l'empêchaient d'accomplir en personne la visite ad Limina : ces motifs, ajoutait-il, avaient paru si graves au pape Sixte-Quint, en 1589, que celui-ci avait admis d'emblée l'excuse.

Peu désireux d'encourir une nouvelle censure, l'évêque se met aussitôt à la recherche d'un procureur idoine parmi les chanoines de son diocèse. Pas d'amateurs pour un si long voyage. Aucun chanoine du chapitre ne veut s'en charger, malgré ses instances. En septembre cependant, l'affaire s'arrange. Sur les pressantes démarches de son évêque, Pierre Wagner, prévôt du chapitre collégial de Thann, accepte d'entreprendre le voyage de Rome. Blarer lui adjoint comme compagnon maître Pierre Gorré, le très expert notaire de sa curie diocésaine d'Altkirch. En octobre, les dernières dispositions sont prises pour le voyage ; mais le mois s'écoule et les procureurs de l'évêque sont toujours en Alsace. Le retard, cette fois, vient du chapitre cathédral qui voudrait différer le voyage jusqu'à l'issue d'un procès dans lequel il est engagé avec la ville de Bâle ; on aimerait profiter des procureurs pour présenter l'affaire à Rome à la même occasion. Blarer écrit aussi à l'ex-nonce, le cardinal Paravicini [2]. En lui annonçant l'heureuse nouvelle de l'ouverture du nouveau collège des Pères de la Compagnie dans sa résidence de Porrentruy, Blarer lui recommande ses deux procureurs « qui ne tarderont pas à arriver ». L'évêque écrit en outre à d'autres cardinaux dans le même sens. Il informe enfin son économe de Bâle du voyage

[1] *Ibid.*, n. 16. Schmidlin note que beaucoup de prélats encoururent cette censure prévue dans l'ordonnance pontificale. Il semble d'ailleurs qu'à l'époque, on en prenait allégrement son parti. Même à Rome, l'affaire n'était pas prise au tragique ; les évêques obtenaient assez facilement l'absolution et les délais de visite étaient aussi accordés sans grande difficulté. Ces délais étaient habituellement de six mois.

[2] Paravicini avait été créé cardinal au mois de mars 1591. Nonce auprès des cantons catholiques depuis 1587, il avait, à fin septembre 1590 déjà, prié le Saint-Père de le rappeler. Il quitta la Suisse à la fin du mois de juin de l'année 1591. Très zélé pour la restauration religieuse tridentine, il resta comme cardinal l'ami et le puissant protecteur de l'évêque de Bâle en cour de Rome, d'autant plus que, après son départ, la nonciature auprès des cantons catholiques sera vacante jusqu'en 1596, car le successeur de Paravicini, Della Torre, nommé à la fin de l'année 1595, n'arrivera en Suisse que l'année suivante. Le cardinal Paravicini mourra en 1611.

de ses délégués et lui demande de chercher dans cette dernière ville ou à Constance des marchands italiens sur le point de partir vers le sud, afin d'assurer aux deux procureurs l'argent nécessaire en cours de route sous la forme des monnaies valables au delà des Alpes [1].

Nous sommes au début de novembre de l'année 1591. Tout est prêt. Mais au moment où Wagner et Gorré vont se mettre en route, arrive la nouvelle de la mort de Grégoire XIV [2]. Le départ en est différé à nouveau. Mais l'évêque sait cette fois à quoi s'en tenir ; en leur annonçant la mort du Souverain Pontife, il avertit sur-le-champ le prévôt Wagner et maître Gorré de se tenir prêts à partir aussitôt connue l'élection du nouveau pape. En attendant, Blarer sollicite et obtient par l'entremise de Paravicini un autre délai de visite de six mois, délai qui nous conduit au printemps de l'année 1592. Le 28 février, le cardinal Paravicini transmet à l'évêque de Bâle la nouvelle de l'élection de Clément VIII ; il l'invite à faire preuve de zèle et à s'acquitter immédiatement de son obligation de visite ad Limina ; le nouveau Souverain Pontife, ajoute-t-il, est favorablement averti à son sujet ; la nouvelle de l'ouverture d'un collège dans le diocèse l'a réjoui et il s'est déclaré prêt à examiner avec la plus grande bienveillance les requêtes de l'évêque. De celles-ci, le cardinal a déjà parlé au Saint-Père, mais ce dernier demande des détails [3].

L'évêque de Bâle n'a pas la moindre intention, cette fois-ci, de différer le voyage, mais il joue décidément de malheur : au moment où ses procureurs vont enfin quitter le diocèse pour se rendre à Rome, c'est l'un d'eux, le prévôt Pierre Wagner, qui disparaît. Blarer se met sans tarder en devoir de le remplacer. Pas plus qu'auparavant, les chanoines du chapitre n'en veulent. L'évêque, non sans peine, arrive alors à décider à ce voyage François Ber, chanoine de Thann et administrateur de l'aumônerie d'Ysenheim [4]. Celui-ci n'a accepté finalement

[1] A 108, I, n. 18.

[2] Le pape Sixte-Quint était mort le 27 août 1591. Son successeur Urbain VII avait disparu après un pontificat éphémère de 15 jours. Puis, successivement, Grégoire XIV et Innocent IX meurent après des règnes très brefs, le premier de dix et le second de deux mois. Le pape Clément VIII, élu ensuite au début de l'année 1592, régnera jusqu'en 1605.

[3] A 108/I, n. 26.

[4] Le chanoine en question est le fils de François Ber, conseiller autrichien à la Régence d'Ensisheim en Haute-Alsace. Lui-même deviendra suffragant de l'évêque de Bâle en 1600 et jouera de ce fait un rôle considérable dans l'œuvre de restauration religieuse du diocèse.

Maître Gorré, notaire apostolique et impérial, nommé « notaire collatéral » à la Curie bâloise à Altkirch, en 1577, occupera ce poste jusqu'à sa mort en 1619.

que par obéissance pour son évêque, qui n'a pas trouvé suffisantes les excuses présentées. Cependant, absorbé par ses soucis, Blarer a laissé de nouveau passer le délai de visite et retombe sous la censure. Il en obtient la levée le 18 juillet 1592, toujours par l'intermédiaire du cardinal Paravicini, mais à la condition expresse, cette fois-ci, de s'exécuter dans les six mois, et sans préjudice pour une pénitence « salutaire » à se faire imposer par son confesseur [1]. On l'avertit en outre que ce délai sera le dernier toléré. Le cardinal, qui témoigne dans sa lettre d'un attachement sincère pour l'évêque, le supplie de ne plus remettre la visite, car, dit-il, sa position devient difficile à Rome ; il lui demande en outre de bien vouloir n'attribuer cette pressante invite qu'à son affection pour lui.

Le 20 septembre, en le remerciant de ses bons offices, Blarer l'avertit que tout est prêt pour le départ. Dans une nouvelle lettre du 1er octobre, au même, il lui annonce le départ de ses procureurs ; ces derniers, dit-il, seraient déjà en route n'était la lenteur de son chapitre à préparer les pièces indispensables. L'évêque fait envoyer aussi à diverses personnalités de Rome des lettres pour recommander ses délégués et avise son économe de Bâle de tenir à la disposition de ces derniers l'argent nécessaire au voyage. Blarer demande aussi au chanoine Ber de lui faire connaître son projet d'itinéraire ; il apprend en effet qu'un marchand italien va quitter Bâle pour se rendre à Rome en passant par Venise. Le dit marchand propose que les deux procureurs fassent route avec lui et l'évêque serait assez d'accord, car, ajoute-t-il, le change est difficile ailleurs qu'à Venise, où ils pourraient ainsi remettre au courtier leur lettre de change pour obtenir les monnaies utiles pour le reste du voyage [2]. Avec tous ces derniers préparatifs et en dépit des lettres annonçant à Rome le départ des visiteurs, les mois d'octobre et de novembre s'écoulent sans que les deux intéressés aient quitté le diocèse. Cependant, le 1er décembre 1592 enfin, François Ber, chanoine et « administrateur », accompagné de maître Pierre Gorré, notaire de curie, se mettent en route pour accomplir au nom de leur Révérendissime et Illustrissime Maître le prince-évêque de Bâle, le voyage et les formalités de la première visite ad Limina.

[1] A 108, I, n. 32.
[2] *Ibid.*, n. 35.

Le voyage [1]

Après un ultime voyage à la résidence de l'évêque à Porrentruy pour prendre ses dernières instructions, nos deux visiteurs se sont donné rendez-vous à Ysenheim. C'est de là qu'ils partent, le 1er décembre, emmenant avec eux un neveu de Blarer, Christophe Peutinger de Marbach, jeune étudiant du nouveau collège des Pères à Porrentruy, pour lequel son oncle a sollicité une place au Collège Germanique à Rome.

Partis en coche à trois chevaux avec le laquais du chanoine, les voyageurs passent la première nuit à Bantzenheim. Ils franchissent le Rhin à Neuenburg et se dirigent sur Fribourg-en-Brisgau où ils s'arrêtent deux jours pour prendre contact avec le Haut Chapitre bâlois réfugié dans cette ville depuis le passage de Bâle à la Réforme en 1528. A Fribourg, Ber renvoie son domestique avec les chevaux de louage ; on procède aussi à divers achats, puis, l'après-midi du 4, le petit groupe se dirige sur Neustadt ; nous le trouvons le 6 à Marckdorf et le 7, ils arrivent à Innsbruck où ils font halte pour se remettre en état. On passe chez le barbier, chez le tailleur ; on fait lessiver le linge : chemises, chausses, mouchoirs, et Gorré effectue des achats pour son jeune compagnon qui use terriblement ses effets. Dans cette ville d'Innsbruck, résidence du gouvernement archiducal de l'Autriche antérieure, à laquelle appartiennent la plus grande partie des territoires du diocèse de Bâle à cette époque, l'administrateur Ber est prié à dîner par un notable de la chancellerie. Puis, dûment munis de laisser-passer et de « certificats de santé » (*fede di sanità*) pour passer en territoire vénitien, les trois voyageurs se remettent en route le 11 décembre ; par Mittenwald et Brixen ils arrivent à Trente le 13 au soir, tard après le couvre-feu ; ils en sont pour un pourboire aux gardes qui leur ouvrent les portes de la ville. Le voyage de Fribourg à Trente s'est effectué en 27 postes ou relais, à deux couronnes le relai de quatre chevaux.

De Trente, les voyageurs passent en territoire vénitien. Repartis de cette ville le 14, ils sont à Bassano le 16, puis, par Trévise, ils arrivent

[1] Pour les renseignements sur le voyage d'aller et retour des deux procureurs bâlois, voir le numéro 43 : *Raittung der römischen Reise*. Ce compte exact et sec des dépenses ne fait mention que des endroits où Gorré a dû débourser. Il ne semble pas que nos voyageurs aient fait route avec le marchand italien parti de Bâle, comme le proposait Blarer à Ber ; mais il est probable que, s'ils passent par Venise, c'est pour y réaliser leur lettre de change conformément aux indications de l'évêque.

le 17 à Mestre, gagnent à pied Mergera et, de là, Venise en gondole. Arrivés le soir du 18 décembre dans la cité des doges, ils n'y perdent pas leur temps. Ils visitent à la course la basilique Saint-Marc, l'Arsenal et « maints autres endroits » (*und vil underschiedlichen ortten*). Deux jours leur suffisent pour faire ainsi, sous la conduite d'un cicerone, le tour de la ville et des environs. Après une nouvelle remise en état des effets de leur jeune protégé Peutinger, Ber et Gorré quittent Venise le 20, en gondole, pour gagner Lucifusana, où ils reprennent le coche en direction de Ferrare qu'ils traversent sans s'y arrêter. La veille de Noël, nous les trouvons à San Pietro-Casale et peut-être gagnent-ils Bologne le même soir. Ils y sont le jour de Noël, mais le notaire Gorré n'a pas un mot dans son carnet de route pour nous dire comment ils ont passé la fête dans cette ville. Ils ne s'y attardent pas en tous cas, puisque le 26 décembre déjà, ils se remettent en route, après avoir passé contrat avec un maître de poste qui s'engage, moyennant 7 couronnes par jour, à leur assurer poste et pension jusqu'à Rome. Ils passent à Firenzola le 27 ; on y fait dûment ferrer ânes et chevaux pour le passage des Petits Apennins (*der jungen Apennin*) qu'ils franchissent sous la conduite d'un guide. Arrivés à Florence le 28 au soir, nos voyageurs font le lendemain la visite de la ville. Les comptes de Gorré mentionnent la dépense faite « pour la visite des lions, des ours, des tigres et des aigles, ainsi que des deux palais et des citadelles du Grand Duc de Toscane ». Un jour à peine a suffi à tout. Le 30, nous les retrouvons à Sienne. Moyennant 45 Kreuz pour les frais d'inscription et 16 autres au chancelier, Ber et Gorré font porter l'étudiant Peutinger au registre de l'université de cette ville.

Mais nos voyageurs ont hâte d'arriver ; ils quittent Sienne le 31 décembre pour gagner Radicosani, où le mauvais temps les retient un jour. Puis ils vont bonne poste ; longeant les rives du lac Bolsène, ils traversent d'un trait Montefiascone et Viterbe pour se diriger sur la Ville Eternelle, où ils font leur entrée au soir du 4 janvier, après un voyage de 35 jours.

Le séjour à Rome

Les deux procureurs bâlois feront à Rome un long séjour de trois mois[1]. Ils vont d'abord au plus pressé. Descendus dans une hôtellerie,

[1] Les détails sur le séjour et l'activité des deux délégués à Rome sont contenus dans les numéros 44, 45, 49 et 50 du dossier A 108, I. Ce sont les lettres et les rapports envoyés à l'évêque par Ber et Gorré.

ils s'y installent et engagent un domestique pour le service, les achats et peut-être aussi pour la cuisine de temps en temps, car les comptes de Gorré font état de dépense pour des articles de ménage. Il s'agit aussi pour eux de se mettre en forme, en tenue « romaine » et le carnet de dépenses du notaire mentionne l'achat du nécessaire : soutane, manteau romain, ceinture de soie, souliers et pantoufles pour le chanoine Ber. Le notaire Gorré, qui est clerc, fait pour lui les mêmes emplettes, mais en plus simple ; il prend la laine au lieu de la soie et échange ses chausses usées contre de plus fraîches. Après avoir ainsi pourvu au logis et à l'habillement, les procureurs conduisent au Collège Germanique leur compagnon de route. Le jeune étudiant Peutinger n'y brillera d'ailleurs ni par sa docilité ni par son ardeur au travail et prépare d'amères désillusions à Christophe Blarer, son oncle et son protecteur [1].

Enfin libres, Ber et Gorré songent alors à s'acquitter des formalités de la visite ad Limina. Ils cherchent d'abord des protections auprès des personnages auxquels l'évêque de Bâle les avait recommandés par lettre. C'est évidemment le cardinal Paravicini qui a le premier l'honneur de leur visite. Le cardinal leur réserve un excellent accueil : il les reçoit aussitôt chez lui de la manière la plus cordiale ; il prend connaissance de la lettre de Blarer que Ber lui remet et promet son appui aux deux procureurs pour l'expédition de leurs affaires en cour de Rome. Paravicini leur offre même l'hospitalité chez lui pour la durée de leur séjour dans cette ville au cas où ils ne seraient pas satisfaits de l'hôtellerie. Puis il s'entretient longuement et familièrement avec eux de leur supérieur, son ami Christophe Blarer, pour lequel il a de grandes louanges ; il s'enquiert de la situation religieuse dans les pays germaniques, en particulier dans le diocèse de Bâle.

Ber et Gorré commencent ensuite leurs démarches officielles. Ils se rendent au tombeau des saints Apôtres Pierre et Paul, remplissant ainsi le premier but assigné à l'institution de la Visite par les Souverains Pontifes. Paravicini les fait ensuite introduire auprès de l'influent cardinal Matteo, qui les reçoit aussitôt mais sans façon, puisqu'il leur accorde audience pendant sa toilette [2]. Les délégués ont juste le temps

[1] Ce jeune étudiant est le fils de Béatrice Blarer, restée veuve avec plusieurs enfants. Le recteur du Germanique fut plusieurs fois sur le point de renvoyer ce mauvais élève. Il y surseoira sur les instances de Blarer, qui adresse à son neveu des lettres sévères. En juin 1594, l'exclusion du Collège ayant été décidée, l'évêque écrit que son neveu peut aller où il voudra mais que lui ne veut plus le voir. Cependant, revenu à résipiscence, Peutinger achèvera ses études au Germanique.

[2] « ... ungeachtet Sy under dem balbieren gesessen. » *Ibid.*, n. 49.

de lui remettre la lettre de l'évêque, d'exposer leurs affaires en quelques mots, de se recommander, après quoi le cardinal leur donne congé.

A leur retour, Paravicini les invite à se tenir prêts pour l'audience pontificale qui, assure-t-il, ne doit pas tarder. En effet, le 13 janvier déjà, Ber et Gorré montent en voiture en compagnie de Son Eminence pour se rendre au Vatican. Après une heure d'attente, précédés de Gardes suisses, ils sont introduits auprès du Saint-Père avec les cérémonies d'usage. Les délégués bâlois remettent une lettre de l'évêque de Bâle au Souverain Pontife qui leur dit :

« C'est avec plaisir que nous voyons les messagers d'un prélat aussi illustre et aussi méritant. Nous prendrons volontiers connaissance des lettres présentées et ne refuserons rien de ce que nous pourrons faire pour l'évêque de Bâle et son diocèse.

Très Saint-Père, dit alors le cardinal Paravicini, non seulement ce prélat surpasse tous les évêques d'Allemagne, mais encore il les entraine par son exemple. L'évêque de Bâle aurait certaines faveurs à solliciter : si Sa Sainteté le désire, je les lui exposerai.

Je sais, reprend le Saint-Père ; nous nous sommes entretenus plusieurs fois déjà de ces questions en privé [1]. »

L'audience est terminée. Le Souverain Pontife donne sa bénédiction et les deux procureurs se retirent avec le cardinal, qui retient Ber à dîner pour examiner les diverses affaires dont Blarer avait chargé ses délégués. Jusqu'ici, tout marchait bien et rapidement puisque, moins de quinze jours après leur arrivée à Rome, il ne leur restait plus qu'à prendre contact avec certaines instances pour remettre le mémoire sur l'état du diocèse et présenter quelques requêtes à cette occasion. En réalité, les choses tournent autrement qu'ils ne l'avaient espéré. Tout d'abord, la remise du « Status » à la congrégation responsable ne pourra se faire que trois semaines plus tard, soit le 7 février [2]. Quant à l'expédition des affaires à traiter, elle est plus lente encore.

[1] « Libenter vos vidimus nuncios tam præstantis viri et de religione bene meriti. Literas reserabimus et quicquid poterimus in gratiam ipsius et Ecclesiæ Basiliensis facere non recusabimus. » Tum cardinalis Paravicini : « Pater Sanctissime, episcopus ille non tantum superat alios episcopos Germaniæ sed etiam allicit et ad suum exemplum movet. Habet is quædam negotia quæ petit ; ea si Sanctitas Vestra præceperit, referam. » Ad quæ Pontifex : « Quæ Dominatio Tua huc palam refert, ea multoties in privatis colloquiis mecum contulit. »

[2] Cf. Schmidlin (*op. cit.*, p. 35) qui, pour son ouvrage, a utilisé l'exemplaire du *status* déposé aux archives vaticanes, mentionne ce détail, la date de leur présentation étant portée au verso du document.

Des difficultés de tout genre surgissent, qui en retardent l'examen et la liquidation. Pendant plus de deux mois, Ber et Gorré, toujours conseillés et aidés par le cardinal Paravicini, qui les accompagne une quinzaine de fois au Vatican, s'emploient sans relâche à faire avancer les questions en suspens. Pour certaines d'entre elles, les instructions reçues au départ ne suffisent pas ; il faut en référer à l'évêque pour des informations supplémentaires ; mais les courriers mettent du temps. Ce fait, joint à la lenteur de la cour romaine dans l'expédition des affaires, prolonge beaucoup plus qu'ils ne s'y attendaient, le séjour des deux visiteurs dans la Ville Eternelle. Ils en prennent leur parti et font vraiment tout ce qu'ils peuvent pour s'acquitter le mieux possible de leur mission.

Christophe Blarer les avait chargés de plusieurs affaires dont il désirait particulièrement la solution.

Il s'agissait d'abord d'obtenir de Rome, avec une lettre de confirmation du collège que l'évêque venait d'ouvrir à Porrentruy, l'union de deux bénéfices ecclésiastiques pour doter ce collège. Ouvert en automne 1591, celui-ci avait causé de grosses charges financières à Blarer qui, ne pouvant prendre sur lui la totalité des dépenses, avait sollicité l'affectation à ce but des revenus des prieurés de Miserez et de Grandgourt, situés les deux aux environs de sa résidence [1]. Blarer proposait également d'affecter au même but la prébende canoniale libre dont il avait la collature aux chapitres collégiaux de Moutier-Grandval et de Saint-Ursanne. Les procureurs de l'évêque obtiendront l'incorporation du prieuré de Miserez et des deux prébendes, mais pas celle de Grandgourt.

Ber et Gorré avaient reçu mission de mener à chef en cour de Rome une affaire beaucoup plus délicate. Moyennant une rente annuelle à verser au prévôt du chapitre de Moutier-Grandval, l'évêque de Bâle avait passé contrat, le 15 juillet 1588, avec le prévôt en fonction, en l'occurrence Jean Setrich, son ancien vicaire général et official, qui

[1] Le concile de Trente prévoyait ce mode de dotation de séminaires ou de collèges érigés dans un but de réforme religieuse. Le prieuré de Miserez, situé à mi-chemin entre Porrentruy et le couvent cistercien de Lucelle, était administré par un chanoine de Besançon ; celui-ci n'y avait jamais mis les pieds ; il n'avait pris possession de son bénéfice que de loin, « du village voisin », écrit Blarer, qui aura fort à lutter pour arriver à ses fins. Le prieuré de Grandgourt dépendait du couvent de Prémontrés de Bellelay et se trouvait à quelque sept kilomètres de Porrentruy dans la direction de Boncourt. Cf. les « status ». A 108, I, n. 8 et 36.

lui avait cédé ses droits seigneuriaux sur la Prévôté de ce nom [1]. Blarer avait réussi à surmonter l'opposition des chanoines en 1591, mais à Rome, on tardait à confirmer l'accord. Paravicini entre dans les vues de l'évêque de Bâle, mais l'affaire étant d'importance, Rome décide de faire examiner par des experts le mémoire sur la question présenté par les délégués bâlois. Les experts proposés par ces derniers, soit les abbés des couvents de Saint-Blaise et de Lucelle, sont récusés. On confie l'affaire à l'archevêque de Besançon ; c'est alors à l'évêque de Bâle de faire des réserves et d'alléguer l'âge avancé du suffragant, le fait aussi que, ce dernier habitant hors du diocèse, l'enquête entrainerait des frais élevés. En outre, le choix de Rome ne donne pas toutes les garanties d'impartialité, le suffragant bisontin étant en procès au sujet de dîmes avec le Haut Chapitre bâlois. Finalement Ber et Gorré écrivent à leur supérieur que Rome ne veut pas revenir en arrière et qu'on lui conseille d'écrire au dit suffragant une lettre appropriée de fond et de forme pour l'amener à se dessaisir de lui-même de cette affaire. Au cas où la démarche serait sans succès, « alors, à la garde de Dieu », conclut Ber dans son rapport à l'évêque.

Dès cette première visite ad Limina, les procureurs bâlois sont chargés d'une affaire qui, invariablement, reviendra à chaque visite ultérieure. Il s'agissait d'obtenir l'appui et l'intervention directe de Rome dans la lutte serrée que mène avec énergie l'évêque de Bâle contre les gouvernements civils pour la sauvegarde et la reconquête de sa juridiction spirituelle dans son diocèse. Les deux procureurs multiplient les démarches à Rome pour intéresser des personnes influentes en faveur de leur évêque, mais sans grand succès. En général, on se dérobe. Il y a des intérêts en jeu, des susceptibilités à ménager, de hautes interventions contraires dont il faut tenir compte. Les Cardinaux affirment leur impuissance et le Souverain Pontife ne veut rien brusquer. A leur retour, Ber et Gorré n'emporteront finalement sur ce point, qui tenait particulièrement à cœur à Blarer, que des paroles de consolation, de belles promesses et les copies de trois lettres du Saint-Père adressées respectivement à l'archiduc Ferdinand d'Autriche, au gouvernement de Soleure et au cardinal de Lorraine, c'est-à-dire aux trois principaux antagonistes de l'évêque de Bâle, pour les inviter à respecter la juridiction spirituelle et à ne pas entraver son exercice.

[1] Voir Vautrey, *op. cit.*, IIe vol., p. 173 et le numéro 49 de A 108, I. Cette affaire préoccupera encore longtemps l'évêque de Bâle, mais l'archevêque de Besançon se montrera irréductible et Blarer n'arrivera pas à ses fins.

Dans le même ordre d'idées, l'évêque de Bâle avait à batailler dans son diocèse contre les couvents exempts, rebelles aux mesures de restauration religieuse décrétées. Blarer profite en particulier du voyage de ses délégués à Rome pour essayer de faire passer à sa juridiction ordinaire le couvent de moniales nobles d'Othmarsheim ainsi que le chapitre collégial exempt de Lutenbach. Mais, là encore, Rome ne veut pas se compromettre et les procureurs n'emportent, pour toute consolation, en s'en allant, qu'une bulle du Souverain Pontife autorisant l'évêque de Bâle à faire la visite canonique de ces deux « pia loca »[1].

Christophe Blarer vouait un soin particulier à la formation d'un bon clergé pour assurer l'efficacité d'une vraie restauration religieuse. A cet effet, il avait chargé ses délégués d'obtenir, par l'entremise du Saint-Siège, de pouvoir disposer en permanence de six places au Collège Germanique pour de jeunes clercs de son diocèse particulièrement doués. Mais le Saint-Père ne veut rien imposer au recteur du Germanique et celui-ci n'est pas d'accord. A son départ, Ber, qui a fait plusieurs démarches auprès du recteur, n'a reçu finalement que de vagues assurances : en cas de places disponibles, les sujets de son Altesse auront la préférence[2].

Un autre point de la mission des deux visiteurs portait sur une réduction du nombre des fêtes chômées en Ajoie, c'est-à-dire dans la partie de son territoire temporel dépendant au spirituel de l'archevêché de Besançon. Mais, devant l'opposition nette et persistante de l'archevêque, Rome se montre réservée et ne veut pas trancher d'autorité, comme le voudrait Blarer. Cependant l'affaire reste en suspens ; l'évêque

[1] En 1613 encore, dans le « status » rédigé pour la visite ad Limina, l'évêque de Bâle écrit au sujet de ce chapitre, toujours exempt, de Lutenbach : « ... in eo degentes plerumque suo nutu vivunt, nullius correctionem vel visitationem admittunt, concubinas alunt et concubinariis ex diœcesi relegatis refugium præbent. » (A 108, I, n. 114.) Bien plus, en 1615, lorsque l'évêque de Bâle enverra son vicaire général avec un autre délégué faire la visite canonique de ce chapitre, après avoir pour cela sollicité un ordre exprès du nonce « pro majori cautela », on réserve aux visiteurs le plus étrange accueil : « ... non solum eos non admiserunt sed etiam ut oppidorum munitorum incolæ contra obsidentes solent exceperunt, pulverem atratum compararunt ac tormentorum displosione arcuerunt, in omni patientia et charitate advenientes fugarunt et repulerunt, quod ut uno verbo signetur, magis Turcis et Tartaris quam ecclesiasticis et religiosis convenire videtur. » (*Ibid.*, n. 115.)

[2] Pratiquement Blarer et ses successeurs auront toujours un ou l'autre de leurs clercs nobles au Collège Germanique.

de Bâle n'ayant pas précisé les fêtes dont il propose la suppression, on prie ses délégués de faire envoyer un mémoire sur la question à leur retour dans le diocèse.

Ber et Gorré s'emploient également en vain à faire rapporter une sentence du tribunal de la Rote contre l'évêque de Bâle dans un long procès entre lui et le Grand Prieur d'Alémanie. Circonvenue par ce dernier, la Rote avait prononcé contre l'évêque qui, des années durant, s'efforcera de faire reviser le procès. Pendant leur séjour à Rome, les deux procureurs multiplient les demandes pour faire avancer la question, mais sans grand succès [1].

D'autres affaires moins importantes avaient été confiées aux bons soins de Ber et de Gorré. Dans un but de restauration religieuse, l'évêque de Bâle sollicitait du Souverain Pontife la faculté de pouvoir désigner les candidats aux prébendes canoniales de son chapitre devenues vacantes pendant un « mois apostolique » (*in mense apostolico*), où la provision du bénéfice revenait au Saint-Siège [2]. Blarer avait déjà obtenu cette faveur, mais pour quatre ans seulement ; les délégués s'emploient à la lui faire accorder « ad vitam », mais ceci lui est refusée et Rome ne concède le renouvellement de cette faculté que pour une autre période de quatre ans.

Les procureurs bâlois devaient aussi solliciter une dispense de l'empêchement de parenté au second degré pour un couple de Colmar. Ils rapportent également un privilège pontifical sollicité par l'évêque en faveur d'un imprimeur de Porrentruy pour lui assurer la protection de ses droits [3]. Sur les conseils du cardinal Paravicini, les visiteurs s'occupent en outre de trouver à Rome un bon agent, c'est-à-dire un

[1] Le conflit aigu entre cet ordre en particulier et Blarer a pour point de départ les mesures disciplinaires prises par ce dernier pour la réforme de son clergé. D'après le concile de Trente, l'Ordinaire n'avait pas de pouvoir sur les réguliers dans ce domaine, sauf sur les religieux administrateurs de paroisses incorporées, en tant que curés. Mais quand l'évêque voulut les rappeler à leurs devoirs, ces derniers arguèrent de leur privilège d'exemption ; les supérieures prirent évidemment fait et cause pour eux. Voyant que, sous ce prétexte, les scandales persistaient chez ces religieux-curés, alors que les autres prêtres se pliaient peu à peu à la discipline, Blarer s'adressa à Rome où il fut débouté, à son grand scandale. Lui et son successeur Guillaume Rinck de Baldenstein mettront tout en œuvre pour obtenir raison sur ce point. Pratiquement, l'affaire traînera longtemps et finira en queue de poisson.

[2] C'est-à-dire que si un canonicat devenait vacant dans un mois impair, la désignation du nouveau candidat revenait au Saint-Père en vertu d'un ancien privilège.

[3] « ... ne ab aliis recudentur libri a se impressi. » (A 108, I, n. 49.)

procureur permanent pour assurer une expédition plus rapide et plus efficace des affaires de l'évêque de Bâle. Cet agent qualifié, ils le trouvent dans la personne de l'auditeur même du cardinal, Jean-Baptiste Fenzonio qui, dès ce moment et pendant plus de vingt-cinq ans, s'occupera avec le plus grand zèle et beaucoup de succès des intérêts de l'évêque et de son diocèse.

Enfin, sur le conseil d'on ne sait qui, Ber et Gorré font parvenir à leur Révérendissime une bonne absolution apostolique « ad cautelam » de toute censure peut-être encourue et non encore levée pour non-accomplissement de la visite dans les délais fixés.

L'expédition de ces nombreuses affaires a retenu les délégués bâlois à Rome plus longtemps qu'ils ne l'avaient pensé. Malheureusement, leurs impressions personnelles sur la ville des Papes ne tiennent qu'une place infime dans les lettres et les rapports qu'ils envoient de la Ville Eternelle. Ils ne tarissent pas d'éloges sur l'amabilité et les bons offices du cardinal Paravicini. D'autre part, autant que la lenteur des affaires en cour romaine, le coût de l'expédition de ces dernières est pour eux un gros sujet d'étonnement. Maître Gorré, qui tient le compte du voyage, écrit candidement à son supérieur qu'il s'attendait à l'expédition gratuite des affaires à la Chancellerie pontificale. Il trouve aussi que la vie est chère à Rome. En tout cas, la question d'argent n'est pas le moindre de ses soucis et chaque fois que les deux délégués écrivent à leur évêque, ils terminent en lui demandant de renouveler la provision. Les deux cents couronnes pistoles reçues au départ n'avaient pas duré longtemps ; dès leur arrivée là-bas, la provision avait été renouvelée par des changeurs, qui leur remirent 300 couronnes ; mais, au début de février déjà, en se plaignant des taxes de chancellerie à acquitter, Gorré avertit l'évêque qu'il ne lui reste plus suffisamment d'argent pour le voyage du retour. A ce retour d'ailleurs, ils songeaient beaucoup trop tôt ; ce n'est qu'à la fin mars, après avoir, sinon mené à chef, du moins fait avancer les questions en suspens, qu'ils peuvent enfin penser à rentrer.

Le retour

C'est le 6 avril 1593 que les deux délégués bâlois quittent la Ville Eternelle. Le voyage de retour s'effectue par le même chemin qu'à l'aller, mais plus rapidement. Les indications d'itinéraire dans le carnet de Gorré sont sommaires. Par Viterbe et Sienne, où ils passent le 10 avril, ils se dirigent sur Florence sans s'y arrêter, puis sur Bologne et Ferrare.

A Ferrare, ils prennent le bateau pour descendre l' « Eridan » (Pô) jusqu'à la mer et gagner ainsi Venise, où ils arrivent le 14 avril. Après deux jours passés dans cette ville, ils en repartent en gondole le 17 pour se diriger sur Mestre. Puis, sans s'accorder le moindre répit, par Trévise, Bassano, Cismone et Lieve, ils arrivent, le 19, à Trente, qu'ils quittent aussitôt pour gagner Bolzano « où j'ai fait raser l'administrateur », note Maître Gorré dans son carnet de dépenses. Ils y sont le 20 avril. Le 23, nous les trouvons à Brixen, qu'ils traversent pour aller passer la nuit dans la petite ville de Stazingen où ils font lessiver leurs effets. Ils passent à Innsbruck le lendemain, 24 avril, puis, par Minningen, Kümmershofen, Marckdorf, Stockach, Henningen et Neustadt, ils arrivent à Fribourg le 29. Sans s'y attarder, nos deux voyageurs en repartent le lendemain déjà ; ils relaient à Tessenheim et arrivent le soir du 30 avril à Ysenheim, la résidence de Ber et leur point de départ. Le voyage de retour avait duré 25 jours. Mais ils n'ont pas fini. Sans désemparer, on se remet en route, le lendemain 1er mai, pour Altkirch, le lieu de résidence de Gorré. Ils s'y arrêtent, le temps de passer à la curie diocésaine et, pour le notaire, de saluer les siens. Le même soir encore, ils se rendent à Porrentruy pour rendre compte du voyage à l'évêque, impatient sans doute de connaître les résultats définitifs de la mission qu'il leur avait confiée.

Le 15 mai, Ber et Gorré se retrouvent à Thann pour rédiger un rapport détaillé de la visite ad Limina et mettre au point le compte exact des frais du voyage. Maître Gorré, qui a fait fonction de trésorier, présente à son supérieur un compte fort minutieux. A côté des gros frais généraux, il a noté scrupuleusement jusqu'aux moindres dépenses. Les frais de voyage et de pension voisinent avec les petites emplettes les plus diverses : rubans, ceintures, jarretières, parfum de rose, « pharmacies » pour Ber, que le voyage paraît avoir un peu éprouvé. Il y a les réparations d'effets et d'équipement, les ferrements de chevaux, les frais de coiffures et de lessive, les péages à l'entrée des villes, les pourboires et gratification aux garçons de poste, aux gardes et aux soldats de garnison aux portes des villes, aux chanteurs italiens dans les hôtelleries, aux serviteurs des cardinaux, etc. Figure aussi dans ce compte la dépense de « un julier pour le portrait des cardinaux », celui de tous à la fois peut-être, mais à coup sûr celui du cardinal Paravicini.

Tout compte fait, sur les 705 couronnes reçues au départ ou en cours de route, il reste au retour 60 couronnes et 132 heller, chaque

couronne, comptée à 26 sous (batz) bâlois, « ce qui, conclut maître Gorré, fait en bonne monnaie épiscopale bâloise 130 livres 1 schilling et deux pfenning ».

Ainsi se terminait la première visite ad Limina de l'évêque de Bâle après la reprise de l'institution. Cette visite se fit somme toute à la satisfaction de Christophe Blarer, et aussi de Rome qui, un peu plus tard, confirme par lettre que les formalités sont accomplies et que les deux procureurs se sont bien acquittés de leur mission [1]. Blarer fait alors écrire des lettres de remerciement aux personnalités romaines qui ont prêté leur aide à ses délégués. Parmi ces dernières, on s'en doute, l'ex-nonce dans ces régions, le cardinal Paravicini, est l'objet de remerciements particulièrement chaleureux de la part de son ami le prince-évêque de Bâle. Le cardinal et son auditeur Fenzonio continuent aussitôt à s'occuper activement des affaires restées en suspens au départ de Rome de Ber et de Gorré. Dans les mois qui suivent le retour de ces derniers, lentement, une à une arrivent enfin de la Chancellerie pontificale les pièces officielles de confirmation et de dispense qui mettent le point final à quelques-unes du moins des questions portées en cour de Rome par les deux visiteurs.

La mise en marche de cette première visite ad Limina fut difficultueuse. Pour l'évêque de Bâle, il s'agissait d'une innovation ; son inexpérience des choses romaines n'était pas pour lui faciliter la tâche. On fit rédiger pour les visites ultérieures une sorte de coutumier très détaillé à l'usage des procureurs éventuels pour les renseigner sur la nature, les instances, les personnages et les habitudes de la cour pontificale [2]. Ceux qui, à la suite de Ber et de Gorré, accompliront ce voyage bénéficieront de leurs précieuses expériences ; quant à eux, sans initiation préalable, ils s'en étaient tirés fort honorablement. Il est vrai, pour qui connaît la situation du diocèse de Bâle à cette époque, que le choix de Blarer s'était porté incontestablement sur deux des quelques personnes les plus qualifiées pour se charger de cette mission délicate.

Dans la suite, et jusqu'à ce que l'ordonnance de Sixte-Quint soit exécutée de manière générale et effective, c'est-à-dire jusque bien avant dans le XVII[e] siècle, l'évêque de Bâle et ses successeurs auront

[1] Cf. archives de Berne : *Missivæ Latinæ* 348, lettre du 8 mai et les suivantes.

[2] Cf. A 108, I le document non numéroté, avant le numéro 1, qui est une copie de la constitution « Romanus Pontifex » de Sixte-Quint.

été parmi les premiers à y donner suite. Avec l'évêque d'Augsbourg ils seront les plus réguliers à accomplir la visite ad Limina [1], ou plutôt à la faire accomplir, car pendant un siècle encore, à l'instar de la majorité de leurs confrères des pays germaniques, les évêques de Bâle n'iront pas en personne ad Limina mais s'acquitteront par procureurs de cette obligation [2].

[1] Cf. Schmidlin, *op. cit.*, p. XIV sq.

[2] Le successeur et neveu de Blarer, Guillaume Rinck, écrivait, après 1610 encore, qu'il se rendrait volontiers en personne ad Limina n'était la crainte d'encourir les reproches des autres évêques d'Allemagne pour son zèle. Cf. MAYER : *Das Konzil von Trient und die Gegenreformation in der Schweiz*, 1er vol., en annexe.

Eine seltsame Formung des Exordium Parvum

Von Dr. P. Kolumban SPAHR S. O. Cist., Hauterive

In der Gründungsgeschichte von Cîteaux gebührt dessen erstem Abt, dem hl. Robert von Molesme, zweifelsohne der Vorrang. Aber selbst innerhalb des Ordens ist seine Persönlichkeit umstritten und die Beurteilung sehr verschieden. Dies läßt sich aus dem Ordensschrifttum zurückverfolgen bis ins 12. Jahrhundert. Aus dieser Zeit stehen sich über St. Roberts Wertung und Bedeutung an der Gründung von Cîteaux hauptsächlich zwei Aussagen gegenüber.

Die eine vermittelt uns das *Exordium Parvum* oder auch « *Exord. cisterciensis cenobii* » genannt. Es ist dies « die älteste, verbürgteste und deshalb glaubwürdigste Quelle für die Gründungsgeschichte der Abtei und des Ordens von Cîteaux »[1]. Ob Stephan Harding als Verfasser dieser Schrift zu gelten hat, ist immer noch in Frage gestellt[2]. Abfassungszeit des *Exordium Parvum* ist das erste Viertel des 12. Jahrhunderts. Die älteste bisher veröffentlichte Handschrift stammt erst aus den Jahren 1224-1236[3]. In schlichter Wahrheit — « sincera veritate » — berichtet es über St. Robert, der als Abt das neugegründete Kloster etwa 16 Monate lang leitete und es in geistlicher und materieller Hinsicht festigte. Von kritischen Auslegern[4] des *Exordium Parvum* wurde hingewiesen, daß sich darin auch Redewendungen fänden, die einen Tadel an St. Robert äußerten. Als solche wären vorab jene Worte im « Decretum legati »[5] aufzufassen, wo von « gewohnter Unbeständigkeit » — « solita levitate » des Abtes Robert die Rede ist. Ebenso soll der Schlußsatz dieses Kapitels auf das von den ersten Cisterciensern als nicht ganz einwandfrei beurteilte Vorgehen ihres Abtes weisen: « Rediens vero abbas, secum pro *scuto defensionis* has litteras episcopo suo detulit. »[6] In gleicher Weise soll auch der letzte Satz der « Commendatio abbatis Roberti » durch den Bischof Walther von Châlon

[1] Müller, e, 311.
[2] Lenssen, 4.
[3] Müller, a. a. O.
[4] Müller, a, 45 und d, 14.
[5] Vgl. D (p. 65).
[6] A. a. O. (p. 66).

an den Bischof von Langres für Abt Robert ungünstig sprechen: Illum igitur amodo suscipere et honorifice tractare ne vereamini. [1] »

Zur leichteren Übersicht sei das in der Einführung und im Text verwertete Schrifttum hier genau und sonst mit den entsprechenden Abkürzungen zitiert.

ASS b – *Acta Sanctor. Augusti* ... a J. Pinio & G. Cupero, t. IV, ed. noviss... a J. Carnandet, Parisiis & Romae 1867.

Ben. Reg. = Butler C., *Sancti Benedicti Regula Monasteriorum*, Friburgi Brs. [3] 1935.

Canivez = *Statuta Capitulorum Generalium Ord. Cist.* ab ao 1116 ad annum 1786, edid. J. M. Canivez, Louvain 1933 ss.

Chevalier, *Topo-Bibliogr.* = Chevalier U., *Répertoire des sources historiques du Moyen Age, Topo-Bibliographie* II vol., Paris 1886-1904.

Ducourneau = Ducourneau D. J. O., *Les Origines Cisterciennes*, Extrait de la Revue Mabillon, Ligugé (Vienne) 1933.

Gams = Gams P. B., *Series Episcoporum Ecclesiae Catholicae*, Ratisbonae 1873.

Greg. *Dial.* = Moricca U., *Gregorii Mag. Dialogi libri IV* (Fonti per la storia d'Italia, Scrittori secolo VI), Roma 1924.

Grotefend = Grotefend H., *Taschenbuch der Zeitrechnung des Deutschen Mittelalters und der Neuzeit*, Hannover-Leipzig [3] 1910.

Isenburg = Isenburg, Prinz W. K. v., *Stammtafeln zur Geschichte der europäischen Staaten*, II (Die außerdeutschen Staaten), Berlin 1936.

Janauschek = Janauschek L., *Originum Cist.* t. I, Vindobonae 1877.

Laurent a = Laurent J., *Cartulaires de l'abbaye de Molesme* ... Paris 1907-1911.

Laurent c = Laurent J., *Le problème des commencements de Cîteaux*, Annal. de Bourgogne, VI (1934) 213-229.

Lenssen = Lenssen S., *Le fondateur de Cîteaux, S. Robert de M.*, Westmalle 1937.

Manrique = Manrique A., *Cisterciensium seu verius ecclesiasticorum annalium a condito Cistercio* ... Lugduni 1642, t. I.

Müller a = Müller G., *Die Gründung der Abtei Cîteaux*, Bregenz 1898.

Müller b = Müller G., *Cîteaux unter dem Abte Alberich*, Bregenz 1909.

Müller c = Müller G., *Cîteaux in den Jahren* 1109-1119, Bregenz 1916.

Müller d = Müller G., *Vom Cisterzienserorden*, Bregenz 1927.
Diese vier genannten Schriften sind Sonderabdrucke aus der Cistercienser Chronik.

Müller e = Müller G., *Das Exordium Parvum*, Cist. Chron. 9 (1897) 311 ff.

Für die Handschriften gelten folgende Abkürzungen:

F = Codex Friburgensis L. 5.
Clm = Codex latinus Monacensis 7992.
D = Codex Divionensis 378, hrg. von Ph. Guignard, *Les monuments primitifs de la règle cistercienne*, Dijon 1878.

[1] Vgl. a. a. O.

Im schärfsten Gegensatz zu dem sonst sachlich-nüchternen Bericht des *Exordium Parvum* stehen die Äußerungen über St. Robert nach dem *Exordium Magnum*. Dies wird auch « *Narratio de initio Ordinis Cisterciensis* » oder « *Liber de viris illustribus O. Cist.* » genannt ; durch Dr. P. T. Hümpfner wurde im Jahre 1908 « *Der bisher vermißte Teil des Exordium Magnum S. O. C.* » wiederentdeckt, und zwar im Kodex Nr. 25 der Universitäts-Bibliothek Innsbruck. Er wird ins 14. Jahrhundert datiert. Der Verfasser ist Konrad, Mönch zu Clairvaux und später Abt in Eberbach (Rheingau). Er hat sein Werk am Ende des 12. und zu Anfang des 13. Jahrhunderts niedergeschrieben. Die Darstellung schenkt der Legende weitesten Raum und ist in der Beurteilung sehr stark gegen den hl. Robert eingenommen, so daß nach diesem Bericht die Heiligkeit Roberts geradezu in Frage gestellt ist. Seine Rückkehr von Cîteaux nach Molesme soll aus Vorliebe für ein bequemeres und weichlicheres Leben erfolgt sein und dies wird sogar als Apostasie gebrandmarkt. Dieses scharfe Urteil ist nur die Zuspitzung dessen, was der englische Benediktiner Wilhelm von Malmesbury, in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts in seinen *Gesta Regum Anglorum* niederschrieb [1].

Zwischen die schlichte und unpolemische Darstellung des *Exordium Parvum* und überscharfe Auslassung des *Exordium Magnum* stellt sich ein dritter Bericht von Ordensseite über die Gründung von Cîteaux und St. Roberts Rolle dabei. Er findet sich im Kodex L. 5 der Kantons- und Universitätsbibliothek Freiburg i. Ü. Der genannte Kodex ist ein *Legendarium* aus der ehemaligen Cisterzienserabtei Altenryf (Hauterive) bei Freiburg i. Ü. und wird auf Ende des 13. oder Anfang des 14. Jahrhunderts datiert. Die Blätter 140rb-150rb beinhalten die *Vita* des hl. Robert von Molesme [2]. In diese *Vita* eingeschoben und mit ihr verwoben ist von fol. 143va-146va das *Exordium cisterciensis cenobii*. Eine Tochterhandschrift dieses Viten- bzw. Exordiumtextes verwahrt die bayerische Staatsbibliothek München in Clm 7992, der einst der Cisterzienserabtei Kaisheim gehörte. Die Robertvita

[1] Vgl. T. Hümpfner, *Der bish. vermißte Teil d. Ex. Magn.*, Cist. Chron. 20 (1908) 97-106 ; vorab S. 104. — Dieser unverkürzte Text ist mir noch durch Clm 7992 (fol. 1-141) und Cod. lat. der badisch. Landesbibl. Karlsruhe 1016 (fol. 1-141) bekannt, siehe jetzt B. Griesser, *Probleme der Textüberlieferung des Exordium Magnum*, Cist. Chronik 52 (1940) 161 ff.

[2] K. Spahr, *Das Leben des hl. Robert von Molesme*, Freiburg i. d. Schweiz 1944 ; H. Förster, *Notice sur un manuscrit contenant le petit « Contemptus mundi »*, Revue bénédictine 47 (1935) 226-234.

nimmt darin fol. 145r-149v ein, das *Exordium cist. cenob.* steht auf fol. 146v-148v.

Verglichen mit dem ältesten bisher veröffentlichten Text des *Exordium Parvum* bietet der Text bei L 5 und Clm 7992 auffallende Abweichungen. Zwischen Kapitel 12 und 13 der genannten *Vita*[1] schiebt sich der Exordiumtext ein. Näheres Untersuchen läßt daran Ergänzungen, Auslassungen und Wortänderungen feststellen, die den Text ganz wesentlich verändern und ihn zu einem historischen Zeugen besonderer Form stempeln. Er bildet eine Art Kompilation über die Anfänge des Klosters und den Orden von Citeaux. Folgendes Schrifttum ist in den grundlegenden Text des *Exordium Parvum* ein- oder mehrmal hineinverarbeitet:

Exordium Magnum[2].
Vita S. Roberti[3].
Vita S. Bernardi abb. Claraevall[4].
Consuetudines cistercienses, bzw. die *Instituta Generalis Capituli*[5].
Exordium Cistercii[6].
Die nicht näher genannte Ordenstradition[7].

In auffallendstem Widerspruch steht dieser *Exordium Parvum*-Text zur Beurteilung des hl. Robert durch das *Exordium Magnum*. Während dieses letztere St. Roberts Verdienste um Citeaux nicht genug schmälern kann, will jenes umso mehr seinen Einfluß auf Citeaux hervorkehren.

Welches ist nun der Grund dieser Textumgestaltung? Ich glaube, den besten Hinweis dürfte uns das angeführte Schrifttum geben.

Dem Schreiber der Überlieferungsart des Robertlebens in L 5 schienen die wenigen Sätze der gewöhnlichen Vitenfassung, die aus Molesme — also aus Benediktinerkreisen — stammte, zu knapp über die Wirksamkeit des Abtes Robert in Citeaux zu berichten. Dem konnte abgeholfen werden durch Einfügung des *Exordium cisterciensis cenobii*. Allerdings mußte dies dafür entsprechend geformt werden. Roberts

[1] Diese Zählung ist nach der handschriftl. Überlieferung vorab nach Codex Divionensis 646; vgl. jetzt meine Arbeit «Das Leben des hl. Robert»; darin findet sich die nähere Beschreibung des Textes bei Clm 7992 auf Seite XXIII n. 5.

[2] Vgl. MIGNE, *PL* t. 185, col. 995 ss.; LENSSEN, 5.

[3] *ASS Aprilis* t. III, edit. Parisiis & Romae [3] 1866, p. 676 ss.

[4] Vgl. *ASS* b p. 263.

[5] Vgl. D (p. 254).

[6] Erstmals nach 2 Handschriften veröffentlicht von T. HÜMPFNER, *Exordium Cistercii cum Summa Cartae Caritatis*, Vác 1932.

[7] Im Text entsprechend hervorgehoben.

Heiligkeit soll hervorgehoben sein und Bemerkungen des *Exordium Parvum*, die dieser irgendwie Eintrag tun könnten, einfach ausgelassen oder abgeändert werden. 1222 war ja Robert heiliggesprochen worden auf Bitten des Abtes Odo II (1215-1227) von Molesme [1] und des Generalkapitels von Cîteaux [2]. Wir verstehen jetzt, wenn in dem *Exordium Parvum* aus dem Ende des 13. Jahrhunderts dem Namen Robert gewöhnlich « beatus » vorgesetzt ist.

Unser Schreiber legt auch Gewicht auf genaue Angabe der Jahreszahlen. Da sich z. B. das genauere Gründungsdatum von Cîteaux im *Exordium Magnum* vorfand, übernahm er es aus jenem [3].

Gehen wir nun zu den wesentlicheren Änderungen. Sie genauer zu beachten ist umso interessanter, da es gerade Stellen sind, die in der alten Exord. Parv.-Fassung von den Auslegern besonders vermerkt wurden.

So ist nach ihnen auf den ersten Blick befremdend und nicht zur Sprache des *Exordium Parvum* passend das « solita *levitate* » im « Decretum legati », womit St. Robert bedacht wird. Der Schreiber unserer Überlieferung wußte dies durch den wohlklingenden Ausdruck « solita *voluntate* » zu vertauschen. So ward der Tadel zum Lob. In den Rahmen einer mittelalterlichen Heiligenlegende lassen sich auch die letzten Sätze des genannten « Decretum » nicht gut einfügen, daß St. Robert ohne weiteres für die Rückkehr nach Molesme stimmte : « Hec omnia abbas ille laudavit et fecit » und gar « sic que reversus est et quidam monachi cum eo qui heremum non diligebant ». Nach unserm Abschreiber braucht es auch nicht mehr « pro scuto defensionis ... litteras » bzw. die « Commendatio abbatis Roberti ». Dies sind ja nur Ausdrücke, die das Idealbild vom Heiligen verdüstern. Also mußten sie wegfallen.

Aber bei Cod. Frib. L. 5 und Clm 7992 schließt das « Decretum » bereits vor dem Abschnitt « De capella predicti abbatis Roberti ». Ich glaube auch dafür eine gute historische Erklärung zu finden. Es ist darin die Rede von den Altarsachen, die die Mönche von Molesme den Cisterciensern überlassen, ausgenommen ist ein « breviarium quoddam », das bis zum Feste des hl. Johannes d. Täufers zum Abschreiben in Cîteaux zurückbehalten werden darf. Nun besitzt die Bibliothek Dijon unter ms. nr. 12 ein Psalterium aus dem Ende des 11. Jahrhunderts. Nach der Tradition der Abtei, die sich auf eine Notiz aus

[1] Laurent a, 146 u. 176.
[2] Canivez I ad annum 1220 nr. 53 (p. 527).
[3] Im Text näher angegeben.

dem Ende des 12. Jahrhunderts in diesem Psalterium (fol. 10) stützen kann, blieb aber das « Psalterium » bzw. « Breviarium » durch Vereinbarung zwischen Molesme und Cîteaux in letzterem zurück [1]. Hier wurde es ehrenvoll aufbewahrt und die Äbte, die alljährlich zum Generalkapitel kamen, konnten es sehen. Wenn also die spätere Tradition dieses « Breviarium » in Cîteaux zeigt, war der Satz « breviarium quoddam . . . » und überhaupt der Abschnitt « De capella etiam » nicht mehr nötig.

Die « gewohnte Bereitwilligkeit » — solita « *voluntate* » — des hl. Robert wird noch unterstrichen dadurch, daß die Rückkehr von Cîteaux als erzwungen dargestellt wird. « Compulsus ab Hugone . . . legato. » [2] Orderich Vitalis [3] und eine Reihe anderer Schriftsteller des 12. und 13. Jahrhunderts behaupten dies auch [4]. Aber neuere Ordensgeschichtler bezeichnen diese Auffassung als falsch [5]. Unser Textschreiber läßt es sich auch angelegen sein, die Beziehungen des hl. Robert nach seiner Rückkehr zu Cîteaux eindringlich hervorzuheben. Da wird behauptet, der hl. Alberich sei von den Mönchen zu Cîteaux gewählt worden « *de consilio beati Roberti, quia de consilio suo quandiu vixit faciebant universa* » [6]. Nach P. Gr. Müller sind derartige Behauptungen irrig und beruhen auf völliger Verkennung der Tatsachen [7]. Aber nach unserm Bericht soll St. Robert sogar für die « *Instituta* » des hl. Alberich wertvollen Rat gegeben haben. Anschließend werden dann mehrfach Angaben eingefügt über die Allgemeingeschichte des Ordens, den Eintritt Bernhards in Cîteaux und sein Verdienst für die Kirche, die Erstarkung des Ordens durch die *Carta caritatis* [8].

Dieser Exordiumstext hat noch seinen besonderen Wert bekommen durch die erst unlängst entdeckte älteste Fassung der Carta caritatis. Sie ist auch ein Beweis für die hervorragende Erklärung, die der Herausgeber voranschickt. Im letzten Kapitel dieser Exordiumsüberlieferung ist genau das dargelegt, was J. Turk auf S. 28 ss. auseinanderlegt [9].

[1] Ducourneau, 67 Anm. 1 ; vgl. jetzt V. Leroquais, *Les psautiers manuscrits latins des bibliothèques publiques de France*, Macon 1940-1941, T. I, p. 176-179.

[3] Siehe im Text das Kapitel : « Qualiter a Cistercio redierit b. Robertus . . . ».

[2] Müller a, 45.

[4] Müller d, 14 ; Lenssen, 5 Anm. 1.

[5] Vgl. Anm. 23 u. Ducourneau, 70.

[6] Siehe im Text das Kapitel : « De electione Alberici . . . »

[7] Müller a, 47 u. Ducourneau, 69.

[8] Diese Stellen sind im Text näher erläutert.

[9] J. Turk, *Charta Caritatis prior*, Analecta S. O. Cist., Romae, I (1945), p. 11-61.

Aus dem *Exordium Parvum*-Text in Cod. Frib. L. 5 ersehen wir, welche Stimmung für den ersten Abt von Cîteaux sich im Ordensschrifttum des ausgehenden 13. Jahrhunderts, d. h. nach seiner Heiligsprechung, wiederspiegelt und wie dieser Bericht ein interessanter Zeuge ist für den Wandel in der Beurteilung der Persönlichkeit des hl. Robert und seiner Bedeutung bei der Gründung von Cîteaux.

Ob diese seltsame Formung des *Exordium Parvum* unmittelbar aus der Schreibstube des Klosters Altenryf stammt, ist schwerlich nachzuweisen, zumal die Gesamtdarstellung der Robertvita sowohl durch die Beschaffenheit des Pergamentes wie die Schriftart stark absticht von den übrigen Lagen des Cod. Frib. L. 5 [1].

* Exordium cisterciensis cenobii [a]

* *F fol.* 143*va*

Anno ab incarnatione Domini millesimo nonagesimo octavo beate memorie Robertus Molismensis ecclesie in episcopatu Lingonensi fundate primus abbas et quidam eiusdem cenobii fratres ad venerabilem Hugonem [2] tunc apostolice sedis legatum ac Lugdunensis [b] ecclesie archiepiscopum venerunt vitam suam sub custodia sancte regule patris Benedicti se ordinaturos pollicentes et idcirco ad hoc liberius exequendum *, ut eis et sui iuvaminis apostoliceque auctoritatis robur porrigeret constanter [c] favens tali epistola exordii eorum fundamentum iecit.

* *F fol.* 143*vb*

Epistola Hugonis legati.

Hugo Lugdunensis archiepiscopus et apostolice sedis legatus Roberto Molismensi abbati et fratribus cum eo secundum regulam sancti Benedicti [d] Deo servire cupientibus. Notum sit omnibus de sancte matris ecclesie profectu gaudentibus, vos et quosdam filios vestros Molismensis cenobii fratres Lugduni in nostra presentia astitisse ac regule beatissimi Benedicti quam illuc usque tepide ac negligenter in eodem monasterio tenueratis arcius deinceps atque perfectius inherere velle professos fuisse. Quod quia in loco predicto pluribus impedientibus causis constat adimpleri [e] non posse, nos utriusque partis saluti, videlicet inde recedentium atque illic remanentium, pro-

[a] *om.* F Clm « Super Exordium Cisterciensis Cenobii » *partem.* [b] ita D et Clm ; Ludunensis F. [c] *add.* D flagitantes quorum voto legatus ille letanter ; *add. manus 2 in marg. Clm* flagitant. Dominus autem legatus cum esset prudens et discretus consideratis subtilius allegationibus eorum, laudabiliter eos moveri pronuntiavit et ipsorum spiritalibus votis letis auspiciis. [d] sec. scti. Ben. reg. Clm. [e] adimplere Clm.

[1] Vgl. H. Förster, a. a. O.

[2] Hugo de Romans (H. de Bourgogne), Erzbisch. von Lyon (1094-1106), Gams 577.

videntes ; in locum alium quem vobis divina largitas designaverit vos declinare ibique salubrius atque quietius Domino famulari utile duximus fovere[a]. Vobis ergo tunc presentibus Roberto abbati, fratribus quoque Alberico, Odoni[1], Johanni[2], Stephano, Letaldo[3] et Petro[4], sed et omnibus quos regulariter et communi consilio vobis sociare decreveritis[b], hoc sanctum propositum servare et tunc consuluimus et ut in hoc perseveretis precipimus et auctoritate apostolica per sigilli nostri impressionem imperpetuum confirmamus.

De egressu Cisterciensium monachorum de Molismo, et[c] de *secundo* adventu eorum ad Cistercium, ac de monasterio quod inceperunt.

Post hec tali ac tanta antedictus abbas et sui auctoritate freti Molismum redierunt et de illo religioso fratrum collegio socios votum in regula habentes elegerunt, ita ut inter eos qui legato Lugduni fuerant locuti et illos qui de cenobio vocati viginti et unus monachi essent talique stipati comitatu, ad heremum que Cistercium dicebatur alacriter tetenderunt[d]. Qui locus
* *F fol. 144ra* in episcopatu Cabylonensi[5] * positus[e], et pro nemoris spinarumque tunc temporis opacitate[f] accessui hominum insolitus a solis feris inhabitabatur. Ad quem viri Dei venientes locumque illum tanto religioni quam animo iamiamque[g] conceperant et propter quam illuc advenerant habiliorem quanto secularibus despicabiliorem et inaccessibilem intelligentes, nemoris et spinarum densitate precisa ac remota monasterium ibidem voluntate Cabylonensis episcopi[6] et consensu illius cuius ipse locus erat construere ceperunt[h] : *anno ab incarnatione Domini millesimo nonagesimo octavo, luna paschali XIIIIa scilicet*[i] *XII kl aprilis, indictione VIa, epacta XVa, concurrente IIIIo*[7]. Nam viri isti apud[k] Molismum positi, sepius inter se Dei gratia aspirati de transgressione regule beati Benedicti patris monachorum[l] loquebantur, conquerebantur, contristabantur, videntes se ceterosque monachos hanc regulam sollempni professione servaturos promisisse, eamque minime custodisse et propter[m] apostolice sedis legati auctoritate uti prelibavimus ad hanc solitudinem ut professionem suam observantia sancte regule adimplerent veniebant. Tunc domnus Odo dux Burgundie[8] sancto

[a] fore D. [b] decrevimus Clm. [c] et de sec. — inceperunt *om.* Clm ; secundo *om.* D. [d] tetenderint et Clm. [e] situs D. [f] t. temp. opac./dens itate et opacitate t. temp. Clm. [g] iam Clm. [h] anno-concurr. IIIIo *in margine F; om.* D. [i] scilicet *om.* Clm. [k] aput Clm. [l] patr. mon./mutuo Clm. [m] *add.* hoc D.

[1] Seiner geschieht sonst nur im *Menologium Cisterciense* (6. Okt.) Erwähnung.

[2] Johannes von Arras, cfr. Laurent a I, p. 120 Anm. 5.

[3] Nur im Menolog (14. Nov.) erwähnt.

[4] War Engländer, Freund Stephans, im folgenden Jahr mit Robert nach Molesme zurückgekehrt. Laurent a I, p. 119 Anm. 6.

[5] Châlon-sur-Saône, ehemal. Bistum (Suffragan von Lyon).

[6] Galterus oder Waltherus 1080-1120/21, Gams 533.

[7] Die nähere Bestimmung der Jahreszahl stimmt überein mit den Angaben des *Exordium Magnum*, Dist. I, c. 13 ; Migne, PL 185, 1010 ; vgl. Grotefend, 1. Bd. Tafel XXX (123), Hannover 1891.

[8] Odo oder Eudo I., regiert von 1079 an, † 23. III. 1102 ; Isenburg, 24.

fervore eorum delectatus sancteque Romane ecclesie prescripti legati litteris rogatus [a] monasterium ligneum quod inceperunt, de suis totum consummavit illosque inibi in omnibus necessariis diu procuravit et terris ac peccoribus abunde sublevavit.

Quomodo locus ille in abbatiam surrexerit [b].

Eodem tempore abbas qui advenerat ab episcopo illius dyocesis virgam pastoralem cum cura monachorum iussu predicti legati suscepit, fratresque qui secum advenerant in eodem loco stabilitatem regulariter firmare fecit, sicque ecclesia illa in abbatiam canonice apostolicaque auctoritate crescendo surrexit.

Quod Molismenses aures domni pape pro reditu *beati* [c] Roberti abbatis [d] inquietaverunt.

Igitur haud [e] multo elapso temporis spatio, Molismenses monachi voluntate domni Gaufredi [1 f] abbatis sui qui Roberto successerat domnum Urbanum [2] papam Rome adeuntes [g] *cum precibus quorundam prelatorum et aliorum nobilium plurimorum* postulare ceperunt, ut sepe dictus Robertus * in locum pristinum restitueretur [h], *ne pro eius absentia minuerentur in temporalibus sive in spiritualibus.* Quorum importunitate motus papa mandavit legato suo venerabili scilicet Hugoni, ut si fieri posset idem abbas reverteretur et monachi heremum diligentes in pace consisterent [i], quia *audierat novellam plantationem Cisterciensium in Christo firmiter radicatam gavisus est valde, comperto quod in omni morum honestate pollerent, et quod beati exemplo formati sancti Benedicti regulam ferventius observarent. Videns autem quod Molismensibus imminueret excidium, si viri Dei presentia fraudarentur, scripsit archiepiscopo Lugdunensi [k], quatinus alio abbate [l] Cisterciensibus ordinato beatum Robertum cogeret reverti Molismum.*

* *F fol. 144rb*

Lc. 23, 8

Epistola donni pape pro reditu *beati* [m] Roberti abbatis.

Urbanus Episcopus servus servorum Dei venerabili fratri et coepiscopo Hugoni apostolice sedis vicario salutem et apostolicam benedictionem. Molismensium fratrum magnum in concilio [3] clamorem accepimus abbatis sui reditum vehementius postulantium. Dicebant enim religionem in suo

[a] rotatus Clm. [b] loc. ille/idem loc. Clm ; surrexit D. [c] beati *om.* D. [d] abbatis *om.* Clm. [e] Igit. haud/Ergo haut Clm. [f] Gaufridi (*sic semper*) Clm. [g] Cum precibus — plurimorum *om.* D. [h] ne pro — spiritualibus *om.* D. [i] quia aud. — *usque ad finem huius cap. om.* D ; *est ex Vita S. Rob.* cfr. cap. 13. [k] cfr. c. 13 vit. S. R. *alii habent* episc. Cabil. [l] *om.* Clm. [m] beati *om.* D ; Epistola dni. ppe ad Hugonem legatum Clm.

[1] Gaufredus oder Geoffroy, Abt von Molesme während Roberts Aufenthalt in Cîteaux ; Laurent a I, 151/52.

[2] Urban II. (1088/99).

[3] In Rom stattgefunden 1099 (3. Woche nach Ostern) ; Ducourneau, 62.

loco [a] eversam seque pro abbatis illius absentia odio apud [b] principes et ceteros vicinos haberi. Coacti tandem a fratribus nostris dilectioni tue per presentia [c] scripta mandamus, significantes gratum nobis existere ut si fieri possit abbas ille ab heremo ad monasterium reducatur. Quod si implere nequiveris, cure tibi sit ut qui heremum diligunt conquiescant et qui in cenobio sunt regularibus disciplinis inserviant. His apostolicis litteris legatus lectis, viros auctenticos et religiosos convocavit et de presenti negotio que subter sunt examinata [d] diffinivit.

Decretum legati [e] de toto negotio Molismensium atque Cisterciensium.

Hugo Lugdunensis ecclesie servus karissimo fratri Roberto [1], Lingonensium episcopo salutem. Quid de negotio Molismensis ecclesie in colloquio apud Portum Ansille [2 f] nuper habito diffinierimus, fraternitati vestre notificare necessarium duximus. Venerunt ante nos illuc cum litteris vestris * Molismenses monachi, loci sui desolationem atque destructionem quam per remotionem Roberti abbatis incurrerant ostendentes, ipsumque sibi reddi in patrem magnopere postulantes. Nullo modo enim [g] aliter sperabant pacem et quietem Molismensi ecclesie posse restitui, vel monastici ordinis vigorem in pristinum statum [h] illuc revocari. Attuit etiam ibi in presentia nostra [i] frater Gaufredus quem eidem ecclesie in abbatem ordinavistis, dicens se libenter ipsi Roberto velut patri suo locum daturum, si nobis placeret ut eum Molismensi ecclesie remitteremus. Audita igitur vestra et ipsorum Molismensium petitione relectis [k] etiam domni pape litteris super hoc negotio nobis directis, totum dispositioni et arbitrio nostro committentis tandem multorum virorum religiosorum tam episcoporum quam aliorum qui nobiscum aderant consilio precibus vestris et eorum acquiescentes, Molismensi ecclesie ipsum restituere decrevimus, ita videlicet ut [l] priusquam illuc redeat, Cabylonem veniens in manu fratris nostri Cabylonensis episcopi, cui secundum consuetudinem [m] ceterorum abbatum professionem fecit, virgam et curam abbatie reddat atque monachos novi monasterii qui ei sicut abbati suo professionem fecerunt et obedientiam promiserunt ab ipsa professione et obedientia liberos et absolutos dimittat [n]; ac si ab ipso episcopo professionis quam ei et Cabylonensi ecclesie fecit [o] absolutionem accipiat. Dedimus etiam licentiam cum eo redeundi Molismum omnibus illis de fratribus novi monasterii qui eum secuti fuerint, quando a novo monasterio recesserit, tali conditione ut de cetero [p] neutri neutros sollicitare vel recipere presumant nisi secundum quod beatus Benedictus

* *F fol.* 144*va*

[a] in loco suo Clm. [b] aput Clm. [c] pres./apostolica Clm. [d] exarata D. [e] legati/Hugonis Clm. [f] Ausille Clm. [g] *om.* Clm. [h] *om.* Clm. [i] vestra Clm. [k] *corr. ex* relictis F. [l] *om.* Clm. [m] *om.* Clm. [n] reddat Clm. [o] fecerat Clm. [p] neutri neutros de cetero Clm.

[1] Robert, Herzog von Burgund, Bischof von Langres 1085-1111; Isenburg, 24.

[2] Port-d'Anselle (10 km nordöstl. von Anse), verschwundene Ortschaft bei Pont-de-Veyle (Ain), ehem. Diöz. Lyon; Laurent c, 227. Die Versammlung fand 1099 statt; cfr. ibid. et Ducourneau, 64.

monachos noti [a] monasterii precipit recipiendos. Postquam hec [b] supra scripta fecerit, remittimus eum dilectioni vestre ut Molismensi ecclesie illum in abbatem restituatis, ita tamen ut si [c] deinceps eandem ecclesiam solita *voluntate* [d] deseruerit, nullus ei substituatur vivente prefato Gaufredo abbate absque nostro et vestro eiusdemque Gaufredi assensu. Que omnia apostolica auctoritate rata esse * precipimus [e]. * *F fol.* 144*rb*

Qualiter a Cistercio redierit beatus Robertus *Molismum* cum duobus monachis [f].

Beatus [g] *Robertus compulsus ab Hugone Lugdunensi archiepiscopo e*[t] *apostolice sedis legato necnon et Cabylonensi episcopo: sciens quia melior est obedientia quam victime et auscultare magis quam offerre adipem arietum, quia quasi peccatum ariolandi est repugnare* 1. Reg. 15, 22 s. *et quasi scelus ydolatrie nolle acquiescere, depositis ibidem que ad nove institutionis observantiam pertinebant, ad monasterium Molismense quod ipse in honorem beate Marie fundaverat reversus est. Tradunt etiam plures* [1] *quod beatus Robertus recedens de Cistercio cum duobus monachis Molismum rediit illam novellam plantationem Cisterciensium qui pro recessu tanti patris merebant, exortatus est in spiritu dicens eis, ut precipue paupertatis cultores existerent super quam velut super stabile firmamentum* [h] *nove conversationis primordia* Sap. 4, 3 *iecerant, in quam si persisterent, promisit eis post obitum suum* [i] *percepturos benedictionem a Domino et propagationem* Ps. 23, 5 *sue institutionis multipliciter* [k] *dilatati, si tamen perseverarent incepto proposito quia nemo mittens manum ad aratrum* Lc. 9, 62 *et respiciens retro aptus est regno Dei et qui perseveraverit* Mat. 24, 13 *usque in finem hic salvus erit. Hec et his similia dicens, sin,* Tob. 1, 8 *gulosque deosculans profectus est Molismum recedens ab eis corpore sed mente et sancta religione cum eis continue perseverans. Fueruntque ei obviam de Barrensi opido* [l] *honoratorum et plebis maxima multitudo qui eum cum grandi tripudio et divinis laudibus exceperunt. At ille cum suo immo Christi* cfr. Lc. 12, 32 *grege pusillo scilicet Molismensi collegio paratum sibi a Deo locum ingressus, divinam que cuncta dispensabat in se providentiam tota mentis alacritate magnificans gregem sibi commissum paterno confovebat affectu, disciplinis regularibus illos instituens, quinimmo exemplum regule factus est illis regulariter inter* illos *vivens. Qualiter autem vir sanctus de*

[a] novi Clm. [b] *om.* Clm. [c] *om.* Clm. [d] levitate D. [e] *om.* F Clm : De Capella — Valete D. p. 66 ; *sequitur hoc loco maxima pars cap. 13 vitae S. Rob.* [f] Q. a Cist. ad Mollismum redierit Clm. [g] *add.* igitur Clm. [h] fundamentum Clm. [i] *om.* Clm. [k] *om.* Clm. [l] *ita* F Clm.

[1] Nach Brito lib. I., c. 6, n. 6 berichtet Manrique, 14, Robert soll vor seinem Weggang noch einen Sermo gehalten haben.

* *F fol. 145ra* *ergastulo carnis* migraverit, quibus etiam signis pretiosam in conspectu suo mortem eius Dominus illustraverit, vestre libet plenius pandere caritati tempore opportuno.*

cfr. Ps. 115, 15

De electione Alberici primi abbatis Cisterciensis ecclesie [a].

Viduata igitur suo pastore Cisterciensis ecclesia convenit ac regulari electione quemdam fratrem Albericum nomine [b] in abbatem sibi promovit *de consilio* [c] [1] *beati Roberti, quia de consilio suo quandiu vixit faciebant universa,* virum scilicet litteratum in divinis et humanis satis gnarum amatorem regule et fratrum, quique prioris officium et in Molismensi et in illa diutius gerebat ecclesia multumque diu nitendo laboraverat, ut ad illum de Molismo transmigrarent fratres locum et pro hoc negotio multa opprobria, carcerem et verbera perpessus fuerat.

De privilegio Romano *impetrando* [d].

cfr. Gn. 39, 4

Prefatus [e] Albericus cura pastorali licet multum renitens suscepta cogitare cepit, veluti vir mirabilis providentie [f] que tribulationum [g] procelle domum sibi creditam aliquando concutientes vexare [h] possent et precavens in futurum cum consilio fratrum transmisit duos monachos [i]: Johannem et Ilbodum [2], Romam domnum papam Paschasium [3] [k] per eos exorans ut ecclesia sua sub apostolice protectionis alis quieta et tuta ab omnium ecclesiarum secularium̃ve pressura personarum perpetuo sederet. Qui fratres predicti Hugonis archiepiscopi Johannisque et Benedicti [4] Romane ecclesie cardinalium, *qui tunc non erant in curia* [l], Galterii quoque Cabylonensis episcopi litteris sigillatis freti Romam prospere [m] ierunt et redierunt, antequam ipse papa Paschasius [n] in captione imperatoris [5] peccaret, reportantes eiusdem apostolici privilegium iuxta vota abbatis sociorumque eius per omnia exaratum. Has epistolas privilegium etiam Romanum congruum duximus in hoc opusculo relinquere ut posteri nostri intelligant quam magno consilio et auctoritate ecclesia eorum sit fundata [o].

[a] abb. cist. eccl./primi Cysterciens. abb. Clm. [b] nomine Alberic. Clm. [c] de consilio — facieb. universa *om.* D. [d] impetr. *om.* D. [e] *add.* igitur Clm. [f] prudentie D. [g] tribulationis Clm. [h] vexari Clm. [i] mon. duos D. [k] Paschalem D. [l] qui t. n. e. i. curia *om.* D. [m] prosperi Clm. [n] Paschalem D; *om.* Clm. [o] *om.* F Clm Epistolas apud D. p. 68 et 69.

[1] Cfr. *Vita S. Roberti* c. 13; Manrique, 14 ist gegen diese Auffassung «de consilio». Ihm war also diese Textüberlieferung bekannt.

[2] Beide von Arras; Laurent a I, 120 Anm. 5 und Ducourneau, 80.

[3] Paschalis II. (1099-1118), Grotefend, 119.

[4] Joh., Kardinalpriester von St. Anastasia; Benedikt, unbekannten Titels; beide von Paschalis II. als päpstliche Gesandte nach Frankreich beordert, um vorab dem Eheskandal Philipp I. ein Ende zu setzen. Ende August oder Anfang September 1100 waren die päpstl. Legaten in Cîteaux. Cfr. Ducourneau, 76.

[5] Heinrich V. (1106-1125); das Ereignis von 1111 ist hier gemeint; vgl. K. Hampe, *Deutsche Kaisergeschichte,* Leipzig 1929, p. 78. Nach Müller b 17 darf diese Stelle nicht so aufgefaßt werden, als ob Johann und Ilbod erst um 1110 zurückgekehrt seien nach Cîteaux, wie Manrique, I, 22 annimmt.

Privilegium Romanum [1].

Paschalis [a] episcopus servus servorum Dei venerabili Alberico novi monasterii abbati quod in Cabylonensi paro*chia situm est, eiusque successoribus * *F fol. 145rb*
regulariter substituendis imperpetuum. Desiderium quod ad religiosum propositum et animarum salutem pertinere monstratur auctore Deo sine aliqua est dilatione complendum. Unde nos [b] o filii in Domino dilectissimi citra difficultatem omnem vestrarum precum petitionem admittimus, quia [c] religioni vestre paterno congratulamur affectu. Locum igitur illum quem inhabitandum pro quiete monastica elegistis ab omnium mortalium molestiis tutum ac liberum fore sancimus et abbatiam illic perpetuo haberi ac sub apostolice sedis tutela specialiter protegi salva Cabylonensis ecclesie canonica reverentia. Presentis itaque decreti pagina interdicimus, ne cuiquam omnino persone liceat statum vestre conversationis immutare neque vestri quod novum dicitur cenobium [d] monachos sine regulari commendatione suscipere neque congregationem vestram astutiis quibuslibet aut violentiis perturbare. Eam sane controversie decisionem quam inter vos et Molismensis claustri monachos frater noster Lugdunensis episcopus tunc apostolice sedis vicarius cum provincie sue episcopis aliisque religiosis viris ex precepto predecessoris nostri apostolice [e] memorie Urbani secundi perpetravit, nos tanquam rationabilem ac laudabilem confirmamus. Vos igitur filii in Christo dilectissimi ac desiderantissimi meminisse debetis, quia pars vestri [f] seculares latitudines pars ipsas etiam monasterii laxioris minus austeras angustias reliquistis. Ut ergo hac [g] semper gratia digniores censeamini Dei [h] semper timorem et amorem in vestris cordibus [i] habere satagite, ut quanto a secularibus tumultibus et deliciis liberiores estis, tanto amplius placere Deo totis mentis et anime virtutibus anheletis. Sane si quis in crastinum archiepiscopus, aut episcopus, imperator aut rex, princeps aut dux, comes aut vicecomes, iudex aut ecclesiastica quelibet secularisve persona, hanc nostre constitutionis paginam sciens contra eam venire temptaverit secundo tertiove commonita si non satisfactione congrua emendaverit, potestatis honorisque sui dignitate careat reumque se divino iudicio existere de perpetrata iniquitate cognoscat et a sacratissimo cor- cfr. Mat. 5, 21
pore ac sanguine Dei et [k] Domini nostri Jesu Christi aliena fiat [l] at- cfr. 1. Cor. 11, 27
que in extremo examine districte ultioni subia*ceat. Cunctis autem eidem [m] * *F fol. 145va*
loco iusta servantibus sit pax Domini nostri Jesu Christi, quatinus [n] et

[a] Paschasius Clm. [b] vos Clm. [c] quia rel. — fore sancimus *i. marg. apud* F. [d] cenobii D. [e] *add.* F *prius* sedis, dein corr. [f] vestra Clm. [g] Ut ergo ac grat. semp. Clm. [h] Dei/de hiis Clm. [i] cordib. vest. Clm. [k] Dei et *om.* Clm. [l] sit Clm. [m] *om.* Clm. [n] *pro*quatinus — inveniant etc. Clm.

[1] In den *Collecta quorumdam Privilegiorum Ord. Cist.*, Divione 1491, fol. III und in einigen andern Veröffentlichungen (cfr. Ducourneau, 82) ist das Privil. Rom. datiert : Troiae, XIV. kal. Maii, indict. octava, anno 1100. Jaffé, *Regesta Pont. Rom.*, Lipsiae 1888, I, n. 5842 (4370) hat es berichtigt mit XIV. kal. Nov. (Okt. 19, 1100, Troiae) in der Capitanata, Neapel ; cfr. Chevalier, *Topo-Bibliogr.* II, 3173).

hic fructum bone actionis percipiant et apud districtum iudicem premia eterne pacis inveniant.

Instituta monachorum Cisterciensium de Molismo venientium [1] *cum* [a] *beato Roberto de consilio ipsius, condigna* [b] *huic operi duximus inscribenda* [c], *ut posteri sciant a quanta perfectione ceperunt, licet multa* [d] *in dicto ordine per generale capitulum et per Romanos pontifices* [e] *sint mutata vel etiam revocata* [2]. Dehinc abbas ille et fratres eius [f] non immemores sponsionis sue, regulam beati Benedicti in loco illo ordinare et unanimiter statuerunt tenere reicientes [g] a se quicquid regule refragabatur, froccos videlicet et pellicias ac staminia [h], caputia quoque [i] ac femoralia, pectines [k] et coopertoria, stramina lectorum ac [l] diversa ciborum [m] in refectorio fercula, sagimen etiam et cetera omnia que puritati regule adversabantur. Sicque rectitudinem regule supra cunctum vite sue tenorem ducentes, tam in ecclesiasticis quam in ceteris observationibus regule vestigiis sunt adequati seu confirmati [n]. cfr. Eph. 4, 24 Exuti ergo veterem hominem novum se induisse gaudebant. Et quia nec in regula nec in vita sancti Benedicti eundem doctorem legebant possedisse ecclesias vel altaria seu oblationes aut sepulturas vel decimas aliorum hominum seu furnos vel molendina aut villas vel rusticos, nec etiam feminas monasterium eius intrasse, nec mortuos ibidem excepta sorore sua sepelisse, ideo hec omnia abdicaverunt dicentes : Ubi beatus pater Benedictus docet ut monachus [o] a secularibus actibus se faciat alienum [3], ibi liquido testatur hoc non debere versari in actibus vel cordibus [p] monachorum, qui nominis sui ethimologiam hec fugiendo sectari debet. Decimas quoque aiebant a sanctis patribus [4] qui organa erant sancti Spiritus quorumque statuta transgredi sacrilegium est committere, in quatuor partitiones distributas, unam scilicet episcopo alteram presbitero * *F fol.* 145*vb* tertiam hospitibus ad illam ecclesiam venientibus seu vidu*is et orphanis,

[a] cum b. Rob. — revocata *om.* D. [b] condigna *om.* Clm. [c] in scribendo Clm. [d] *om.* Clm. [e] sint mut. vel etiam / aliqua sint mutata addita vel Clm. [f] *om.* Clm. [g] eicientes Clm. [h] stamina Clm. [i] quoq. ac *om.* Clm. [k] pect. / et pestines Clm. [l] *om.* Clm. [m] *om.* Clm. [n] adequate seu confirmate Clm. [o] monachi a seculi ... faciant alienos Clm. [p] in corde Clm.

[1] Vgl. Müller d 83 ff. und Ducourneau, 87 ss.

[2] Änderungen an der Ordensverfassung durch den Papst wurden schon unter Eugen III. (1145/53) vorgenommen ; vgl. G. Schreiber, *Kurie und Kloster im 12. Jahrhundert*, 2 Bde., Stuttgart 1910, Bd. 1, 86 ff. Die hier eingefügten Zeilen « licet multa ... » scheinen besonders auf die *Clementina* (Bulle Clemens IV., 1265, Juli 9), die in die Ordensorganisation schwer eingriff, anzuspielen ; vgl. S. Grill, *Der erste Reformversuch im Cisterzienserorden*, Cist. Chron. 36 (1924) 25 ff. und Müller d 85 f. zu den Generalkapiteln Canivez, II (1221-1261) et III (1262-1400). Zu den Änderungen durch das Generalkapitel vgl. jetzt J. Turk, *Charta caritatis prior*, p. 31 ss.

[3] *Ben. Reg.* c. 4, 21.

[4] Cfr. *Constitutiones Apostolicae*, lib. VII, XXIX ; Cabrol-Leclercq, *Dictionnaire d'Archéologie Chrétienne et de Liturgie* IV, I, Paris 1920, 998.

sive pauperibus aliunde victum [a] non habentibus, quartam restaurationi ecclesie. Et quia in hoc compoto personam [b] monachi qui terras suas possidet unde et per se et per peccora sua [c] laborando vivat [d] non reperiebant, idcirco hec veluti [e] aliorum ius iniuste sibi [f] usurpare detrectabant. Ecce huius seculi divitiis [g] spretis, ceperunt novi milites Christi cum paupere Christo pauperes [1], inter se tractare quo ingenio quove artificio seu quo exercitio in hac vita se hospitesque divites et pauperes supervenientes, quos ut Christum suscipere [2] precipit regula [h] sustentarent. Tuncque diffinierunt se conversos laicos barbatos [3] licentia episcopi sui [i] suscepturos eosque in vita et morte excepto monachatu ut semetipsos tractaturos et homines [k] etiam mercennarios *ut* [l] *plenius per laborem et adiutorium ipsorum possent illum psalmiste versiculum adimplere. Reddam tibi vota mea, que distinxerunt labia mea,* quia sine adminiculo istorum [m] non intelligebant se plenarie die sive nocte precepta regule posse servare [4] suspecturos [n] quoque terras ab [o] habitatione hominum remotas et vineas et prata et silvas aquasque ad faciendos [p] molendinos, ad proprios tamen usus, et ad piscationem et equos peccoraque diversaque necessitati hominum utilia. Et cum alicubi [q] curtes ad agriculturas exercendas instituissent, decreverunt ut predicti conversi domos illas regerent [r] non monachi, quia habitatio monachorum secundum regulam [5] debet esse in claustro ipsorum. Quia etiam beatum Benedictum non in civitatibus nec in castellis aut in villis, sed in locis a frequentia populi semotis cenobia construxisse sancti viri illi [s] sciebant idem se emulari promittebant. Et sicut ille monasteria constructa per duodenos monachos [6] adiuncto patre [t] disponebat, sic se acturos confirmabant. Ps. 65, 13

De tristitia eorum [u].

Illud virum Dei [v] predictum abbatem et suos aliquantulum mestitie subdidit, quod [w] raro quis illis diebus illuc ad eos mittendos [x] venerit. Viri enim sancti thesaurum virtutum celitus inventum successoribus ad multorum salutem profuturum committere gestiebant, sed fere omnes videntes et audien*tes vite eorum asperitatem [y] insolitam et quasi inauditam plus * *F fol.* 146*ra*

[a] vict. n. hab./querentibus victum Clm. [b] persona... possident Clm. [c] *om.* Clm. [d] vivunt Clm. [e] velut Clm. [f] *om.* Clm. [g] vitiis Clm. [h] *om.* Clm. [i] sui episc. Clm. [k] omnes Clm. [l] ut plenius — labia mea *om.* D. [m] *om.* Clm. [n] suscepturos D ; suscepturas Clm. [o] ad habitationem Clm. [p] facienda molendina Clm. [q] alicui Clm. [r] *add.* et Clm. [s] viri scieb. id. s. illi amul. Clm. [t] *add.* abbate D. [u] ipsorum Clm. [v] *om.* Clm. [w] quod raro quis / quia raro Clm. [x] illos mitt. Clm ; imittandos D. [y] austeritatem Clm.

[1] Der Ausdruck « pauperes Christi » für Mönche stammt von Pseudoisidor ; vgl. G. Schreiber, *Kurie und Kloster im 12. Jahrhundert,* 1. Bd. 288.

[2] *Ben. Reg.* c. 53, 98.

[3] Cfr. E. Hoffmann, *Das Konverseninstitut des Cistercienserordens in seinem Ursprung und seiner Organisation.* (Diss.) Freiburg i. d. Schweiz 1905.

[4] Cfr. *Ben. Reg.* c. 65, 122.

[5] Cfr. *Ben. Reg.* c. 66, 124.

[6] *Greg. Dial.* II, c. 3, 85.

corde [a] et corpore elongare quam approximare se [b] eis festinabant et de perseverentia [c] eorum [d] titubare non cessabant, sed Dei misericordia qui hanc militiam spiritalem suis inspiravit ad multorum profectum egregie eam amplificare et consummare non cessavit sicuti sequentia declarabunt.

De morte primi abbatis et promotione secundi et de institutis *factis de consilio sancti Roberti* et de letitia eorum [e].

Vir autem Domini Albericus in schola Christi per novem annos et dimidium regulari disciplina [1] feliciter exercitatus migravit ad Dominum [2] fide et virtutibus gloriosus et ideo in vita eterna a Deo merito beandus. Huic successit quidam frater Stephanus nomine, Anglicus natione, qui et ipse cum aliis de Molismo illuc advenerat quique amator regule et loci erat. Huius temporibus [f] interdixerunt fratres una cum eodem abbate, ne dux illius terre seu alius aliquis princeps curiam suam aliquo tempore in illa ecclesia tenerent sicuti antea in sollempnitatibus agere solebant. *Constituentes* [g] *ut omnes ecclesie* [h] *fundarentur et dedicarentur in honorem* [i] *beate Marie* [3] *virginis ad exemplum beati Roberti, qui Cistercium et Molismum fecit fundari in honorem eiusdem virginis gloriose ipsam precipue venerari cupientes que beatum Robertum prevenerat in benedictionibus dulcedinis eundem annulo subarrando in quadam visione sicut superius* [k] *est expressum dum adhuc esset in utero matris* [4]. Deinde ne quid in domo Dei in qua die ac nocte Deo devote servire cupiebant remaneret quod superbiam aut superfluitatem redoleret aut [l] paupertatem custodem virtutum quam sponte elegerant aliquando corrumperet, confirmaverunt ne retinerent cruces aureas seu [m] argenteas nisi tantummodo ligneas coloribus depictas, neque candelabra nisi unum ferreum neque thuribula nisi cuprea vel ferrea, neque casulas [n] de fustaneo vel lino sine pallio auroque et argento [o], neque albas vel admictus * nisi de lino similiter sine pallio auroque [p] et argento. Pallia vero omnia [q] et cappas atque dalmaticas tunicasque [r] ex toto dimiserunt, sed calices argenteos non aureos [s] sed [t] si fieri poterit deauratos et [u] fistulam argenteam et si possibile fuerit deauratam stolas quoque ac manipulos de pallio tantum sine auro et argento retinuerunt. Palle autem altarium [v] ut de lino fierent et sine pictura plane precipiebant, et ut ampulle vinarie sine auro et argento essent [w]. Illis diebus in [x] terris

cfr. Lc. 2, 37

* *F fol.* 146*rb*

[a] et corde et corp. plus elong. Clm. [b] *om.* Clm. [c] perseverantia Clm D. [d] *om.* D. [e] De morte primi abbatis Cystercii Clm ; factis — Roberti *om.* D ; de let. / lc. D. [f] temporis Clm. [g] Constituentes — in ut. matris *om.* D. [h] *add.* eorum Clm. [i] honore beate virg. Mar. Clm. [k] supra Clm. [l] vel Clm. [m] vel Clm. [n] *add.* nisi Clm. [o] *add.* contextus Clm. [p] que *om.* D. [q] *om.* Clm. [r] et tunicas Clm. [s] *om.* Clm. [t] et Clm. [u] *om.* Clm. [v] altaris Clm. [w] *sequitur* h. loco precipiebant Clm. [x] in . . . et . . . *om.* Clm.

[1] *Ben. Reg.* c. 60, 112.

[2] Alberich starb am 26. Jan. 1108 ; Ducourneau, 125.

[3] Cfr. *Consuetudines Cistercienses*, Super Instituta Generalis Capituli apud Cistercium (ante ann. 1134), c. XVIII ; Ph. Guignard, *Les monuments primitifs de la règle cistercienne*, Dijon 1878, p. 254.

[4] Cfr. *Vita S. Rob.* c. 1.

et vineis ac pratis curtibusque eadem ecclesia crevit nec religione decrevit. Ergo istis temporibus [1] visitavit Deus locum illum viscera misericordie sue effundens super se petentes [a] ad se clamantes, coram se lacrimantes die ac nocte longa profundaque trahentes suspiria [b], et fere ostio desperationis appropinquantes, pro eo quod successoribus pene carerent. Nam tot clericos litteratos et nobiles, laicos etiam in seculo potentes et eque nobiles una [c] ad illam Dei gratia transmisit ecclesiam ut triginta insimul *cum* [d] *beato Bernardo et eo amplius* in cellam novitiorum alacriter intrarent et bene contra propria vitia et incitamenta malignorum spirituum fortiterque decertando cursum suum consummarent. *Qui* [e] *beatus Bernardus strenue conversatus in scola morum non verborum cum religiosis viris venientibus de Molismo ad summum culmen virtutum prospiciens* [f] *velut oliva fructifera in domo Dei multiplicato genimine sanctitatis postmodum per universam ecclesiam spiritualis suavitatis sparsit fraglantiam et conscendit ad gloriam sempiternam. Qualiter autem pervenerit prudens lector in primo libro vite sue* [2] *poterit invenire. Ab illa enim die qua ingressi sunt, dedit domui Dominus benedictionem, et vinea illa* [g] *Domini Sabaoth dedit fructum suum extendens palmites suos usque ad mare et ultra mare propagines suas* [h]. *Et qui de paucitate convertentium flebant et contristabantur, ab illa die gaudebant tanquam si illud audissent responsum qui per Ysaiam dicitur* *. *Letare sterilis que non pariebas, erumpe* [i] *et clama que non parturiebas quia* [k] *multi filii deserte magis quam eius que habet virum. De quibus postmodum visura es filios filiorum usque in multas generationes* [3]. Quorum exemplo senes et iuvenes diverseque etatis homines in diversis mundi partibus animati videntes scilicet in istis [l] possibile fore quod antea impossibile in custodienda regula sancti Benedicti [m] formidabant, illuc concurrere superba colla iugo Christi suavi subdere dura et aspera regule precepta [4] ardenter amare ecclesiamque illam mirabiliter letificare et corroborare ceperunt [n], *formantes cartam caritatis* [5] *que usque in presens observatur in ordine Cysterciensi et secundum ipsius carte modificationem tam capitulum generale quam alie multe observantie* [6] *ad correc-*

cfr. Lc. 1, 78

cfr. 2. Tim. 4, 7

Ps. 51, 10

Ps. 66, 7

cfr. Ezech. 17, 67

* *F fol.* 146va

cfr. Gal. 4, 27

cfr. Tob. 9, 11

[a] *add.* et Clm. [b] suspir. trah. Clm. [c] uno D. [d] cum b. Bern. et eo ampl. *om.* D. [e] Quam Clm ; Qui b. B. — filios filiorum usque in multas generationes *om.* D. [f] proficiens Clm. [g] illa vinea Clm. [h] suos Clm. [i] erumpa Clm. [k] quam Clm. [l] scil. in ist. / modo Clm. [m] sanct. Bened. *om.* D. [n] *finis textus Ex. Parvi in mss* F Clm.

[1] Cfr. *Vita Ia S. Bernardi, ASS* b 263a ; im Jahre 1112, vgl. Ducourneau 148.

[2] Das Folgende aus der *Vita Ia* lib. 1, *ASS* b 263a.

[3] *Vita S. Bernardi*, l. c. 262

[4] *Ben. Reg.* c. 58, 106 u. c. 65, 122.

[5] Von Kalixt II. 1119, Dezember 23 zu Saulieu (Côte-d'Or) bestätigt ; vgl. Müller c 53 ff.

[6] Die Kongregationen von Savigny und Obazine wurden 1147 vom Generalkapitel zu Cîteaux in den Ordensverband aufgenommen (vgl. Müller d [Sonderdruck] 49 f.) ; bald darauf auch die Ordensritter von Calatrava (l. c. 59).

tionem et reformationem ordinis pertinentes diriguntur. Precaventes vero mutue pacis futurum naufragium elucidaverunt et statuerunt suisque posteris reliquerunt quo pacto quove modo, immo qua caritate monachi eorum per abbatias in diversis mundi partibus [1] *corporibus diversi animis* [a] *indissolubiliter conglutinarentur* [b]. *Unde competenter cartam caritatis voluerunt nominari quod ea* [c] *tantum, que sunt caritatis tota eius series redoleat, ita ut pene nil aliud ubique sui prosequi videatur quam illud apostoli* [d] *scriptum. Nemini quic-*
cfr. Rom. 13, 8 *quam debeatis, nisi ut invicem diligatis. Quia eius statutum omnis exactionis gravamen* [e] *propulsans solam caritatem et animarum utilitatem in divinis et humanis exequitur. Que quidem carta ab universo ordine Cisterciensi processu temporis est recepta et approbata et sigillo apostolici est munita* [2].

[a] animas Clm. [b] conglutinarent Clm. [c] q. ea / eo quod Clm. [d] *om.* Clm ; apostolici Clm. [e] *om.* Clm.

[1] Cfr. Janauschek, 286 ff.
[2] Cfr. *Exordium Cistercii*, publ. Dr. P. T. Hümpfner, Vác 1932, p. 7.

Die Rosenkranzbruderschaft im Kloster auf der Au bei Steinen und Maria Einsiedeln

Von P. Adelhelm ZUMBÜHL

Die Urkunde der Errichtung der Rosenkranzbruderschaft im Klösterlein auf der Au bei Steinen vom Jahre 1588 ist im Original und in Abschrift vorhanden, und es befindet sich auch das *älteste Verzeichnis der Mitglieder* ab 1588 im Klosterarchiv von St. Peter in Schwyz, mit welchem Kloster 1640-42 das Kloster auf der Au vereinigt wurde. Dieses Buch enthält Mehreres, das mit Maria Einsiedeln in Beziehung steht.

Nach Mitteilung des Stiftsarchivars H. H. P. Rudolf Henggeler schrieb den Anfang des Buches und die ersten Mitgliedereintragungen der gleiche Schreiber, der auch in Einsiedeln tätig war, kenntlich an der sehr schönen Schrift und den Verzierungen, was für sich schon auf eine Verbindung mit Einsiedeln hinweist.

Sodann findet sich Seite 36 f. die Aufzählung des Einsiedler Konventes als *erste* unter den Mitgliedern. Wenn auch diese Reihenfolge sicher ein Versehen des Buchbinders oder vielleicht mehr des Auftraggebers darstellt, wird tatsächlich dadurch doch auf einen innern Zusammenhang mit Einsiedeln hingedeutet. Der richtige Anfang der Mitgliedereinschreibung findet sich auf Seite 41, wo in schön verzierter Schrift der Titel steht : Nomina referendorum in album fraternitatis Psalterii Beatae Virginis Mariae : Namen der in das Verzeichnis der Psalterbruderschaft der seligsten Jungfrau Maria Einzuschreibenden.

Betreffs Wiedergabe eingeschriebener Namen beschränke ich mich auf die Angaben über die *Abtei Einsiedeln*. Da steht Seite 36 u. 37 :

R^mus^ D. Abbas cum venerabili Capitulo suo

Reuerendiss. D. Huldricus abbas ab Einsydlen.
D. Adam Heer, resignatus abbas, praepositus S. Geroldi.
F. Augustinus Hofmann, decanus et organicen.
R. D. M. Joan. Heider ex conuentuali abbas Fabariensis.

F. Andreas Zuuier, subprior et custos.
F. D. Joach. Müllerus, artium et philosophiae mag. ac. ssae. theologae. bacalaur. format. et parochus in Einsydlen.
F. M. Wolfgangus Spies, administrator abbatiae Beinuilens.
F. Heinricus Rüssj, praepositus in Vahr.
F. Meinradus Vogler, vicarius in Pfeffigckhon.
F. Andreas Hersch, parochus in Oberkilch.
F. M. Balthassarus Wickman, plebanus in Sarmenstorff.
F. Ioan. Heinr. Rennhaas, pastor in Freyenbach.
F. Jacobus Erhard, parochus in Eschentz.
F. Adelricus Sutor, prior in Beinwyl.
F. M. Martinus Gartenhuser.
F. Sigismundus Müller.
F. Gregorius Denzler.
F. Mauritius Müller.
F. Georgius Staehelin.
F. Medardus Frey, diaconus.
F. Christophorus Hartman, diac.
F. Joan. Joachimus a Beroldingen.
F. Joan. Schlachter, subdiacon.
F. Jacobus Kessel.
F. Marcus Eichorn.
F. Ambrosius Haarder.
F. Hieronymus Wittwyler.
F. Theodoricus Spörli.

Warum Einsiedeln vorangestellt ?

Sicher geschah das, weil die Verbreitung und Bekanntmachung der Bruderschaft in dem wenig bekannten Klösterlein auf der Au bei Steinen unter Mithilfe und wirksamster Unterstützung von Einsiedeln aus geschah und gefördert wurde. Ein kurzer Blick auf die tatsächlichen Verhältnisse macht uns das erklärlich.

Das ehemalige *Zisterzienserinnenkloster* auf der Au war 1507, als die Pest die meisten Schwestern wegraffte, von den übrig gebliebenen drei oder vier Schwestern fluchtartig aus Furcht vor Ansteckung verlassen worden und stand über 60 Jahre leer. Die geflohenen Schwestern waren nicht mehr zurückgekommen und offenbar in der Zwischenzeit gestorben. Die Schwyzer, welche das verlassene Kloster wieder zu

bevölkern suchten, konnten keine Zisterzienserinnen finden, die das älteste der schwyzerischen Frauenklöster hätten übernehmen und zu neuem Leben bringen können und wollen. Endlich gelang es, vom Nollenberg einige *Dominikanerschwestern* zu erhalten, die das verlassene Klösterchen wieder zum Leben erweckten. Diese Dominikanerinnen wurden in aller Form auch kirchlich Rechtsnachfolgerinnen der frühern Zisterzienserinnen, hatten aber mancherlei Schwierigkeiten zu überwinden. Das war um so mehr der Fall, als wenige Jahre nach ihrem Eintreffen im Jahre 1578 das Kloster infolge böswilliger Brandstiftung niederbrannte. Da brauchten die armen Schwestern Gönner und Wohltäter für den Wiederaufbau und die notwendige Einrichtung.

Als Mittel zur Gewinnung solcher Guttäter diente wohl auch die Errichtung der Rosenkranzbruderschaft. Wenn die Datierung des Mitgliederbuches *1580* kein Irrtum des Schreibers ist, könnte man annehmen, daß kurz nach dem Brande an die Errichtung der Bruderschaft gedacht wurde. Es ist auch ganz glaublich, daß es einige Zeit brauchte, bis die Urkunde der tatsächlichen Errichtung, welche das Datum *1588* trägt, vom Dominikaner-Ordensgeneral in Rom erhalten werden konnte.

Entgegen andern Beispielen ist vom Kloster in Steinen nicht bekannt, daß Schwestern selbst Reisen machten, um Almosen, hier Bruderschaftsmitglieder, zu sammeln. Diese Aufgabe übernahm *P. Elias Heymans*, der unter Abt Ulrich Wittwyler einige Jahre in Einsiedeln Gast war. Dieser Mann besuchte viele Klöster und andere Orte, um für *Einsiedeln* Reliquien zu erwerben (Mitteilung des Stiftsarchivars). Dazu hatte und brauchte er natürlich die Einwilligung des Einsiedler Abtes, auch dessen Empfehlung. Gleichzeitig warb P. Elias mit großer Hingebung für die Bruderschaft des wenig bekannten Steinerklosters. Einen beträchtlichen Teil des Mitgliederbuches schrieb er selbst, wie er es ausdrücklich bezeugt.

Wer war dieser P. Elias Heymans?

Über diese Frage gibt das Steiner Bruderschaftsbuch willkommenen Aufschluß. Auf Seite 68 führt er sich selber folgendermaßen ein: «Ich, Priester Helias Heymanns, Gast in Einsiedeln, der darum gebeten, dieses schrieb, bin sowohl in Rom, in Bologna beim Grab des hl. Dominikus, als auch in Trier in diese Bruderschaft, obgleich unwürdig, doch in der Hoffnung auf die Gnaden eingeschrieben worden.» (Übersetzung). Dem folgt der Eintrag der Familie Heymans: Vater, Mutter und deren Kinder, fünf Töchter und zwei Söhne.

Auf Seite 113 ist von einer sorgfältigeren und feierlicheren Hand bemerkt: «der ehrwürdige Herr Pater Helias Heymans von Senheim, ein katholischer Priester, der ehemals in kirchlichen Würden stand und zum dritten Mal Rektor der hohen Universität (Trier) war, der hochbetagt in dem berühmten Kloster der jungfräulichen Gottesgebärerin zu Einsiedeln andachtshalber einige Jahre Gast gewesen, wurde durch besondere Begünstigung des hochw. Herrn Nikolaus Hospitis, eines Conventuals des ausgezeichneten Klosters des hl. Maurus in die dortige, durch viele Gnaden und Privilegien bereicherte und begabte Bruderschaft des hl. Martyrers Sebastian eingeschrieben am 20. October anno 1596.»

Die Verbindung dieses Mannes mit Einsiedeln liegt klar vor. Daß er aber nicht bloß Reliquien für Einsiedeln sammelte, sondern im Auftrage des Abtes auch Gegengaben übermachte, ergibt sich aus der Eintragung Seite 99. Dort heißt es:

«Das königlich stifft vndt Gottshaus Orren (von Horreum) in der statt Trier ordens S. Benedicti, freyen wolgepornen adelichen stammens sub regulari clausura. Aº. 1597 den 14. junij hatt der hochwürdig fürst und herr abt Vlrich abt undt her des gnadenrychen, weittberömbten gottshaus in den Einsidelln diß gottshaus, so im jar nach der gepurtt Chri. 646 durch den könig Dagobertum vor seiner dochter Santt Yrmina gestifft worden und jtzt neün hundert ein undt fünffzig jar gestanden, darin auch VII heiliger frauwen canonisirt worden, alls namblich Santt Yrmina, Santt Anastasia, Sancta Modesta, Sancta Julia, Sanct Basilissa, Sanct Seuera undt Sancta Helia, uff pittlich anlangen der jtzigen vill ehrwürdigen undt edelen frauwen Otilia von Veltbruck, abbatissin daselbst, dieselb sambt irem adelichen conuentt, auch das würdigh gottshaus Santt Agnesen in derselben statt Trier gelegen, Augustiner regulierer ordens under clausur vff demütig begeren der jtzigen ehrwürdigen undt edelen priorinnen sambt dem ganzen conuent jtzt undt vorthin ewig in alle gnadenryche gottsdhienst, die zu Einsideln gescheen, uff undt angenomen undt beide gottshausser mit einer geistlichen communication derselben theilhafftig gemacht, wie auch glychfals vor das loblich gottshaus Einsidel undt desselben conuentz von inen bescheen soll, undt das alles innen in eynem offnen brieff mit anhangenden siegel bekrafftiget zubringen lassen.

Gott sy lob undt somitt auch uff ire andächtige pitt alhiehar in diße erzbroderschafft wie nachfolgt uffgeschrieben worden.» Darauf folgt für Orren der Eintrag der Äbtissin und zweier mit Namen

genannten Schwestern, während die andern summarisch angegeben sind, zusammen 24 Chorfrauen und 26 Laienschwestern, alle vom Adel, ein für damalige Verhältnisse erstaunlich hoher Bestand. Die Schwestern des erwähnten Klosters St. Agnes in Trier sind dagegen alle mit Namen aufgeführt, 21 Chor- und 9 Laienschwestern.

Die im Vorstehenden erwähnte Urkunde der *Gebetsverbrüderung* ist im Stiftsarchiv Einsiedeln erhalten, und ich führe sie im Wortlaut an, weil sie über Heymans und seine Tätigkeit mehrfaches Licht gibt. Sie lautet:

«Dem hochwürdigen in Gott vatter fürsten unnd hern hernn Vlrichen abtten, auch ehrwürdigen hern Augustino dechant und andrer prioren sambt ganzem conuenth des weitbereümbten gnadenreichen unser lieben FraWen fürstlichen Gotzhaus zu Einsiedel in Schweiz gelegen, ohn mittel dem heyligen Römischen Stöll underWorffen, entpieten wir Otilia von Veltbruck abbatissa, Catharina von Benzerath priorin vnd Anna Braun von Schmittburg kellerin und ganzer conuenth des königlichen Dagoberti adelichen stifftes und closters gnant Orrhen in Trier gelegen, ordens St. Benedicti von der reformation durch Christum unßer gesponsen und aller mentschen eyniger Seligmacher und Heylandt unsere geistliche grüß, andechtige gepet, alle ehrendienst, in gepüer. Und füegen hiemit zu wissen, das vns vor zweien jahren ungeferlich ein schreiben mit anhangendem irer hochwürden und fürstlichen Gnaden siegel wol eingeantwort, darauß mit sonders geistlichen freuden verstanden, wie wir, unser conuenth und nachKomen Jn die gemeine heylige broderschafft vffgenomen und eingeschrieben, auch alles gutens so daselbst bey der heiligen capellen durch den unzäligen zugangk der andechtigen pilger und bey irem loblichen Gotzhaus mit dem heyligen gepet, und gotlichen diensten geschehen und zu erlangen sein, auch theilhafftig gemacht worden, neben ubersendung ein stuck ehrwürdigen reliquien von *St. Gundelinden* heyligen leib, welche St. Odilien broders dochter und die negste nachbar und abbatissin gewesen, nach inhalt der historien. Dernhalber zu ewiger geistlicher lieb und danckbarkeit, wie pillig, haben Ew. Fl. Gnaden sambt ganzem irem conuenth und allen nachkommenden wir abbatissin und conuenth obgemelt, auch vor vnser nachkommende harwiederum in unsere wie unsers gotzhaus andechtige gepet und alle verdienstligkeiten, so alhie beschehen mögen, gutherziger geistlicher wolmeinungh uffgenomen und eingeschrieben, auch alles guten theilhafftig gemacht und machen hiemit in crafft dieses brieffs. Und zu einem denckwürdigen geistlichen zeichen

und ewiger danckbarkeit, weil der ehrwürdig vatter her Helias bey dieser statt geweßner prelat, auch unser königlichen gotzhaus viel jahr hiebevor treüwer verwalter und mehr anderer volverdienter Catholischer priester vnd guter freundt wiederumb von hiendannen zu irem loblichen gotzhauß, wie biß dahero daselbst sein andacht zuuolbringen, auß geistlicher lieb endtlich zuuerreißen ime vorgenomen, den wir doch vor sein pershon sonst gern bey uns lieber behalten wollen, so haben wir harunder mitgeben etliche partikul heyligen reliquien auß unserm geistlichen schatz dohien mit zu bringen und uff zu opffern, wie er pater Helias mit mehrem bericht gegenwärtig zu einantwurten dieses weiter geben kan, unß abermahl demütig jetz und hernacher zu allen zeiten in ire andechtiges heyliges gepet, und sambtlich uns in des almechtigen schutz und seiner außerwelten Mutter gnadenreiche vorpit entfollendt.

Zu wahrem urkundt haben wir obgh. Otilia abbatissin, priorin, und kellere neben unserer und des conuents anhangenden siegeln underschrieben. Geben auß unserm gotzhauß zu Trier uff donnerstag nach Judica anno 1600.

Diese interessante Verbrüderungsurkunde weist auf Reliquientausch hin und spricht deutlich von dem Mittelsmann, dem P. Elias Heymans. Da der Name der hier erwähnten *hl. Gundelinde* in der jetzigen Reliquienlitanei nicht mehr vorkommt, muß es sein, daß ihre Reliquien hier in Einsiedeln in der Zeit der Helvetik verloren gingen oder nachher nicht mehr mit Sicherheit festzustellen waren, was nach Aussage eines frühern Custos bei manchen Reliquien der Fall war.

Förderung der Bruderschaft von Einsiedeln aus

Daß von Einsiedeln aus die Rosenkranzbruderschaft auf der Au bei Steinen verbreitet und gefördert wurde, geht ferner aus mehreren Eintragungen hervor, nach welchen eingeschriebene Klosterleute mit Rücksicht auf *Einsiedeln* besondere Opfer und Gebetsalmosen spenden.

Seite 93 heißt es von den Franziskanerinnen zu Bibrach, daß von vier namentlich aufgeführten Schwestern jede 7 Psalter besonders aufopfere «Mit allen anderen schwestern zu disser zeit 14 einsamlich in gottliebender andacht opferen aus irem andechtigen gepett ingemein 20 psalltter. Daneben schwester Catharina Würtzin besonder 20 psalltter vndt 30 mal das andechtig gepett Sancta Maria etc. vor gemeyne wollfartt der christlichen katholischen Kirrchen in disse heilige broder-

schafft vndt zu der gnadenrychen *Capellen zu Einsidele* zu praesentieren. »

Diesen Eintrag bezeichnet P. Elias Heymans ausdrücklich als von ihm selbst geschrieben. Die Franziskanerinnen von Ingolstadt opfern « Jede in der allerheiligisten Motter Gottes heilige *Capellen zu Einsiedel* einen psalltter (Seite 90).

Auf Seite 94 schreibt Heymans, ohne sich mit Namen zu nennen, aber in seiner Handschrift, nach Aufzählung der Zisterzienserinnen von Heybach : « Haben samentlich in die heilige *Capellen* mir mitgeben der seligsten Motter vff d. (diem) Conceptionis zu eynem geistlichen hochzeittlichen manttel vff zu opferen 73 Mk. Aue Maria !

Die Zisterzienserinnen zu Nydingen versprechen (Seite 117) : « Wir alle wollen vnser *Frauwen zu Einsidlen* ein psalter betten : Ein jede insonderheit. »

Von dem Schwesternkonvent zu Reuttingen bei Zabern im Niederelsaß heißt es S. 103, sie « haben den 27 t. Tag Junij durch ir schreiben begertt an den hochwürdigen herren praelaten zu Einsiedel in der broderschaft daselbst vnd allhieharo eingeschrieben zu werden. »

Auch die Zisterzienserinnen von Wundenthal bei Freiburg i. Br. geben bekannt : « Jede opfert 1 psalter auß andacht in die Heilige *Capel* vnder der hochheiligen Messen auff *gehn Einsideln* (Seite 122).

Der Ort Einsiedeln

Daß auch die Bewohner von Einsiedeln als Mitglieder der Bruderschaft nicht fehlen, ist klar. Kaum eine andere Gemeinde, vielleicht Zug ausgenommen, weist so zahlreiche Namen auf. Viele heutige Geschlechter finden sich nebst manchen Namen, die wohl Aufenthaltern, aber kaum Waldstattbürgern angehören.

Daß eine Agatha Schmid(in) um 1593 *Beschließerin* in Einsiedeln (S. 61), ein « Sebatianus Schmitt von Stockhen der Zeit (1594) zu Einsidel *Dischwartter* » war (S. 72), verrät uns ebenfalls dieses alte Bruderschaftsbuch nebst vielem andern.

Natürlich ist das Angeführte bloß ein Ausschnitt. Ich wollte bloß herausheben, was mit *Einsiedeln* in Verbindung steht. Es sind im Ganzen 82 Klöster erwähnt, teils mit dem damaligen vollen Bestand, teils summarisch oder in einzelnen Mitgliedern, ferner gut 100 Geistliche, darunter eine Reihe von Pfarrherren, die man wohl kaum mehr alle mit Namen kennt, und eine ganz große Reihe von Welt-

leuten, vielmal ganze Familien, und was von besonderem Wert ist, *vor* der Zeit, in welche unsere meisten, erhaltenen Pfarrbücher hinaufreichen.

Das hier Gebotene zeigt uns einen bisher nicht bekannten Zusammenhang des Klösterleins auf der Au bei Steinen mit dem Wallfahrtsort Maria Einsiedeln, läßt auch einen schönen Eifer für die Ehre der *Einsiedler Gnadenmutter* erkennen, und ich glaube, es ist nicht uninteressant.

Kleine Beiträge

Bericht über die Wahl des letzten Abtes des Benediktinerklosters Allerheiligen zu Schaffhausen vom 4. September 1501

Die ehemalige, 1529 säkularisierte Benediktinerabtei Allerheiligen zu Schaffhausen hinterließ eine ansehnliche Bibliothek und ein an Urkunden sehr reichhaltiges Archiv, die sich beide in sozusagen ungeschmälertem Zustande bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Während die Bibliothek [1], bestehend aus Codices und Inkunabeln, juristisch der Ministerialbibliothek, d. h. der Büchersammlung der Evangelisch-reformierten Geistlichkeit des Kantons Schaffhausen gehört und in der Stadtbibliothek und im Museum zu Allerheiligen aufbewahrt wird, ging der gesamte Urkundenbestand des Klosters an das Staatsarchiv Schaffhausen über. Von den Urkunden sind nur die älteren, von der Klostergründung um 1050 bis in die Mitte des 12. Jahrhunderts reichenden, gedruckt [2]. Aus der späteren langen Reihe von 1150 bis 1529 sind bisher nur wenige Diplome ediert worden, obwohl sich darunter interessante Stücke, u. a. zahlreiche Papsturkunden, befinden.

Im folgenden veröffentlichen wir zum ersten Male einen Bericht über die Wahl Michael Eggenstorfers zum Abt von Allerheiligen. Diese fand am 3. September 1501 statt, ganz kurz nach dem Eintritt Schaffhausens in die Eidgenossenschaft (10. August). Tags darauf ließ das Kloster ein von einem öffentlichen Notar abgefaßtes Instrument an den Konstanzer Bischof Hugo von Landenberg abgehen, in dem es den letzteren über die Wahl informierte und ihn um Bestätigung derselben bat.

Diese Urkunde [3] ist in mehr als einer Hinsicht interessant. Nicht nur, daß sie in die inneren Verhältnisse der alten, unmittelbar vor ihrem Erlöschen stehenden Nellenburger-Stiftung hineinleuchtet, sondern sie gibt uns auch ganz allgemein wertvolle Einblicke in den Wahlmodus eines spätmittelalterlichen Benediktinerklosters, der heute noch, wie gleich zu zeigen sein wird, trotz den veränderten Zeitumständen stark nachklingt.

[1] Vgl. *R. Frauenfelder*, Die Klosterbibliothek von Allerheiligen zu Schaffhausen (Zentralblatt f. Bibliothekswesen, 54. Jahrg., 1937, p. 217 ff.) und *Derselbe*, Die Inkunabeln der Ministerialbibliothek Schaffhausen, Schaffhausen 1936.

[2] *F. L. Baumann*, Das Kloster Allerheiligen in Schaffhausen (Quellen zur Schweiz. Gesch., hrg. von der Allg. Geschichtsforsch. Ges. d. Schweiz, III, Basel 1883).

[3] Urkundenregister (UR) für den Kanton Schaffhausen, hrg. vom Staatsarchiv, Schaffhausen 1907, Nr. 3693, I. Unter der gleichen Nr. figurieren noch zwei weitere Urkunden: II. eine proclamatio des Bischofs, die schon am 6. Sept. in Schaffhausen eintraf, und III. die definitive Bestätigung der Wahl durch den Bischof vom 17. Sept.

Über die Person des Gewählten sei nur in wenigen Worten folgendes gesagt: Michael Eggenstorfer [1], aus Konstanz stammend, wurde um 1473 geboren. Er ließ sich am 17. März 1493 einkleiden, legte am 21. März 1494 die Profeß ab, feierte am 1. Oktober 1496 die erste heilige Messe und wurde am 3. September 1501 zum Abt gewählt und am 19. September des gleichen Jahres konsekriert. Am 6. Januar 1502 zelebrierte er sein erstes Pontifikalamt. Unter ihm und mit seinem Einverständnis wurde durch den Vertrag [2] vom 10. Mai 1524 zwischen der Stadt Schaffhausen und dem Kloster das letztere in eine Propstei von maximal 12 Kapitularen umgewandelt, womit der selbständigen Existenz des beinahe ein halbes Jahrtausend alten Benediktinerstifts bereits fünf Jahre vor der wirklichen Aufhebung ein Ende gesetzt war. Es ist dies ein typisches Beispiel einer Klostersäkularisation zur Zeit der Reformation, die nicht so sehr auf geistiger als vielmehr auf staatspolitischer Basis beruhte. 1529 schloß sich Eggenstorfer der protestantischen Glaubenslehre an, verehelichte sich und starb am 25. Januar 1552.

Am Wahltage vom 3. September 1501 schienen indessen die dunkeln Schatten der kommenden Entwicklung noch einmal in den Hintergrund treten zu wollen. Mit gewohnter Pracht und feierlicher Liturgie wurde der neue Abt nach altem, benediktinischem Brauch erkoren. Wenn man nun das Procedere von 1501 mit den späteren und heute noch gültigen Wahlvorschriften zumal unserer schweizerischen Benediktinerkloster [3] vergleicht, so springt die traditionelle Kontinuität von selbst in die Augen: im großen und ganzen ist das Vorgehen das gleiche geblieben, wenn sich auch naturgemäß Einzelheiten im Laufe der Zeit geändert haben. Vergleichen wir nun einige Punkte der Schaffhauser-Wahl (Sch.) von 1501 mit der heutigen Electio abbatis (E.) von 1933. Sch. wie E. unterstellen die Wahl zwei scrutatores. Bei Sch. waren es zwei Weltgeistliche, nämlich der Pleban der großen Pfarrkirche St. Johann zu Schaffhausen, die seit 1248 dem Kloster Allerheiligen inkorporiert war, und einer seiner Kapläne. Heute werden nach E. zwei Kapitulare des betreffenden Klosters als scrutatores bestimmt. Sch. leitet das Wahlgeschäft früh morgens mit der Missa de Spiritu Sancto ein. Genau gleich sagt E.: «Mane hora determinata Abbas Praeses dicit Missam votivam solemnem de Spiritu Sancto». Nach Sch. fand die Wahl in der capella electionis statt, d. h. in der Liebfrauenkapelle, die unmittelbar an den alten Kapitelsaal anstieß, über dessen Lage unten noch eine Bemerkung anzubringen ist. Nach E. wird die Wahl «in domo Capituli vel in aula electionis» vollzogen. Bei Sch. und E. setzt ein Notar, der ein Geistlicher, aber nicht ein Konventuale des betreffenden Klosters ist, das öffentliche Instrument aus, das der Mit- und Nachwelt den Wahlbericht akten-

[1] Vgl. *Rud. Henggeler* O. S. B., Profeßbuch der Benediktinerabtei Allerheiligen zu Schaffhausen (Schaffhauser Beiträge 18, 1941, p. 89 ff.).

[2] Vgl. *Hans Werner*, Der Vertrag von 1524 über die Aufhebung des Klosters Allerheiligen (Schaffh. Beiträge 16, 1939, p. 48 ff.).

[3] Vgl. z. B. Ordo electionis per scrutinium, Romae 1654, und neuestens: Electio abbatis in congregatione Helvetica ordinis S. Benedicti, jubente reverendissimo Domino D. Ignatio Staub, abbate praeside edita, Monte Angelorum, 1933.

mäßig zu überliefern hat. Wir finden auch bei den folgenden Punkten Übereinstimmung zwischen Sch. und E. : Electio communis, Consensus electi, Publicatio ad populum, Ingressus in ecclesiam, Obsequium et gratiarum actio. Alles dies wird in der Urkunde von 1501 geradezu anschaulich geschildert. Nach der erfolgten Wahl nahm Eggenstorfer gemäß alter Sitte (ut moris est) auf der obersten Stufe des Hochaltars in der Münsterkirche auf einem Sessel sitzend die Reverenzbezeugungen seiner Mönche entgegen, in gleicher Weise, wie es heute die E. angibt : « Facta adoratione Sanctissimi Abbas neolectus ad sedem in cornu Evangelii praeparatam accedit omnesque Conventuales Neolecto, manum dextram osculando, reverentiam et subiectionem praestant ac pacis accipiunt osculum. » Der unmittelbar vor diesem Akt stattgehabte Ingressus in ecclesiam vollzog sich nach Sch. unter feierlichem Glockengeläute vom hohen Münsterturm herab, worauf dann das « Te deum » erscholl. Ebenso E. : « Abbas electus ... processionialiter in ecclesiam introducitur, campanis et organo festive consonantibus. »

Im weiteren geht aus der Urkunde hervor, daß im Jahre 1501 nur noch 10 stimmfähige Konventualen in Allerheiligen anwesend waren, eine kleine Zahl, wenn man an die Blütezeit unseres Klosters zurückdenkt, in welchem zu Anfang des 12. Jahrhunderts nach dem « Stifterbuch »[1] täglich 300 Personen gespeist wurden ! In einer Urkunde[2] vom 12. Februar 1310 wurde die Zahl der Patres, einschließlich der auswärts residierenden Pröpste, auf 40 festgesetzt. In dem oben erwähnten Vertrag von 1524 figurieren noch 6 Patres[3], die bei der Wahl von 1501 mitwirkten. In baugeschichtlicher Hinsicht ist die Erwähnung des Kapitelsaales von Allerheiligen besonders interessant : « ... antequam locum utpute capellam beate Marie virginis contiguam domui capitulari nostro pro electione huiusmodi facienda a nobis deputatam intraverimus. » Dieser Passus beweist urkundlich einwandfrei, daß in Allerheiligen im Jahre 1501 der alte Kapitelsaal noch vorhanden war. Dieser stand nach dem Hirsauer oder besser gesagt Cluniacenser Bauschema in allen Klöstern dieser Observanz im Osten der Kloseranlage, zwischen dem Ostflügel des Kreuzganges und einer Marienkapelle, südlich der großen Klosterkirche. Genau so auch in Allerheiligen : zwischen dem östlichen Kreuzgangflügel und der Marien-, später St. Annakapelle, dort, wo heute die noch aus des Klosters Zeiten stammende sogenannte « Schillerglocke » aufgestellt ist. Da Abt Michael Eggenstorfer ab 1522 die besagte Kapelle[4], die gerade damals ihr Patrozinium wechselte, umgestalten ließ, ist die Vermutung wohl berechtigt, daß Eggenstorfer bei dieser Gelegen-

[1] Das Buch der Stifter des Klosters Allerheiligen, hrg. von *Karl Schib* (Beilage zum Jahresbericht 1933/34 der Kantonsschule Schaffhausen, Aarau 1934, p. 16).

[2] Vgl. UR Nr. 334.

[3] Nämlich : Konrad Irmensee, der Senior, der bei der Wahl von 1501 die Stimme zuerst abgab, Ludwig Kübler, Nikolaus Hünisen, Konrad Ramsauer, Michael Eggenstorfer und Johann Mesmer.

[4] Zur Geschichte dieser Kapelle vgl. die Festschrift zum 100jährigen Bestehen der kathol. Genossenschaft Schaffhausen, 1841-1941, Schaffhausen 1941, p. 155 ff.

heit den im ersten Stock das Dormitorium enthaltenden Osttrakt samt Kapitelsaal niederreißen ließ, zumal seit 1524 jeder Kapitelherr eine eigene Wohnung erhielt und damit die Notwendigkeit eines gemeinsamen Schlafsaales dahinfiel.

Wir lassen nun den Text der Urkunde, der in dem komplizierten Stile der spätmittelalterlichen Notariatsinstrumente abgefaßt ist, in vollem Wortlaut folgen:

In nomine domini amen. Reverendo in Cristo patri et domino domino Hugoni dei et apostolice sedis gracia episcopo Constanciensi vel eius vicario ac locumtenenti in spiritualibus generali humiles et devoti fratres Conradus Yrmensew, Caspar Fritschi, Ludwicus Kubler, Johannes Albrecht, Nicolaus Hünisen, Connradus Ramsower, Allexander Ruedolffi, Balthasar Schmid, Michel (R)egenstorfft [1] alias Trunckli [2] et Johannes Mesmer, monachi professi monasterii omnium sanctorum oppidi Schafthusiensis ordinis sancti Benedicti vestre Constanciensis dyocesis, obedienciam et reverenciam tum debitas tum condignas cum humili conmendacione et oratione nostris in Cristo utinam devotis. Ne propter vaccacionem diuturnam ecclesie et monasteria pastorum solaciis orbate gravia in spiritualibus et temporalibus dispendia patiantur, sacris canonibus circa hec condigne provisum existit, monasterio igitur nostro pridie per obitum bone memorie domini Berchtoldi [3] ultimi eiusdem pastoris et abbatis vaccacione eiusque corpore ecclesiastice tradito sepulture, ut non idipsum monasterium vaccacione sive viduitatis huiusmodi inconmoda diutius deplangeret et detrimenta subiret inmodesta, fuit a nobis praesentibus et interesse habentibus dies subscripta ad electionem futuri pastoris et abbatis celebrandam et singula, que ipsius electionis negocium concernere videbantur facienda, concorditer prefixa nobisque singulis, qui interesse habuerint et debuerint, in termino ad eligendum statuto in monasterio nostro praesentibus et convenientibus nullo penitus tunc vocem et ius eligendi in nostro conventu habente per contemptum absente antequam locum utpute capellam beate Marie virginis contiguam domui capitulari nostro pro electione huiusmodi fienda a nobis deputatam intraverimus. Nos singuli divina missarum officia confessionis previa celebravimus et missa de sancto spiritu in choro monasterii nostri ac altari summo mane hora congrua solemniter in notis decantata finita, capellam electionis huiusmodi prefatam pro eadem fienda intravimus atque ad electionem futuri pastoris nos singuli corporale ad sancta sanctorum tactis scripturis sacrosanctis iuravimus et solenne sub hac, que sequitur forma, prestitimus: Ego iuro et promitto deo omnipotenti, gloriose virgini Marie, eius matri, et omnibus sanctis predicti monasterii patronis hunc eligere, quem credam futurum nostro monasterio in spiritualibus et temporalibus

[1] Der ortsfremde Notar schrieb Regenstorff. Das R wurde später, vielleicht von Eggenstorfer selbst, an dieser Stelle und weiter unten noch einmal wegradiert.

[2] Trunkli, wohl ein Spottname.

[3] Irrtum des Notars! Der letzte Abt namens Berchtold (Wiechser) regierte 1442-1466. Der Vorgänger Eggenstorfers war Heinrich Wittenhan (1489-1501). Vgl. *Henggeler*, a. a. O. p. 81 ff.

utiliorem nec illi vocem dare, quem verisimiliter scivero promissionem aut abitionem alicuius rei temporalis seu prece pretio munere verbi pro se electionem procurare. Et hiis ita ordinatis ac deliberacione et tractatu capitulari de via seu forma, per quam esset in hoc electionis negocio procedendi prehabitis, placuit tandem cunctis concorditer via scrutinii compromisso mixta, unde venerabiles dominos Johannem Bockli, artium magistrum decanum et plebanum, necnon Hainricum Rebstain, sacre theologye baccalaureum formatum capellanum ecclesie parrochialis sancti Johannis oppidi prefati, praesentes viros qualibet exceptionem maiores in scrutatores duximus assumendos, quibus dedimus plenam potestatem, ut secreto sigillatis vota cunctorum exquirerent et ipsis in scriptis redactis ad collationem adinvicem inter se factis illum, in quem maiorem partem eligentium nostri conventus vota sua direxisse invenirent, per unum ex ipsis in nostri vaccationem monasterii eligerent abbatem et pastorem atque sic publice pronuncciarent electum. Quiquidem scrutatores nostri potestatem sibi traditam ob preces nostras acceptantes, prestito prius ab eis corporale ad sancta sanctorum tactis scripturis sacrosanctis solenni iuramento debitam fidelitatem in huiusmodi scrutinio servandam, nobis in dicta capella ac ipsis scrutatoribus ac notario publico et testibus fidedignis infrascriptis a nobis ad hoc deputatis semotis, primitus fratrem Conradum Yrmensew supradictum retinentem votum eiusdem primum et deinde vocato unoquoque nostrorum vota nostra secreto et sigillatum diligenter inquisiverunt sub iuramento prius prestito. Et quia in fratrem Michahelem (R)egenstorff [1] alias Trunckli dicti monasterii nostri professum antedictum virum utique vita, moribus, devocione et discrecione conmendatum in sacerdotali dignitate et etate legitima constitutum ac de legittimo thoro procreatum in spiritualibus et temporalibus plurimum circumspectum maiorem partem eligentium vota sua direxisse et eum in scrutinio nominasse invenerunt. Idcirco idem scrutatores, per organum dicti domini Johannis Bockli, decani et plebani in ecclesia prefata, de alterius sue college mandato loquentes, coram nobis singulis ad se vocatis et capitulariter congregatis in notarii et testium infrascriptorum praesencia eundem Michahelem Regenstorff alias Trunckli in nostrum dictique nostri monasterii abbatem et pastorem solemniter eligerunt et pronuncciarunt electum sub hac forma, qua repertum existit maiorem eligentium partem vota sua in pretactum Michaelem direxisse et eum nominasse : Idcirco ego Johannes Bockli, decanus supradictus, unus scrutatorum a prenominato conventu deputatus ac a collega meo supradicto ad hoc electus vice mea ac de consensu et mandato college mei vice eiusdem totius conventus et omnium eligentium virtute potestatis michi et college meo tradite, eundem fratrem Michaelem Regenstorff alias Trunckli, invocata spiritus sancti gratia, eligo in monasterii omnium sanctorum abbatem et prelatum in nomine patris et filii et spiritus sancti et eum sic electum vobis et aliis, quorum interest, pronunccio. Quamsiquidem electionem sic solenniter et canonice celebratam omnes et singuli approbavimus gratamque et acceptam habuimus prefatum nostrum electum, ut de se

[1] R ausradiert.

facta electione consensum prestaret rogando et requirendo qui deliberacione prehabita tandem dumne nolens resistere voluntati votis nostris annuit et in electionis huiusmodi consensum dedit. Unde ipsum de antedicta capella ad chorum ecclesie dicti nostri monasterii ducentem in altari summo, ut moris est, posuimus et collocavimus, ympnum gloriosum « Te deum laudamus » solenniter in sua solita melodya cum campanarum singularum compulsacione decantantum. Illico post hec clero et populo tunc in multitudine ibidem congregatis electionem huiusmodi publicando compluribus exastantibus tum nobilibus tum plebeis, ut fieri solet, salutem et proficiat exoptionem adhibitis etiam et servatis in ea parte sollennitatibus et cautelis gestuum et verborum iuxta constitucionem ordinis et consuetudine (!) monasterii nostri solitis et requisitis. Quapropter vestram reverendam paternitatem devote unanimi voce rogamus, quatenus electionem eandem sic solenniter atque canonice celebratam dignemini misericorditer auctoritate vestra ordinaria approbare et confirmare cum supplicatione defectuum, si qui intervenerint, et eidem electo munus benedictionis impendi curare, ut deo auctore veluti pastor et prelatus ydoneus preesse nobis valeat et utiliter prodesse nosque et alii eius subditi sub ipsius regimine valeamus coram deo salubriter militare. Ceterum ut paternitas vestra reverenda agnoscat omnia et singula premissa veritati subnixa et nos in petitione huiusmodi fore unanimes et concordes, praesentis electionis decretum eidem paternitati vestre reverende transmittimus manu et signo notarii publici subscriptum et signatum sigilloque nostri conventus appenso communitum. Acta et facta sunt hec in loco supradicto anno a nativitate domni millesimo quingentesimo primo, pontificatus sanctissimi in Christo patris et domni nostri domini Allexandri divinia (!) providencia pape sexti anno nono, mensis Septembris die quarta, hora fere nona, indictione quarta, praesentibus tunc et ibidem honorabilibus et providis sapientibus viris dominis Bonifacio Winman et Exuperantio Waibel, capellanis ecclesie sancti Johannis, necnon Conrado Barter, magistro civium, Johanne Trulleray, consule, et Hainrico Buwman, prothonotario oppidi Schaffhusen predicti, testibus ad premissa vocatis et rogatis.

(Notariatssignet) [1]. Et quia ego Johannes Fridlin de Zurtzach, clericus Constanciensis dyocesis, publicus imperiali auctoritate notarius, premissis omnibus et singulis dum sic ut premittitur tempore et loco supradictis fierent et agerentur unacum prenominatis testibus praesens interfui eaque sic fieri vidi et audivi. Ideo praesens publicum instrumentum manu mea propria scriptum exinde conficiens in hanc publicam formam redegi idipsum signo et nomine meis solitis me hic in eodem eadem manu subscribens signando unacum appensione sigilli communis conventus supradicti in fidem et testimonium omnium et singulorum premissorum rogatus et requisitus.

Konventsiegel von Allerheiligen fehlt.

R. Frauenfelder.

[1] Das ein stilisiertes Kreuz darstellende Notariatssignet des Johannes Fridlin von Zurzach läßt sich im Staatsarchiv Schaffhausen noch auf zwei anderen Urkunden nachweisen, nämlich UR Nr. 3693/II und Nr. 3844.

Die Consuetudines Einsidlenses

Seit P. Odilo Ringholz O. S. B. 1886 in den *Studien und Mittheilungen aus dem Benedictiner- und Cistercienser-Orden* über «Des Benedictinerstiftes Einsiedel Thätigkeit für die Reform deutscher Klöster vor dem Abte Wilhelm von Hirschau» geschrieben, galt es als feststehende Tatsache, daß die Gründung im Finstern Walde im 10. und 11. Jahrhundert auf deutschem Boden eine führende Rolle gespielt hatte. Nicht zuletzt hat der spätere Wiener Theologieprofessor E. Tomeck in seiner Arbeit «Studien zur Reform der deutschen Klöster im XI. Jahrhundert [1]» sich diese Auffassungen weitgehend zu eigen gemacht. Bis in die neueste Zeit herein läßt sich diese Meinung immer wieder verfolgen, als deren Kronzeuge stets die «Consuetudines Einsidlenses» zitiert werden. Aber gerade die Zuverlässigkeit dieses Zeugen ist mit den Jahren doch bedenklich ins Wanken gekommen, obwohl man davon auf deutschem Boden wenig Notiz genommen hat.

Es wird vernünftigerweise niemandem einfallen, den Anteil Einsiedelns an der Ausbreitung und Erneuerung des benediktinischen Lebens im 10. und 11. Jahrhundert in Abrede stellen zu wollen. Die Tatsachen, daß von Einsiedeln aus die Neugründungen von Petershausen (983), von Muri (1027), sehr wahrscheinlich auch von Allerheiligen in Schaffhausen (um 1050) und die Wiederbesiedlung von Hirsau (1065) vor sich gegangen und daß wir außer in den genannten Stiften Einsiedlermönche als Klostervorsteher in Disentis, Pfäfers, Stein a. Rh., Kempten, Ebersberg, St. Blasien, Zwiefalten sowie auf den Bischofsitzen von Konstanz, Chur, Regensburg und Como finden, sprechen sicher für einen bedeutenden Einfluß, der von Einsiedeln ausging. Aber auf der andern Seite wird man sich unseres Erachtens doch hüten müssen, Einsiedeln mit den großen Reformklöstern Cluny, Hirsau u. a. m. in einem Atemzug nennen zu wollen. Denn dafür fehlen die sichern Unterlagen. Vor allem lassen sich die sogen. Consuetudines Einsiedlenses nicht als Zeugen heranziehen, weil sie mit Einsiedeln selber so gut wie nichts zu tun haben, denn der Umstand allein, daß sich heute die Handschrift dieser Consuetudines in der Manuscriptensammlung der Stiftsbibliothek [2] findet, bildet doch keinen unumstößlichen Beweis für die Zugehörigkeit zu Einsiedeln. Dies wollte übrigens auch P. Odilo Ringholz nicht behaupten, denn er selber sagt [3], daß die Handschrift in Regensburg entstanden sei. Darauf deuten nicht nur die Erwähnung des hl. Emmeram in den Suffragien, sondern auch die am Anfang sich findenden Bestimmungen auf den Tod eines Königs, Herzogs, Bischofs, Domgeistlichen oder Nonne «jener Stadt»,

[1] Wien, Mayer u. Co., 1910.

[2] Mscr. 235. — *Meier P. Gabriel*, Catalogus Codicum manu scriptorum etc. (1899. Leipzig, Harrassowitz, 1899), S. 193.

[3] Die Gewohnheiten, Consuetudines, von Einsiedeln. Beilage V, S. 670 der Geschichte des fürstlichen Benediktinerstiftes U. L. F. von Einsiedeln etc. Benziger, 1904.

was auf Regensburg gut passen würde. Die Handschrift entstand zu Ende des 10. oder Beginn des 11. Jahrhunderts. Wann die Handschrift nach Einsiedeln kam, läßt sich nicht nachweisen, wohl aber, daß die Gewohnheiten überhaupt nicht aus Einsiedeln nach St. Emmeram in Regensburg kamen.

Im Jahre 972 wurde der frühere Einsiedlermönch Wolfgang durch Kaiser Otto d. Gr. zum Bischof von Regensburg bestellt. Als solcher machte er sich alsbald an die Reform seines bischöflichen Klosters St. Emmeram, dem er 975 seine Selbständigkeit verlieh, nachdem bis dahin die Bischöfe auch Äbte dieses Stiftes gewesen waren. St. Emmeram selber wurde bald Ausgangspunkt einer Reformbewegung, indem die Klöster von St. Peter in Salzburg, Tegernsee, Feuchtwangen, S. Afra in Augsburg und Benediktbeuren von hier aus erneuert, Seeon und Weihenstephan von hier aus besiedelt wurden [1].

Wie uns der Lebensbeschreiber des hl. Wolfgang, der Mönch Othloh von St. Emmeram [2] berichtet, betraute Wolfgang mit der innern Erneuerung von St. Emmeram den aus dem Kloster St. Maximin in Trier berufenen Mönch Ramwold. Das kann nicht überraschen, denn Wolfgang hatte sich, ehe er 965 in Einsiedeln Mönch wurde, während fast eines Jahrzehntes in Trier aufgehalten, wo sein Freund und Mitschüler Heinrich von Babenberg von 956 bis 964 die dortige Kirche leitete. Dort hatte er auch Ramwold kennen gelernt und berief ihn darum nach Regensburg, um die stark gesunkene Regelzucht zu heben. Daß nun Ramwold für diese seine Aufgabe sich der Gewohnheiten eines ihm fremden Klosters (d. h. Einsiedelns) bedient hätte, läßt schon eine rein psychologische Betrachtung als ausgeschlossen erscheinen. Ramwold legte doch sicher für seine Arbeit jene Gewohnheiten zu Grunde, die er von Hause aus kannte und die ihm geläufig waren.

Diese Überlegung wird nun aber durch eine Tatsache gestützt, der man bisher in unsern Kreisen viel zu wenig Beachtung schenkte. P. Bruno Albers, aus der Abtei Monte Cassino, begann 1900 mit der Herausgabe der « Consuetudines monasticae », deren fünfter und letzter Band 1912 in der Druckerei des Stiftes Monte Cassino erschien. Gerade dieser letzte Band brachte unter dem Titel « Consuetudines monasteriorum Germaniae » neben den sogen. Consuetudines Einsiedlenses die (um eine analoge Bezeichnung zu wählen) Consuetudines Trevirenses. Letztere finden sich heute in der Stadtbibliothek von Trier (Cod. 1238). Sie sind uns freilich nur in einer Kopie des 15. Jahrhunderts, die aus dem Kloster St. Matthias in Trier stammt, erhalten. Mit den Schicksalen, resp. der Herkunft dieser Handschrift und ihres Textes hat sich der belgische Benediktiner Dom U. Berlière eingehender befaßt [3]. Einen Anhaltspunkt für die Eruierung jenes Stiftes,

[1] Vgl. *Mehler J. B.*, Der heilige Wolfgang, Bischof von Regensburg (Regensburg, Pustet, 1894).

[2] Monumenta Germaniae. Scriptores IV, S. 530.

[3] « Coutumiers monastiques » in Revue bénédictine, Tome XXIX (1912), S. 356. ff

für das diese Consuetudines ursprünglich bestimmt waren, hat man in der Erwähnung eines Abtes Sanderad. Ein solcher findet sich im 10. Jahrhundert in den Klöstern Gladbach und Weißenburg. Sandrad war Mönch von St. Maximin in Trier, welche Abtei um die Mitte des 10. Jahrhunderts einen bedeutenden Aufstieg nahm und Ausgangspunkt für die Erneuerung der klösterlichen Disziplin in einer Reihe von Klöstern wurde. Seit 972 war Sandrad Abt von Gladbach, von 981 an bis zu seinem Tode stand er Weißenburg vor, gefeiert ob seiner Tugend und seiner Erfahrung in der klösterlichen Disziplin. Da Sandrad als verstorben erwähnt wird, muß der Text nach seinem Tode entstanden sein. Berlière setzt ihn in das Ende des 10. oder die ersten Jahre des 11. Jahrhunderts und gibt ihnen die Priorität vor den « Consuetudines Einsiedlenses ». Wichtiger ist für uns, daß auch dieser Text über Sandrad zurückweist auf das Kloster St. Maximin in Trier. Berlière neigt denn auch durchaus zur Annahme, daß er dorthin oder doch in ein Kloster, das in der Interessenssphäre der lothringischen Klosterreform lag, gehört.

Diese « Consuetudines Trevirenses » weisen nun aber eine so große Ähnlichkeit mit den « Consuetudines Einsidlenses » auf, daß beide auf ein und dieselbe Quelle zurückgehen müssen. In einzelnen Partien (Albers hat sie in seiner Ausgabe durch fettern Druck herausgehoben) stimmen die « Consuetudines Einsiedlenses » wörtlich mit denen von Trier überein, bei andern Partien ist doch eine weitgehende inhaltliche Annäherung da. Es würde hier zu weit führen, diese Parallelen aufzuführen. Die Tatsache, daß wir hier einen sichern Zusammenhang haben, genügt, um auch die bisher als Einsiedler Gewohnheiten bekannten Consuetudines nach Trier zu weisen. Beide Texte sind übrigens nicht vollständig überliefert, doch ist der Trier Text bedeutend umfangreicher erhalten als der Einsiedler. Albers hat darum auch mit Recht die beiden Texte unter dem Titel « Consuetudines monasterium Germaniae » zusammengefaßt, wie übrigens schon Martène in seinem Werk « De antiquis Ecclesiae Ritibus » sie als « antiquae Germaniae consuetudines » bezeichnete. Martène hat auch bereits auf die Ähnlichkeit der Consuetudines mit der « Regularis Concordia Anglicae Nationis Monachorum Sanctimonialiumque » Dunstans von Canterbury hingewiesen, die allerdings mehr in Nebendingen zu Tage tritt. Ringholz glaubte dies mit dem dritten Abte von Einsiedeln, Gregor, der aus England stammte, in Verbindung setzen zu müssen. Aber solche Beziehungen konnten ebenso gut zwischen den lothringischen Reformklöstern, in deren Kreis auch St. Maximin in Trier zu rechnen ist, bestehen. Durch die Publikationen von Albers, der im 4. Bande seiner Consuetudines monasticae u. a. auch die Consuetudines von Vallumbrosa herausgegeben hat, wurden übrigens auch die engen Beziehungen der Gewohnheiten von Trier und Einsiedeln mit denen von Vallumbrosa offenbar — eine Tatsache, die jedenfalls ebensosehr überraschen könnte wie die Beziehungen zu den englischen Gewohnheiten. Leider ist Albers nicht mehr, wie er beabsichtigte, dazu gekommen, diesen Zusammenhängen weiter nachzugehen und sie aufzudecken.

Dem gegenüber könnte freilich der Einwurf erhoben werden, daß wir

in der Chronik des Stiftes Petershausen [1] lesen, der Gründer des Klosters, Bischof Gebhard II. habe gewollt, daß seine Mönche « normam vivendi et regimen » von Einsiedeln haben sollten. Ferner lesen wir in den Acta Murensia [2], daß man dort « suam priorem consuetudinem, que ibi docta ab Heremitis erat » gegen jene von Fruttuaria vertauscht habe. Aus diesem scheint doch hervorzugehen, daß Einsiedeln seine eigenen Gewohnheiten hatte. Daran dürfte nicht zu zweifeln sein, daß auch Einsiedeln seine « Gewohnheiten » hatte, wie so viele andere Klöster [3]. Aber daraus folgt noch nicht, daß diese auch aufgezeichnet wurden, wissen wir doch, daß z. B. die Cluniazensergebräuche erst spät schriftlich niedergelegt worden sind. Daß man solche Bräuche bei Besiedlung eines neuen Klosters mitnahm, ist auch ohne weiteres verständlich. Aber gerade da zeigte es sich, daß man schon nach sehr kurzer Zeit diese Gewohnheiten aufgab, so in Muri, wo man um 1068 die Gewohnheiten von Fruttuaria annahm, so in Allerheiligen und Hirsau, wo sehr bald die von Wilhelm von Hirsau, der übrigens aus St. Emmeram kam, eingeführten Gewohnheiten zur Geltung kamen. Auch Petershausen schloß sich der Hirsauerbewegung an. Schon das zeigt, daß, wenn die ersten Mönche von Einsiedeln auch gewisse Bräuche mit sich brachten, diese doch nicht so bedeutend und umgestaltend sich auswirkten, wie die bekannten Consuetudines von Cluny oder Fruttuaria oder Hirsau. Man wird darum, um keine irrtümlichen Auffassungen aufkommen zu lassen, viel besser tun und sicherer gehen, wenn man nicht mehr von « Consuetudines Einsiedlenses », sondern von « Consuetudines germanicae » spricht, die u. a. in einer heute in Einsiedeln aufbewahrten Handschrift sich niedergelegt finden. Daß diese von Trier ausgingen, dürfte durchaus feststehen. Ob sie je auch in Einsiedeln beobachtet wurden, läßt sich mangels weiterer Zeugnisse nicht nachweisen, denn die Konstitutionen des Abtes Wernher II. (1173-1192) [4] befassen sich zur Hauptsache nur mit Bestimmungen über das, was den Mönchen und Schulknaben an Kleidung und Nahrung zu verabreichen sei und lassen gar keinen Schluß auf irgendwelchen Zusammenhang mit den in Handschrift 235 enthaltenen Konstitutionen zu. Es wäre Aufgabe einer eingehenderen Untersuchung, nachzuweisen, in welchen Klöstern die Consuetudines germanicae überhaupt Geltung hatten. Aber dafür dürften auch heute noch die nötigen Grundlagen und Untersuchungen fehlen.

Einsiedeln. P. *Rudolf Henggeler.*

[1] Casus Monasterii Petrishusenis, Mon. Germ. Scriptores XX, S. 631.

[2] Quellen zur Schweizergeschichte IIIb, S. 23.

[3] Wenn Ringholz die Erwähnung von « Conversi laici » (« l. », nach ihm gleich : Laienbrüder) in den Consuetudines als einen der Beweise für ihre Herkunft aus Einsiedeln anführt, wo man angeblich diese Institution schon damals kannte, so ist demgegenüber zu bemerken, daß sich für Einsiedeln im Mittelalter überhaupt keine Laienbrüder nachweisen lassen. Das « l. » bei gewissen nekrologischen Notizen bedeutet laicus sicher Laie, nicht Laienbruder.

[4] Abgedruckt bei *Ringholz*, Stiftsgeschichte, Beilage VII, S. 685.

REZENSIONEN — COMPTES RENDUS

Aktensammlung zur Geschichte der Basler Reformation. Herausgegeben von **Paul Roth.** V. Bd. : Oktober 1530 bis Ende 1531. Verlag der Historischen und Antiquarischen Gesellschaft, Universitätsbibliothek Basel. 1945. XIII-685 S. mit Register. Fr. 21.—, Bd. I-V zusammen Fr. 80.—.

Die Drucklegung dieser Aktensammlung schreitet rüstig voran. Sie wird mit dem 6. Band ihren Abschluß finden. In seinem Vorwort erklärt der Herausgeber, daß an den bisherigen Grundsätzen nichts geändert worden sei. Ob in allem mit Recht ? Uns scheint immerhin der Wiederabdruck jener bei *Staehelin*, Oekolampad Bd. II bereits vollständig gebotenen Stücke kaum gerechtfertigt (vgl. Nr. 76-80, 121, 127, 167, 223, 232, 267, 270, 293, 358, 417 u. 421). In diesen Fällen hätte ein regestförmiger Hinweis genügt. Beim gewaltigen Umfang des Materials wäre eine gewisse Ökonomie zugunsten des Neuen angebracht gewesen. Auf ein Sachregister darf man nach Abschluß des ganzen Werkes rechnen ; es ist ja auch dringend notwendig. Wir möchten damit einen anderen Wunsch verbinden : daß ein knapper Forschungsbericht über die benützten Archive geboten wird, der manche wertvolle Hinweise auf Helvetica in auswärtigen Archiven zu bieten vermöchte. Es bleibt ja das besondere Verdienst gerade dieser Aktensammlung, ausländische Archive in größerem Ausmaß herangezogen zu haben, als es früher je der Fall war.

Auch der vorliegende Band (die früheren Besprechungen s. in dieser Zeitschrift Bd. 33, 91 ; 38, 78) bietet ein überreiches neues Material, nur ist der Schwerpunkt der Quellen ganz anders gelagert. Die Geschichte des Hochstifts und der Klöster tritt jetzt viel stärker zurück. Zur Hauptsache bleibt es bei Anständen über Zinsen- und Zehntenfragen, aber weniger im Sinne prinzipieller Auseinandersetzungen, als der Regelung vereinzelter Ansprüche (s. etwa Nr. 7, 31a, 136, 392, 701). Vereinzelte Stücke verdienen indessen größere Beachtung, so die Mahnung des Kapitels an Bischof Philipp (Nr. 21), dem sein Verhalten gegenüber der Stadt verübelt wird, weshalb das Gerede über ein schlechtes Verhältnis des Kapitels zum Bischof nicht so unbegründet erscheint (Nr. 84). Für die Personengeschichte der Domherren fällt wenig ab. Kaum rühmenswert ist das Verhalten des Domdekans Nikolaus v. Diesbach (s. Nr. 20, 352, 423, 706), der mehrfach zur Residenz und zur Versehung seines Amtes gemahnt werden muß. Besondere Beachtung verdient das Schreiben des Kapitels an die Statthalter und Regenten von Würtemberg (Nr. 251, vgl. dazu 165). Es bringt nicht allein die Rechtsauffassung des Kapitels in der Frage der Einkünfte aus kirchlichen Stiftungen ganz klar zum Ausdruck, sondern es verrät uns auch, daß von 75 Domkaplänen nur 15 zum neuen Glauben abfielen und von diesen nur 9 in der Stadt weilten, während etwa ihrer 60 dem Domkapitel Gefolgschaft leisteten. Trotzdem sperrte Basel Einkünfte von über

3000 Gulden, teils zugunsten der Prädikanten. Klagen über die Stadt fehlen natürlich aus sonst nicht (vgl. Nr. 472 f., 485, 602). Von eigener Ironie ist die Äußerung des Kapitels gegenüber Markgraf Ernst v. Baden (p. 25) : « Schafft villicht ir heilig evangelium, so sie verjehen, bringet solich frucht unnd leret, das man einem andern das sin also nemenn solle. » Daß einzelne Geistliche zum alten Glauben zurückkehren wollten und wie es ihnen dabei erging, belegt das Schicksal des Chorherrn zu St. Peter, Heinrich Kölner (Nr. 233, dazu 401). Charakteristisch ist für das Vorgehen der Stadt in den Streitigkeiten der Zins- und Zehntenerhebung ihr Verhalten gegenüber Kaplan W. Huglin (Nr. 204, 215, 225 f.). Für die Vermögensverhältnisse des Stiftes St. Peter bietet die Sammlung verschiedene beachtenswerte Stücke (Nr. 94 = über den Einzug der Zinse der geflohenen Geistlichen, Nr. 280 = Ertrag der Pfründen der 20 abgetretenen Kapläne zu St. Peter ; Nr. 359 = Einkommen der Kaplaneipfründen zu St. Peter), für jene des Domkapitels ist wichtig das Verzeichnis der Einkünfte aus der Präsenz (Nr. 103). Nennen wir in diesem Zusammenhang noch das Verzeichnis der Besoldung der Basler Pfarrer (Nr. 102). Zu Vergleichen mit den Verhältnissen anderer Domkapitel mögen die Verfügungen des Kapitels in Basel über die Residenzpflicht anregen (Nr. 424). Endlich mag auch das Schicksal der Orgelpfeifen des Münsters erwähnt werden, die nach dem Schreiben BM. Meyers (Nr. 449, dazu Nr. 437) zum Nutzen der Kirche verbraucht wurden ; das Kapitel hatte das Nachsehen.

Zur Geschichte der Klöster bietet der Band einiges Material vor allem für das Dominikanerinnenkloster in den Steinen : das aufschlußreiche Inventar mit dem Verzeichnis der Einkünfte, der Kirchenzierden (Nr. 166) und, in Ergänzung zu Nr. 140, der Leibgedinge der einzelnen Nonnen, von denen 21 mit Namen genannt werden (vgl. ferner Nr. 139, 141, 501). Natürlich spielen auch hier eine ganze Reihe von Anständen betreffend Zinsen und Zehnten hinein, doch beanspruchen diese Akten beschränktes Interesse. Daß es übrigens bei der Zehntenablieferung durch die Bauern nicht immer gerecht zuging, beweist die Mahnung des Rates an den Vogt von Farnsburg (Nr. 279).

Wichtig ist in diesem Zusammenhang die Ratserkenntnis vom 3. Dezember 1530, nach welcher die Kosten für die Befestigungsarbeiten aus dem Kirchengut bestritten werden sollten (Nr. 68 vgl.). Das ist ein unwiderlegliches Zeugnis für die keineswegs konsequente Behandlung der verkündeten Grundsätze über die Behandlung des einstigen katholischen Stiftungsgutes (vgl. Nr. 127, p. 114). Daß es immer noch Restitutionsforderungen von Stiftungen gab, weil der ursprüngliche Stiftungszweck nicht mehr erfüllt wurde, überrascht daher kaum (Nr. 380). Auffallend ist die Indifferenz Basels gegenüber der Restitutionsfrage von Stiftungen für die gemeinen Vogteien, verständlich nur, weil Basel nicht mitregierte (vgl. p. 92, Z. 26).

In die Verhältnisse der Basler Kirche während dieser für die eidgenössische Religionspolitik wichtigen Periode gewähren die vorliegenden Akten bedeutsame Einblicke. Wie etwa die Sittenordnung und die Strafpraxis gehandhabt wird, belegen zahlreiche Urfehden (Nr. 83 · Spiel 134,

Nr. 3, 174 = Hexerei, 429 = Hagelmachen, 634 = Besuch des Frauenhauses, 731 = Buhlerei). Gotteslästerung und Schmähungen werden streng geahndet (Nr. 114). Weshalb ist das p. 328 Anm. zitierte Verhör K. Murers weggelassen ? Das Beste bieten sonst die Akten der Herbstsynode 1531 (445b). Da finden wir eine Reihe von wichtigen Motiven für die frühen und keineswegs geringen Schwierigkeiten der neuen Kirche in der Verwirklichung ihrer Ziele. Mit aller Klarheit erkennbar ist eine weitverbreitete Predigtmüdigkeit. Eine deutliche Schwäche der neuen Lehre kann hierin kaum geleugnet werden, auch wenn man die Urteile, wie bei allen Visitationen, nicht in ihrer vollen Schärfe hinnehmen möchte. Wie könnte es anders erklärt werden, daß in der Stadt die Gewohnheit herrschte, zur Zeit der Predigt sich der Vogeljagd und der Fischerei hinzugeben (vgl. Nr. 78), daß etliche von den Ratsmitgliedern die Predigt verachteten und die Religion (lies die neue !) schmähten, daß auch die Kinder nicht genügend zum Besuch der Predigt angehalten wurden (Einfluß der Täufer, über die besonders geklagt wird ?). Andere gingen zur Predigt, schimpften aber trotzdem über die neue Religion und besuchten auswärts die Messe ! Nicht besser stand es auf dem Lande, nur treten hier neue, beachtenswerte Motive hervor. Wochenlang geht man nicht zur Predigt, oder erst wenn sie halb zu Ende ist. Der einfache Mann erträgt die Polemik gegen die Täufer und die Päpstlichen nicht und läuft weg. Die Täufer üben auf dem Lande starken Einfluß aus, sie bleiben unversöhnlich und wiegeln das Volk auf. Verachtung des Abendmahls und des Banns sind auffallend, ebenso die Verunehrung der Friedhöfe, zumal wenn man sich erinnert, daß Carlo Borromeo 1570 ihre Pflege und die Ehrung der Toten in der Innerschweiz besonders rühmt (Die Nuntiatur G. Fr. Bonhomini, ed. Steffens-Reinhardt, I, 1906, 7). Die Ablehnung des Fegfeuerglaubens und die Aufhebung der Jahrzeitgedächtnisse übten auf die Bauern einen destruktiven Einfluß aus. In einzelnen Gemeinden sind Opposition und Autonomiestreben lebendig. Reinach setzt kurzerhand verbotene Feiertage ein, also katholische Feste ! In Läufelfingen ergeht es dem Prädikanten schlimm (dafür weitere Belege in Nr. 453). In Hölstein geht es übel zu : die Kirchenfenster werden zerschlagen, da geht man nicht zur Kirche und während der Predigtzeit wird geschossen (Sabotage oder Schießübungen ?). In Therwil setzen sie den Geistlichen ab mit der Begründung, die Herren hätten ihnen nichts zu gebieten. Jene, welche die Feiertage (wohl katholische) nicht halten, strafen sie kurzerhand (445c). In allem erkennt man die zäh konservative und eigenwillige Art des Landvolkes, in manchen Zügen auch die Erschütterung der Glaubensgewißheit. Daß Unzufriedenheit und Opposition nicht überwunden sind, belegen auch manche andere Akten. Man müßte vor allem jene Klage aus dem Erlaß der Bannerherren über die Nichtkommunikanten anführen, die bereits durch Staehelin bekannt geworden ist (Nr. 217), daß nämlich etliche der Nichtkommunikanten geltend machen : « daß sie noch nit gnügsamlich bericht und usz getreng irer conscientzen sollichs underlassen » (p. 193, Z. 29). Sie beriefen sich also auf ihr Gewissen, aber Freiheit blieb ihnen versagt. Gegen Oppositionelle schreitet der Rat scharf ein. Anton Glaser, Altschultheiß, muß es hart büßen, daß er die neue Lehre

beschimpft und Bern bezichtigt hatte, wider Eidespflicht und versiegelte Abschiede die Reformation durchgeführt zu haben. Auch um die Wiederherstellung des katholischen Kultes bemühte er sich und er ermunterte Gesinnungsgenossen, zum Abendmahl zu gehen, um so in den Rat gelangen zu können. Man erkennt die Rolle der politischen Macht für die Glaubensfrage! Endlich schrieb Glaser eine Chronik, die nach Ansicht des Rates vielerlei Unwahrheit und manches Ehrenrührige für Basel enthielt. Schade, daß sie nicht erhalten ist (Nr. 343 = 8. Juli 1531). Es ist das eindrucksvollste Beispiel der nachwirkenden Opposition (s. 202 = L. Steinmüller, Schlosser, 207 = Meister Hieronymus Helfrich, Domkaplan, dazu Verweise im Register). Begreiflich, daß während der kriegerischen Spannungen die Opposition wieder hervortrat. Ein Fuhrmann schwört am 27. Juni 1531 Urfehde, weil er den V Orten trotz der Proviantsperre Wein zugeführt hat (Nr. 365), der Basler Überreiter hielt es mit den Feinden der Stadt (Nr. 514 = 21. Okt. 1531), Stadtboten müssen bestraft werden wegen pflichtwidriger Übermittlung von Briefen (524), eine Frau hat in Zürich Nachrichtendienst betrieben, andere Frauen hielten mit Schmähungen über den Zürcherkrieg nicht zurück (Nr. 529, 588, 669).

Die Schwierigkeiten sind durch die Täufer sehr gesteigert worden. Sie hielten umso länger an, je weniger Nachbarorte zur Verfolgung der Täufer bereit waren. Die Klagen Basels über Solothurn fallen direkt auf (Nr. 53, 106, 273, Mahnung an Rheinfelden = Nr. 129). Basel drängt im Jan. 1531 auf einheitliches Vorgehen der verbündeten Stände gegen jene Orte, die den Täufern Unterschlupf gewähren (106 vgl. Instruktion vom 11. Okt. 1530 = Nr. 13a). Natürlich arbeitet auch Zürich auf ein Konkordat der Burgrechtsstädte hin (261 = 5. Juni): wenn ein Täufer seine Familie verläßt, soll er an Leib und Leben gestraft werden, falls er auf fremdes Gebiet flüchtet, soll interveniert werden. Das alles trifft in erster Linie die bäuerliche Landschaft.

Und wie hat sich Basel damals der Täufer zu erwehren versucht? Noch oft ließ man es bei Gefängnis und Widerruf bewenden (Nr. 3, 19, 69), die Dauer der Haft reicht bis zu 71 Tagen. Seit der wichtigen Ratserkenntnis vom 23. Nov. 1530 wird die Strafpraxis verschärft. Das Mandat setzte eine genaue Abstufung der Strafen fest: erst Gefängnis, bei Verweigerung des Gehorsams Verbannung, dann Schwemmen und Verbannung bei Rückfall, schließlich aber Ertränken ohne Gnade. Tatsächlich wurden zwei offenbar führende Täufer ertränkt (Febr. 1531, Nr. 124, 132, 137). Wer den Rat darob schmähte, wurde ins Gefängnis geworfen (Nr. 130). Aber nicht umsonst wollte der Vogt zu Homburg die Strafen des Schwemmens und Ertränkens in der Stadt vollzogen wissen. Der gemeine Mann wurde sonst unwillig, die Kosten stiegen, ungeschickte Reden ergingen und in allem spielten verwandtschaftliche Beziehungen eine Rolle (Nr. 150). Wenn die Todesstrafe nicht häufiger angewendet wurde, erklärt sich dies durch die Rücksichten auf das Landvolk. Will man dessen Haltung verstehen, kann man an den Äußerungen einzelner Täufer nicht vorbeisehen. Agnes Lindin meinte z. B., die Prädikanten hielten sich selbst nicht an das, was sie predigten. Von ihrem Prädikanten, Herrn Jakob, habe sie gehört, man

solle keine Zehnten geben, nun aber predige er das Gegenteil (39b). Wie wichtig wäre es, einmal alle Äußerungen in der Zehntenfrage systematisch zu sammeln und zu untersuchen. Die Klagen über die widerspruchsvolle Haltung von Prädikanten in dieser gerade für die Bauern so bedeutsamen Frage sind keineswegs selten. Die volkspsychologischen Problemstellungen in der reformationsgeschichtlichen Forschung werden leider zu sehr vernachlässigt, dafür aber die Doktrin der führenden Reformatoren oft einseitig und allzu schematisch in den Vordergrund gerückt (über die Lehren einzelner Täufer s. besonders das instruktive Stück Nr. 378).

Im vorliegenden Band dominieren durchaus die Akten über den 2. Müsserkrieg und den 2. Kappelerkrieg. Der Galgenkrieg zwischen Basel und Solothurn besitzt geringere Bedeutung. Was hier an neuem Material neben Bekanntem geboten wird, ist erstaunlich. Der Vergleich der beiden Kriegsereignisse, wie er hier möglich wird, ruft mannigfachen Überlegungen, die wir umso weniger übergehen können, als unseres Erachtens die damalige Politik immer noch einseitig beurteilt wird.

Nur beiläufig möchten wir die auch für die Familiengeschichte ergebnisreichen Auszugsrodel erwähnen. Auch mit dem Verlauf der militärischen Ereignisse selbst, für die ausgezeichnete Berichte vorliegen (vgl. z. B. 206, 242 für den Müsserkrieg), wollen wir uns nicht befassen. Aber die Rückwirkungen des Müsserkrieges auf die Religionspolitik müssen kurz erörtert werden. Während des Müsserkrieges werden häufige Klagen über die Schwierigkeiten der Besoldung und Ernährung der Knechte laut. Unzufriedenheit fehlt dabei nicht (Nr. 206, 242, 326, 400). Disziplinlosigkeit drohte mehr als einmal, auch fehlten, wie einmal ausdrücklich hervorgehoben wird, ein Prediger und ein Geistlicher, der Messe las (Nr. 239, 269, 324). Es gab Kriegsleute, die heimlich wegzogen (Nr. 262). Wie man sieht, brachte der Müsserkrieg eine starke moralische und finanzielle Belastung. Die Abrechnung (Nr. 695) ergibt für den Müsserkrieg an Aufwendungen für die Truppen eine Summe von rund 6485 Pfund, gewiß eine ungewöhnlich hohe Summe. Die moralische Belastung traf vor allem die untertänige bäuerliche Bevölkerung, die ja kaum einmal für Kriege leicht zu gewinnen war. Von hier aus gesehen ließe es sich kaum mehr begreifen, wenn die V Orte gegen Musso gezogen wären. Das wäre tatsächlich einer vorzeitigen Schwächung ihrer Kräfte gleichgekommen. Sie hatten gute Gründe, diese zu schonen. Aber sie mußten auch darauf bedacht sein, den Gotthardverkehr in keinem Fall durch eine Einmischung in diesen Krieg zu gefährden. Das waren sehr reale Gründe, die genügen dürften, um die üblichen, zwar bestechenden, aber letztlich gesehen doch haltlosen Vorwürfe an die V Orte wegen ihrer neutralen Haltung im Müsserkrieg zu widerlegen. Der Müsserkrieg kann nicht vom Gesichtspunkt eines gleichsam vaterländischen Unternehmens aus beurteilt werden. Gerade in diesem Zusammenhang sei erwähnt, daß Basel damals den Vorschlag machte, Lugano und Locarno an Frankreich oder Mailand zu verkaufen (Nr. 219).

Auch hinsichtlich des Verlaufs des Kappelerkrieges und der Friedensverhandlungen drängen sich auf Grund der vorliegenden Akten neue Gesichtspunkte auf. Basel ist sich in seiner Politik durchaus treu geblieben.

Es war von Anfang an gegen die Proviantsperre und gegen den Krieg (13ab, 148). Es vertrat diese Haltung gewiß nicht so sehr aus bundesrechtlichen Erwägungen, die es beim Abschluß des christlichen Burgrechts hintangesetzt hatte, sondern als Grenzstadt, die alle psychologischen Wirkungen der politischen Vorgänge und besonders der militärischen Demonstrationen (Truppenbewegungen) im Reich viel unmittelbarer zu spüren bekam (vgl. Nr. 376, 459, 498, 503 f., auch 506) und insofern eine empfindlichere Innenlage aufzeigte als Zürich. Basel übersah aber auch nicht die schwere Belastung, die aus dem immer noch nicht erledigten Müsserkrieg erwuchs, der gleichsam einen Zweifrontenkrieg bedingte (Nr. 235). Die Sperre lehnte es nicht allein aus handelspolitischen Interessen ab, sondern auch in Sorge um Repressalien seitens des benachbarten Österreich und in Rücksicht auf die Teuerung (Nr. 244, auch 416, 431). Daher sprach sich die Stadt auch gegen die Veröffentlichung eines Manifests über die Ursachen des Proviantabschlags aus und wollte diesen noch im Juli 1531 aufheben (273, 349).

Wenn Basel trotz solcher Bedenken und der Vermittlungsversuche (434) am Kriege teilnahm, geschah es im Bewußtsein der eingegangenen Bündnispflicht (vgl. Nr. 569). Das alles machen die vorliegenden Akten deutlich. Über die Geschehnisse während des Krieges und über die Friedensverhandlungen liegt ein überreiches Material vor. Es ist unmöglich, auf alles einzugehen. Aber einiges muß immerhin erörtert werden. Der Krieg war trotz Kappel nicht beendet, wie man weiß, aber es wird hier noch klarer, warum die Fortsetzung des Krieges unmöglich wurde.

Der ganze Krieg lief in eine schwere Vertrauenskrise zwischen den Obrigkeiten und der untertanigen Bauernschaft aus. Hier spielt nun auch die Abendmahlsfrage hinein. Sie war zu einem guten Teil entscheidend für die Bildung eines festen Glaubens im Untertanenvolk. Gerade im Frühjahr 1531 liefen die Verhandlungen über die Einigungsformel. Da machte Bern nicht ohne Grund geltend, daß es den «Saxischen verstandt» nicht annehmen könne, weil er dem widerspreche, was an der Berner Disputation beschlossen worden sei. «Solten sy nun dyse bekantnus an jere gmeinden, so noch zartt und nit zum vesten erbuwen, by denen sy ouch biszhar und noch, wy das erhalten, predigen haben laszen, pringen, wurd innen zu eim groszen nochteyl dienen ...» (p. 138 Z. 7). So berichtete Stadtschreiber C. Schaller seinem Kollegen und Schwager Peter Butzer in Straßburg. Basels Stellungnahme wich davon nicht wesentlich ab (vgl. Nr. 160, bes. p. 141 Z. 16, ferner Nr. 121, 127). Die Glaubensgewißheit des Volkes war eine sehr wichtige Voraussetzung für einen Glaubenskampf. Wie sollten die Bauern für einen Bruderkampf einstehen, wenn sie des Besitzes der Wahrheit nicht sicher waren? Täuferwesen, Abendmahlsfrage, geschichtliche Tradition wie Wesensverwandtschaft mit der altgläubigen Bauernschaft (Knutwil zog den V Orten zu Hilfe — vgl. Nr. 668b) boten keine günstigen Bedingungen für die erfolgreiche Führung des Krieges. Basel und Bern wollten dieser Tatsache Rechnung tragen, Zürich sah darüber hinweg. Die Wirkung solcher Motive belegen teilweise gerade jene Aussagen gefangener Basler, denen von den Innerschweizern die Gewalt-

politik Zürichs in psychologisch geschickter Weise vorgehalten wurde (vgl. 562 : « Zwungen eid weren gott leyd » p. 475 Z. 3). Deswegen versteht man die Zurückhaltung und Besorgnis Berns auch viel besser.

Hält man sich solche Gründe vor Augen, wird auch die große Schwierigkeit zur Fortführung des Krieges bewußt. Nach der Niederlage am Gubel trat der Rückschlag auch unter den Basler Knechten sofort ein und es ergingen Klagen gegen Zürich (Nr. 530-532, 569 f., vgl. über Mangel an Waffen, Geld und Troß Nr. 554) ; Mißstimmung herrschte auch bei den Bernern und Zürchern (Nr. 564, 566 f.). Während die V Orte die ersten Bedingungen bekannt gaben (Nr. 579 f.) 582, 584), nahm die Unzufriedenheit unter den Knechten zu und Zürich fürchtete bei Annahme der Bedingungen den Abfall vor allem von Thurgauer Gemeinden (585). Deswegen dachte es an Fortsetzung des Krieges. Basel dachte nicht viel anders, wenn es noch von der Voraussetzung ausging, daß die V Orte ihren eigenen neugläubig gesinnten Leuten freien Wegzug mit Hab und Gut und den Vertriebenen die Rückkehr gewähren sollten (589). Aber die Verhandlungen waren ständig von der Sorge um die Haltung der Untertanen überschattet (591, 593, 610, 614, 617 usw.). Die Gegensätze offenbarten sich bald in der Frage der Gemeinen Vogteien. Sollten die bisher protestantischen Gemeinden unangefochten weiterbestehen, oder ein neues Mehr über den Glauben vorgenommen werden, wie es die V Orte forderten ? Das war die Hauptfrage (594). Die Zürcher waren ungehalten, weil Basel und Bern die übrigen Artikel bereits angenommen hatten (599 f., bes. 603). Es ist beachtenswert, daß Bern gewillt war, nochmals mehren zu lassen, damit niemand mehr behaupten könnte, es sei Zwang auferlegt worden, doch sollten Betrug und Umtriebe dabei ausgeschlossen sein. Bern berief sich auf den Grundsatz, daß der Glaube nicht dem menschlichen Zwang unterliege (vgl. den interessanten Bericht Nr. 611). Tat es das nicht auch, weil der Widerspruch der Politik zu diesem anfangs nachdrücklich verfochtenen, in der Folge mißachteten Grundsatz bei den Untertanen fühlbar geworden war ? Bern dachte allerdings nicht an einen Schutz katholischer Minderheiten (613), auch Basel nicht (627), den die V Orte forderten. Da gab Zürich infolge der erneuerten Angriffe der Altgläubigen den Artikel zu, ohne Bern verständigt zu haben (608, 619 f., 627 f.) ; dieses aber wollte auf seinem Standpunkt beharren und dachte an die Fortsetzung des Krieges. Wie fühlte Basel in diesen Tagen seine Vereinsamung und Not ! (629, 631, 633 = an Philipp v. Hessen). Ohne die Zustimmung der Untertanen ließ sich indessen ein Krieg kaum denken (637 f., 643). Und die Zürcher baten dringend um Annahme des Friedens. Fast ergreifend ist der Bericht der Basler im Felde an den Rat zu lesen über die Bitte um Rat, welche Bürgermeister Röist mit weinenden Augen vorbrachte (644a). Trotz allem, die Entscheidung wurde in erster Linie durch die Untertanen herbeigeführt. Die Knechte zogen mehr und mehr weg (646-649, 650a), Bern konnte ihretwegen die Lage nicht mehr behaupten (656, 667) und der letzte Widerstand wurde durch Scharmützel der angreifenden V Orte gebrochen (662). Auch Basels Lage wurde nun unhaltbar und seine Hoffnung, in Treue das Burgrecht halten zu können, blieb unerfüllbar (650ab, 663, 665 f.). Daß die

V Orte die Schwäche der Städte hinsichtlich ihres Verhältnisses zu den Untertanen geschickt auszunützen verstanden, ist unleugbar (668, 668b-e, 681). Das zeigt sich auch darin, daß schließlich etliche vom Zürcher Rat und von den Untertanen die V Orte mit Steinen, Pulver und Proviant zu unterstützen begannen, zur großen Enttäuschung der Mitverbündeten (650a). Wie sehr sich das Verhältnis Basels zu Zürich trübte, beweisen Basels schwere Vorwürfe; diese zeigen aber auch, daß Basel über den widerrechtlichen Charakter der zürcherischen Politik keine Zweifel hegte (680 f.).

Noch auf manches andere könnte hingewiesen werden: auf die Liste der Verwundeten (574), die Abrechnungen über die Kriegskosten (523ab, 575 f.), auf die ganz bedeutenden Rückwirkungen des Krieges für den Finanzhaushalt der Stadt, die sich zu sehr einschneidenden Sparmaßnahmen gezwungen sah (693, 707, 709-711, 714), auf verschiedene rechtshistorisch und kulturgeschichtlich interessante Dokumente (Wirteordnung = 370, 407, Druckerordnung = Nr. 555, Alarmordnung = 496 usw.). Der Reichtum der Akten steht außer jedem Zweifel, und wenn einmal das Sachregister nach Abschluß des Werkes vorliegt, wird der Inhalt auch leichter greifbar sein. Der Druck ist im ganzen gut, einige Seiten dieses Bandes sind etwas blaß ausgefallen (p. 610 f., 618 f., 622 f.), da und dort begenet man leichteren Druckfehlern und Versehen (p. 100 Z. 16: ob nicht *Würsch*, also Eigenname ? p. 21 Z. 17: n statt u, Nr. 275 ist sprachlich nicht einfach zu verstehen, p. 320 Z. 2 falsche Interpunktion, p. 345 Z. 32: anleyltung ?, p. 351 Z. 33 scheint fehlerhaft zu sein, statt « die den » wird es dry heißen müssen, p. 402 Z. 29 lies wohl batdennen = Patenen, p. 474 Z. 7 falsche Interpunktion, p. 476 Z. 37 lies erzoigt st. eroigt, p. 481 Z. 19 lies wohl uff ir, p. 487 Z. 25 lies Fryenn st. Fyrenn, Z. 31 unklare Interpunktion, Z. 35 lies uff, p. 499 Z. 17 falsches Komma, Z. 19/20 Trennungsstrich st. Komma, p. 588 Z. 28 falsche Interpunktion, p. 591 lies 1531 st. 1535, Z. 33 win st. Win, p. 618 Z. 19 lender st. lenger). Mit dem Dank an den Herausgeber verbinden wir zugleich den Wunsch, daß das Werk einen glücklichen Abschluß und jene Beachtung finde, die es ohne Zweifel bei jedem verdient, der sich mit schweizerischer Reformationsgeschichte beschäftigt.

O. Vasella.

Schwegler, Dr., P. Theodor O. S. B.: Geschichte der katholischen Kirche in der Schweiz von den Anfängen bis auf die Gegenwart. 2. umgearbeitete und vermehrte Auflage. Verlag Josef von Matt, Stans. 426 S. Großformat in Leinen geb. Fr. 18.50.

La 1re édition de l'Histoire de l'Eglise catholique en Suisse du P. Schwegler a fait jadis l'objet d'un compte rendu, de la part du P. Théophile Graf, dans notre revue (1935, p. 315-17). Cette 2e édition, bien que datée de 1943 (imprimatur et impression), n'a, en réalité, paru qu'en 1945.

C'est, dans toute la force du terme, une édition refondue : elle passe de 288 à 426 pages, en format en outre agrandi. L'éditeur est désormais M. J. von Matt à Stans. Le papier est beau et fort. L'impression est parti-

culièrement soignée. Nous regrettons simplement que les caractères des notes soient à peu de chose près identiques à ceux qui sont employés pour les passages en petit texte.

Quelques titres ont été modifiés, mais surtout, il est fort peu de pages ou même de paragraphes qui n'aient été retouchés. Quelquefois ce sont des suppressions ; mais, le plus souvent, l'auteur a complété et même considérablement développé ce qu'il avait dit antérieurement. Certaines considérations sont nouvelles, soit qu'elles concernent l'histoire ecclésiastique en général, soit qu'elles se rapportent à notre histoire suisse. Ainsi, pour ne citer qu'un exemple, une petite note (p. 140, n. 1) fournit maintenant la matière de près de quatre grandes pages (p. 196-200). On pourra même trouver que, dans quelques cas, l'auteur est entré dans trop de détails, jusqu'à nous conter des historiettes ou à entrer dans des considérations qu'il faut abandonner à des monographies ou à des spécialistes. Ainsi, était-il nécessaire de nous parler des orgues, des cloches, de la musique d'église (p. 239-40) ?

Certains passages, qui étaient en petit texte, sont maintenant imprimés en caractères plus gros. Pour d'autres, c'est l'inverse, alors même que, dans un cas ou l'autre, il s'agissait de considérations générales, qui eussent mérité d'être conservées en lettres ordinaires. (On ne voit pas bien, par exemple, pourquoi ce qui est dit d'Erasme, p. 168-169, est donné en petit pour commencer, en caractères plus gros dans la suite et en lettres espacées pour terminer.) Certains paragraphes qui étaient en petits caractères sont relégués en note, tandis que, inversement, plusieurs notes ont passé dans le texte ; et ici, il nous semble que le procédé adopté dans la 1re édition était préférable : l'auteur, généralement du moins, mettait en note des données empruntées à l'histoire générale de l'Eglise (courte biographie d'un saint, d'un auteur célèbre, d'un fondateur d'ordre) qu'on pouvait supposer connues de la plupart des lecteurs, mais qu'il n'était cependant pas inutile de mettre sous les yeux de quelques autres. Maintenant, ces renseignements, qui ne concernent pas à proprement parler l'histoire suisse, ont plus d'une fois (pas toujours cependant) été introduits dans le texte proprement dit et il en résulte un peu de surcharge. En d'autres termes, et pour résumer notre impression en deux mots, l'auteur, qui aura voulu tenir compte de toutes les remarques qui lui ont été faites et des desiderata exprimés, nous semble être entré dans trop de détails, et cette abondance même ainsi que certaines modifications introduites dans la disposition du texte enlèvent quelque chose à la luminosité de l'exposé.

Il a voulu, par contre, avec raison, le rendre plus parlant en l'illustrant d'un certain nombre de cartes. Il n'y en avait qu'une, celle de la Suisse catholique d'aujourd'hui, dans la 1re édition ; il y en a 6 dans la seconde : une carte de l'Helvétie du point de vue religieux à la fin de l'Empire romain ; une autre du début du 8e siècle. Une 3e, plus chargée, représente l'*Helvetia sacra* un peu avant la Réforme, avec indication des diocèses, des églises collégiales et des couvents ayant adopté la règle de saint Benoît et, quelques pages plus loin, celle des maisons religieuses qui suivaient la règle dite de saint Augustin, ainsi que les couvents des Dominicains et des Franciscains

(hommes et femmes) et des ordres militaires ; puis vient la carte des évêchés et des monastères vers 1770, et enfin celle de la Suisse catholique actuelle. Ces cartes ne sont pas irréprochables comme présentation ; et l'on peut y signaler des lacunes et aussi quelques erreurs : ainsi on englobe dans le diocèse de Sion (p. 144, Rougemont et le Pays-d'Enhaut, qui ont toujours fait partie du diocèse de Lausanne, lequel comprenait également Saint-Imier (que l'auteur attribue à tort au diocèse de Bâle) et se terminait en pointe, sur la rive gauche de l'Aar, bien au delà de Soleure. En dessinant ces cartes, le P. Schwegler a néanmoins fait un louable effort : avec celles de la *Kirchengeschichte* de M. le professeur Villiger, elles constituent le début d'un atlas de la Suisse ecclésiastique. L'auteur a, en outre, inséré, à la p. 88, une généalogie ingénieusement comprise des couvents cisterciens et, p. 236-37, une table des principales églises baroques de la Suisse, avec date de leur construction, nom de l'architecte ainsi que des principaux peintres et sculpteurs qui y ont travaillé.

Enfin, le P. Schwegler a renrichi son volume de copieux appendices en partie nouveaux. Il n'y avait guère qu'une page de bibliographie dans l'ouvrage de 1935 : il y en a 20 dans la réédition de 1945. Il a groupé les volumes qu'il énumère par périodes, par matière et quelquefois encore par régions. On sait combien il est difficile de faire entrer certains travaux dans des cadres aussi précis, et l'on peut se demander si la méthode adoptée l'emporte vraiment sur l'ordre simplement alphabétique. Pour ne citer qu'un exemple, le *Dictionnaire des Paroisses du canton de Fribourg* du P. Apollinaire Dellion figure sous la rubrique des prodromes de la Révolution française ! Ce n'est certes pas là qu'on s'attendait à trouver les 12 volumes que le P. Dellion a consacrés aux paroisses catholiques fribourgeoises, qu'il étudie depuis leur plus lointaine origine jusqu'à la fin du XIX[e] siècle. L'auteur a voulu venir en aide aux chercheurs qui auraient besoin de se documenter sur un thème spécial ou sur une période délimitée de notre histoire religieuse suisse. Une bibliographie se proposant un but aussi vaste présentera nécessairement de nombreuses lacunes : ainsi sur le cardinal Mermillod, on ne signale que la plaquette de M. Buchi parue à Einsiedeln en 1925 ; pour la Réforme, en fait de travaux en langue française, il manque des ouvrages aussi importants que les *Actes de la Dispute de Lausanne* de M. Piaget, les *Mémoires* de Pierrefleur (édition Junod), les *Origines de la Réforme à Genève* de M. Henri Næf, le volume que M. A. Bouvier a consacré à Bullinger, sans parler d'autres études, plus spéciales et moins volumineuses, qu'un manuel, encore une fois, est bien excusable de ne pas signaler. On ne s'attendra pas davantage à y trouver énumérées les Histoires générales de l'Eglise, qui, d'ordinaire — et sans qu'il y ait lieu de nous en offusquer — ne s'occupent que fort peu de la Suisse (sans excepter la grande *Histoire de l'Eglise depuis les origines jusqu'à nos jours*, dont le P. Schwegler signale les 6 premiers volumes parus, mais en s'imaginant que tous sont dus à la plume du P. Lebreton et de M. Zeiller, qui n'ont, en réalité, rédigé que les tomes 1 et 2). Ici encore, le mieux nous semble avoir été l'ennemi du bien. L'auteur nous a donné à la fois trop et trop peu en s'appliquant à dresser ces 20 pages serrées d'indications bibliographiques qui ne four-

niront pas, semble-t-il, aux historiens tous les services qu'il se proposait de leur rendre.

Puis vient la liste — celle-là fort précieuse et déjà donnée dans la 1re édition — des nonces envoyés en Suisse et des évêques de nos diocèses depuis les origines. L'auteur y ajoute celle des églises collégiales ainsi que de tous les couvents, avec date de leur fondation, de leur transformation et éventuellement de leur suppression et le renvoi à la page du volume où il en est question. Arrive ensuite une table des maisons catholiques d'éducation, les hôpitaux, les cliniques, les sanatoria, les crèches, les asiles pour enfants arriérés ou difficiles ainsi que pour les filles-mères, avec date de leur fondation, nombre de lits, etc. On peut s'étonner tout d'abord de trouver dans un manuel d'histoire ces renseignements qui font l'impression d'une réclame de prospectus ; en réalité, ils ont fourni à l'auteur l'occasion de signaler, en énumérant les nombreuses maisons confiées à leurs soins, certaines congrégations récentes de religieuses : Filles de la Charité, Sœurs Théodosiennes, Sœurs de Sainte-Anne, de Cham, d'Ilanz, etc., dont il lui était impossible, faute de place, de faire mention dans ses cartes ; encore a-t-il dû laisser de côté les hospices pour vieillards, les orphelinats, les écoles, les homes, les maisons de repos, etc.

Enfin, comme dans la 1re édition, le volume se termine par un copieux index des noms de personne et de lieu ainsi que des matières traitées dans l'ouvrage. Cet index est indispensable et heureusement fort bien fait. Présenter une histoire de l'Eglise catholique en Suisse, c'est faire la synthèse de l'histoire religieuse de nos divers cantons ; or celle-ci, fort compliquée quant à l'histoire profane, ne l'est pas moins du point de vue ecclésiastique. Au surplus, l'ordre adopté pour répartir des matières aussi diverses est nécessairement difficile à choisir et l'on ne trouvera pas deux auteurs à accepter le même plan. C'est dire combien l'auteur a eu raison de vouer tous ses soins à cet index, qui était l'une des conditions essentielles pour assurer à son manuel la portée pratique qu'il voulait lui donner.

Nous avons signalé ici principalement en quoi la 2e édition diffère de la première et énoncé quelques remarques, sur lesquelles on pourra d'ailleurs être d'un avis différent. Nous tenons du moins à redire en terminant ce qui a déjà été souligné ici même il y a dix ans et à féliciter l'auteur de l'énorme travail qu'il a fourni. On sera étonné de constater tout ce que renferme son livre. On y rencontre des appréciations fort judicieuses. L'esprit en est excellent : c'est le point de vue nettement catholique naturellement, mais sans fausse apologétique. Le P. Schwegler tient avant tout à dire la vérité et à l'exprimer clairement. Il n'hésite pas à souligner les points faibles, que ce soient les défaillances du clergé à certaines époques, les pratiques superstitieuses, les naïvetés auxquelles a donné naissance le culte des reliques, la propagande en faveur des indulgences qui a bien eu, une fois ou l'autre, l'allure d'un trafic, les cruelles et invraisemblables mesures prises vers la fin du XVe siècle pour faire disparaître les mendiants (p. 157-159).

L'auteur avait assumé une lourde tâche en publiant, en 1935, son Histoire de l'Eglise catholique en Suisse. Il n'a cessé, au cours de ces dix

années, de poursuivre, dans les sens les plus divers, l'étude de son sujet, corrigeant les inexactitudes qui s'y étaient glissées [1], complétant son exposé pour le mettre à la page quant aux derniers événements, le développant surtout sur nombre de points et s'efforçant, conformément à un désir qui avait été exprimé de divers côtés, de faire dans son ouvrage une part plus grande à l'histoire interne, dans la mesure où les documents permettent de la découvrir.

C'est au monastère d'Einsiedeln que se prépare actuellement la réédition de l'*Helvetia Sacra*. Les patientes recherches du P. Schwegler, venant se joindre à celles de ses confrères, font bien augurer de cette refonte, à laquelle, sur nombre de points, cette Histoire de l'Eglise catholique en Suisse aura servi de prélude.

L. Wæber.

Hubert Jedin : Katholische Reformation oder Gegenreformation ? Ein Versuch zur Klärung der Begriffe nebst einer Jubiläumsbetrachtung über das Trienter Konzil. Verlag Josef Stocker. Luzern 1946. 66 Seiten. Fr. 3.40.

Die wissenschaftliche Forschung des Reformationszeitalters, ihre Ergebnisse und ihre Entwicklung, hat in der Terminologie ihren Ausdruck gefunden. Sprachen die älteren Historiker nur von Gegenreformation, so prägte später der Protestant W. Maurenbrecher den Begriff « Katholische Reformation », den L. von Pastor trotz Widerspruch durchsetzte. Beide Begriffe sind notwendig, um das große geschichtliche Phänomen des 16. Jahrhunderts umfassend auszudrücken. Der falschen Reformation gingen bereits im 15. Jahrhundert katholische Reformbestrebungen voraus, die aus dem Wesen der Kirche, ihrer eigenen Lebenskraft hervorgingen. Unter dem äußeren Einfluß der Glaubensspaltung erstarkt, erfaßten sie dann das Papsttum, fanden im Konzil von Trient ihre gesetzliche Fassung und Verankerung, setzten sich, unter den Nenner « Gegenreformation » zusammengefaßt, dem Protestantismus erfolgreich entgegen. Der Begriff « Katholische Reformation » enthält jenen der Kontinuität, der Begriff « Gegenreformation »

[1] Voici quelques petites erreurs, pour ce qui concerne la Suisse romande et plus spécialement le diocèse de Lausanne : Guido de Marlanie (p. 111) ou von Merlen (p. 369) sont deux déformations du nom d'un évêque de Lausanne qui s'appelait en réalité Gui de Maligny. Il en faut dire autant de Strambini (p. 222); ce Piémontais était un Frère Mineur, originaire de Strambino, à l'entrée de la vallée d'Aoste, un peu avant Ivrea, ce qui fait qu'on l'appelle ou Strambino ou de Strambin, mais pas Strambini. P. 131 : c'est dès le début du Chapitre de Saint-Nicolas à Fribourg que fut reconnu au Conseil le droit de nommer les chanoines ; quant au curé, c'est depuis la fondation de la ville qu'il fut élu par les bourgeois, sans doute plus d'une fois sur présentation du gouvernement. P. 179. Il semble douteux que, dans les documents de l'époque du moins, le nom de Conrad Treyer, du couvent des Augustins à Fribourg, se rencontre sous la forme *Träger :* les textes allemands écrivent *Treyer* ou *Träyer*, et ceux qui latinisent son nom : *Trogarius* ou *Tregarius*. P. 250. Joseph Schaller, ancien Jésuite, a été, pendant quelques années, chanoine de Saint-Nicolas et vicaire général du diocèse, mais jamais prévôt du Chapitre.

das Element der Reaktion. « Die katholische Reform ist die Selbstbesinnung der Kirche auf das katholische Lebensideal durch innere Erneuerung ; die Gegenreformation ist die Selbstbehauptung der Kirche im Kampf gegen den Protestantismus. » Der Begründung dieser Begriffsbestimmung dient eine tiefsinnige, meisterhaft durchgeführte Synthese der kirchengeschichtlichen Entwicklung vom 15. bis zum 18. Jahrhundert. Mit der Selbstreform der Glieder im Laufe des 15. Jahrhunderts beginnt die katholische Reformation. Die Erfassung des Papsttums (Marcellus II., Paulus IV.) — das entscheidende Moment der Entwicklung — bedeutet die zweite Stufe, die Reformdekrete des Konzils von Trient die dritte, ihre Durchführung die vierte Stufe. Weniger geeignet scheinen dem Verfasser die Begriffe « Katholische Restauration », es sei denn man verstehe darunter die Rekatholisierung verlorener Gebiete ; noch weniger die Begriffe « Vorreformation », « Renaissance », « Barock » (kulturgeschichtliche Betrachtungsweise ausgenommen). Für die Periodisierung der Kirchengeschichte ist der Wert der beiden Begriffe « Katholische Reformation » und « Gegenreformation » begrenzt. Das 15., 16. und 17. Jahrhundert sind eine Zeit des Überganges, deren Kennzeichen der Begriff « Reform » ist. Erst mit dem 18. Jahrhundert tritt ein wesentlicher Einschnitt ein : Die moderne, nicht mehr an der kirchlichen Autorität orientierte Kultur. Die Untersuchung schließt mit einer Jubiläumsbetrachtung über das Tridentiner Konzil, im wesentlichen ein Vortrag, der am 9. Dezember 1945 in Rom gehalten worden ist.

H. Jedin befaßt sich seit 20 Jahren mit dem Tridentinum. Er ist einer seiner besten Kenner. Mit einer seltenen Beherrschung der Quellen und der Literatur bietet er uns — freilich unter einem etwas trockenen Titel — eine kurzgefaßte Gesamtschau, die jedermann mit Gewinn und Genuß liest. Wir dürfen kaum fehl gehen, wenn wir in ihr den ersten Entwurf einer umfassenderen, reifen Darstellung vermuten. Wir erwarten sie mit Spannung.

Unter den Aussetzungen unbedeutender Art wäre etwa die Einreihung der Teresia von Avila unter die Vertreter der katholischen Reform (im Gegensatz zu den Vertretern der Gegenreformation) zu erwähnen. Tatsächlich nennt die Heilige selbst in ihrer Biographie, Kapitel 32, eingehender zu Beginn des *Camino de perfecion*, Kapitel 1 und 3, als Beweggrund wenigstens der Reformation des Karmeliterordens die Bekämpfung des Protestantismus. Mit der geistigen Waffe eines vollkommeneren Gebetes sollten die Nonnen ihrer Klöster die Streiter Gottes (Prediger, Theologen) im Kampfe gegen die Lutheraner unterstützen. Nicht vom weltlichen, sondern vom geistlichen Arm komme die Hilfe. Freilich sind die Wirkungen solcher Kampfmittel nicht durch eine natürliche, empirische Forschung zu erschließen, aber an der Wirksamkeit derselben zweifelt eine auf christlich übernatürlicher Weltanschauung beruhende kirchengeschichtliche Betrachtung nicht.

Liegt vielleicht in solchen Erwägungen wenigstens die teilweise Erklärung des Wunders des Konzils von Trient, von dem der Verfasser, die Schranken der geschichtlichen Empirie übersteigend, am Schluß spricht ?

O. Perler.

Histoire illustrée de l'Eglise. Fasc. VI. *L'Eglise éducatrice des nations barbares* (Ve-VIIe siècles). Fasc. VII. *L'œuvre féconde des Ordres monastiques* (VIIe-XIIe siècles), par **G. de Plinval.** Genève. Editions de l'Echo Illustré. pp. 239-316.

Deux nouveaux fascicules ont paru de l'Histoire illustrée de l'Eglise, dus tous deux encore à la plume de M. le professeur de Plinval.

Le 6e (38 pages) est consacré aux invasions des Barbares. L'auteur caractérise d'abord nettement ces peuplades germaniques, en soulignant leurs différences spécifiques. Il dépeint avec finesse la psychologie des vaincus et répond d'une manière fort nuancée à la double question : « Ce que les Romains pensaient des Barbares » et « Ce que les Barbares pensaient des Romains ». Une carte (p. 246) illustre l'irruption et les conquêtes des deux principales de ces hordes germaniques : les Vandales et les Goths. S'il n'est pas prouvé que les premiers aient systématiquement détruit tous les monuments anciens qu'ils rencontraient sur leur passage, il est du moins incontestable qu'ils étaient paresseux, cupides, dépourvus de tout sentiment d'équité et que la préoccupation d'organiser les pays qu'ils avaient envahis leur était absolument étrangère, de telle sorte qu'ils eurent vite fait d'en tarir les ressources, et qu'ils y étaient franchement détestés.

Tout autres étaient les Goths, notamment Alaric II d'Aquitaine et surtout Théodoric à Ravenne. Eux n'étaient pas à proprement parler des intrus : soldats engagés au service de l'Empire, ils appréciaient la civilisation romaine. L'ancienne population put, sous leur domination, conserver ses lois, sa foi et même, dans une certaine mesure, sa liberté. Les évêques étaient écoutés. Des Romains d'origine sénatoriale, comme Libère et Boèce, avaient la possibilité de se faire entendre dans les conseils du roi et d'y exercer une influence modératrice. Cette politique conciliante échoua néanmoins, et Théodoric, aigri, se laissa aller à des mesures de répression cruelles, dont Boèce, son collaborateur, fut la victime la plus illustre.

Il n'en restait pas moins qu'un essai de rapprochement avait été tenté. M. de Plinval rappelle le rôle éminent des évêques en ces temps difficiles : pas toujours personnellement irréprochables, mais défenseurs intrépides des principes de la doctrine et de la morale chrétienne, ils tenaient les Barbares en respect ; agissant d'abord comme protecteurs de leurs ouailles, ils s'efforçaient, d'autre part, d'obtenir ce qui était la condition indispensable pour que fût réelle et durable l'entente entre l'ancienne population et les envahisseurs : la conversion de ces derniers à la foi catholique. L'auteur parle en premier lieu de celle des Francs, dont il souligne les conséquences historiques. Il prend ensuite une à une les diverses Eglises qui sont issues de cette conquête chrétienne : celles de Gaule, d'Espagne, d'Irlande, de Grande-Bretagne et présente enfin les saints — les saintes surtout — qui les ont illustrées.

P. 258, M. de Plinval laisse sans réponse la question de savoir si saint Séverin était évêque ou non. Il semble bien qu'il faille répondre par la négative : Séverin a refusé l'épiscopat, mais on peut, par contre, se demander s'il était moine ou laïque. Il aurait fallu mentionner à son sujet le volume

que M. André Baudrillard lui a consacré dans « Les Saints », comme il aurait convenu de signaler, dans la même collection, le Saint Césaire de l'abbé Chaillan et surtout le Saint Sidoine Apollinaire de Paul Allard ; Sidoine d'ailleurs, personnage si caractéristique de l'époque de transition qui fait l'objet de ce fascicule, aurait mérité qu'on s'y arrêtât un peu plus longuement. Le baptême de Clovis est placé à Noël 496 (« la date traditionnelle de 496 n'est plus admise aujourd'hui », est-il dit p. 262, note 1) et l'auteur, se basant sur Grégoire de Tours, fait plusieurs réserves au sujet de la foi de l'époux de sainte Clotilde (p. 261, n. 2, et 265).

Le 7e fascicule (40 pages) s'occupe principalement du monachisme, depuis ses origines jusqu'au XIIe siècle : les moines d'Egypte tout d'abord, « l'âge héroïque, sorte de « maquis » où les confesseurs... se livraient entre eux à une sorte d'émulation sacrée, toujours disposés à inventer des mortifications singulières, à battre des records d'endurance ou de jeûne » (p. 278). L'auteur distingue, en une ligne, les deux systèmes qui fleurissaient dans la plaine du Nil : d'une part les moines « cantonnés dans une existence solitaire rigoureuse (les ermites), et, de l'autre, ceux qui étaient réunis par groupes (cénobites) » ; en réalité, ce qu'il dit s'applique surtout aux premiers et l'on est surpris de ne trouver le nom de Pacôme qu'à la page suivante, comme par hasard, sans commentaire et sans renvoi à l'ouvrage capital de Mgr Ladeuze sur *le Cénobitisme pakhomien*. M. de Plinval s'arrête plus longuement à « l'aurore du monachisme occidental », à Cassien, au monastère de Lérins, puis à l'action des moines irlandais et à celle de saint Colomban en particulier. Après quelques pages consacrées à l'expansion de la foi chrétienne en Belgique, dans les Pays-Bas, en Germanie — ce qui le conduit à parler de l'activité de saint Boniface — ainsi qu'à la conversion forcée de la Saxe (procédé qui explique peut-être, écrit M. de Plinval, des coups de tête ultérieurs), il nous entretient de la Renaissance carolingienne. Puis, il revient au monachisme ; il parle assez longuement, ainsi qu'il convenait, de saint Benoît, de sa règle et de son influence, de l'évolution ultérieure du monachisme avec Benoît d'Aniane, de l'expansion clunisienne et du mouvement cistercien, des ordres qui apparaissent au XIIe siècle. Il revient à la conquête missionnaire en nous entretenant de l'introduction du christianisme chez les Slaves, les Scandinaves et les Hongrois, et il termine par des considérations générales sur l'influence économique, sociale, littéraire des abbayes du moyen âge, de ces moines qui « livraient chaque année la bataille du blé » et dont les serfs travaillaient dans des conditions que des millions d'êtres humains et de fugitifs se débattant dans l'immense détresse d'aujourd'hui pourraient envier (p. 306). Le fascicule s'achève par un chant de reconnaissance à l'adresse des moines et de la bienfaisante activité qu'ils ont déployée au point de vue artistique, dans le domaine de la liturgie, de l'architecture, du chant sacré ; M. de Plinval dit tout le bien accompli, au sein d'un clergé trop souvent concubinaire et cupide, par des religieux élevés à l'épiscopat et il termine par une longue citation de Dom Berlière pour exalter celui « en qui paraît le mieux se réaliser pour ces âges la splendeur visible ou invisible de l'idéal chrétien : saint Bernard ».

Inévitablement, dans une Histoire de l'Eglise qui ne comprendra que

deux volumes, certains sujets sont laissés de côté ou à peine effleurés. On ne reprochera pas à M. de Plinval de n'avoir signalé que d'un mot, en note (p. 293), la crise de l'adoptionisme, la doctrine de la procession du Saint-Esprit et l'affaire de Gottescbalck. Par contre, nous aurions souhaité quelque chose de plus sur les Camaldules, sur les Chartreux surtout et sur les Prémontrés (p. 300) ou encore sur saint Anselme, sur Gerbert et sur Suger, qui à eux trois ne font, du moins pour l'instant, que l'objet de 2 lignes (p. 314).

La carte (p. 288) de l'Europe monastique, du VII^e^ au XI^e^ siècle, ne mentionne de loin pas tous les couvents puisque, pour la Suisse, par exemple, on ne signale que St-Gall, mais par contre ni Agaune, ni Romainmôtier, ni Disentis, ni Engelberg, ni Payerne (monastères dont il n'est pas non plus fait mention dans le texte) et naturellement pas non plus d'autres maisons religieuses moins importantes et dont l'absence n'a pas de quoi surprendre : on ne peut pas tout mettre dans une carte d'une page qui comprend l'Europe presque entière ; mais on aurait pu supprimer les noms des capitales politiques de cette époque ainsi que les sièges épiscopaux (liste au surplus également incomplète, puisqu'on n'y trouve, pour la Suisse, que Bâle et Lausanne) et l'on aurait eu ainsi la possibilité d'y introduire quelques couvents de plus.

Du point de vue des lecteurs auxquels est destinée cette publication, au lieu de citer, p. 279, n. 1, pour l'*Histoire Lausiaque* de Pallade l'édition des *Texts and Studies*, on aurait mieux fait de renvoyer à celle de M. Lucot, dans la collection Hemmer-Lejay, qui reproduit, avec les retouches ultérieures qu'y a apportées l'auteur lui-même, le texte grec de l'édition de Dom Butler, mais avec, en plus, une traduction française et des notes. Ne renvoyer (p. 294, n. 3), à propos de la controverse récente sur les rapports entre la règle de saint Benoît et la « Règle du Maître », qu'au seul Dom Genestout, qui attribue la priorité à cette dernière, c'est paraître adopter son point de vue et par conséquent donner tort aux partisans de la thèse opposée et traditionnelle, défendue par d'autres Bénédictins : Dom Perez (celui dont l'étude a donné naissance à cette polémique), D. Lambot, D. Capelle, etc. ; il aurait fallu tout au moins mentionner les deux opinions.

Poursuivant le système adopté déjà dans les numéros précédents, celui qui convenait d'autant mieux à un ouvrage paraissant par fascicules, M. de Plinval consacre chaque cahier à une question principale, nettement énoncée dans le titre. Le N° 7, quitte à commencer par revenir en arrière pour descendre ensuite jusqu'aux abords du XIII^e^ siècle, est réservé au monachisme, ce qui permet d'en réunir en une synthèse toute l'évolution durant un millier d'années (il n'aurait pas été inutile de rappeler que, dans le N° 5, il avait déjà été question de saint Basile comme législateur de la vie monastique en Orient, dans la dernière phase qu'elle y a revêtue). Il n'a interrompu son exposé que pour nous entretenir des progrès de l'évangélisation chrétienne dans certaines parties de l'Europe demeurées jusque-là païennes. Dans le fascicule 6, réservé aux Barbares, l'auteur n'a pas même eu besoin d'introduire des coupures, et c'est dire que l'impression laissée par ce cahier — le meilleur peut-être que M. de Plinval nous ait donné jusqu'ici — sera, dans l'esprit des lecteurs, d'autant plus forte et aussi d'autant plus bienfaisante, que l'auteur a su habilement mettre en relief l'intervention de

l'Eglise opérant la conquête spirituelle de ces peuples nouveaux et sortant rajeunie de bouleversements où quelques-uns redoutaient de la voir sombrer.

L'illustration continue à être digne de tous les éloges. Nous avions, au sujet du fascicule 5, émis le regret qu'elle ne s'en tînt pas exclusivement à la reproduction de monuments de l'époque, fussent-ils aujourd'hui réduits, ou presque, à l'état de ruines. Il n'y a plus lieu de formuler semblable reproche — si c'en est un — pour les deux cahiers suivants, qui mettent successivement sous nos yeux des sculptures ou des constructions de la fin de l'époque romaine et surtout des spécimens de l'art barbare : bâtiments élevés par les Goths, à Ravenne ou ailleurs, armes, plaques de ceinturons, etc., puis, dans le fascicule 7, l'état actuel de monastères célèbres : Subiaco, le cloître de Luxeuil, l'abbaye du Mont-Cassin, ou encore l'octogone, soit la partie carolingienne (sous le titre discutable de « moutier » de Charlemagne) du dôme d'Aix-la-Chapelle photographies d'autant plus précieuses qu'elles nous rappellent des édifices aujourd'hui, hélas ! en partie disparus — puis des monuments caractéristiques du XII^e^ siècle : églises, clochers, portails, autels, sculptures de l'art roman à ses débuts. On n'a fait, cette fois-ci, que deux exceptions, en reproduisant, d'une part, la fresque de Raphaël au Vatican représentant la rencontre de saint Léon et d'Attila, et, dans le fascicule 7, l'apparition de la Vierge à saint Bernard de Filippo Lippi dans la Badia de Florence. Dès maintenant, cependant, les éditeurs n'auront que l'embarras du choix pour nous offrir des clichés de monuments du moyen âge parvenus jusqu'à nous dans leur état primitif : L'Histoire *illustrée* de l'Eglise aura plus que jamais l'occasion de faire honneur à ce qui constitue l'une des caractéristiques de la publication lancée par l'*Echo illustré* : le souci de mettre sous les yeux des lecteurs des photographies impeccables, qui rehaussent encore la portée du texte qu'elles ont mission de mettre en valeur.

L. Wœber.

Ernst Meyer : Die Schweiz im Altertum. Sammlung DALP, Band 20, Francke, Bern 1946. 127 SS. mit 7 Plänen im Text und 9 Abbildungen auf 5 Tafeln. Leinwand Fr. 4.80.

La collection DALP, éditée par la maison Francke à Berne, se propose de donner, sur les sujets les plus divers, des exposés concis confiés à des spécialistes. Dans ce volume 20, M. Ernest Meyer, professeur à l'Université de Zurich (qui a déjà, en collaboration avec M. Ernest Howald, publié, en 1940, *Die römische Schweiz*), résume ce que l'on sait de la période historique la plus ancienne de la Suisse. Elle était alors habitée, d'une part, par les Celtes, avec leurs diverses branches (dont l'une, celle des Helvètes, qui n'occupait qu'un tiers de la Suisse d'aujourd'hui — la partie le plus peuplée il est vrai — lui a fait attribuer, à la Renaissance, la dénomination assez artificielle d'Helvétie), et, de l'autre, par les Rhètes, qui n'étaient pas des Etrusques, comme on l'admettait jusqu'ici, mais des Illyriens ou plus exactement des Vénètes.

Survint la conquête romaine, dont il ne faudrait pas s'imaginer, souligne M. Meyer, qu'elle fut une sorte d'occupation du pays par une popu-

lation étrangère qui l'aurait emporté notablement en nombre sur celle qui s'y trouvait précédemment : l'apport nouveau et stable — fonctionnaires, soldats et marchands donc mis à part — fut extrêmement faible, et il n'y eut de changé que ceci : l'acceptation, sur une échelle plus ou moins grande, de la civilisation romaine par l'ancienne population. On ne peut prouver pour aucune des inscriptions anciennes trouvées en Suisse qu'elle provienne sûrement d'authentiques Romains établis chez nous. Il n'y eut, comme tels, que les colons introduits à Nyon et à Augst, les vétérans amenés à Avenches ou installés à Vindonissa ; encore, bien qu'ils fussent citoyens romains, étaient-ils souvent, eux aussi, des Celtes d'origine, puisque c'était dans la Gaule du sud et dans l'Italie du nord que César avait recruté ses légionnaires.

Puis ce fut, en diverses étapes, l'invasion germanique, qui s'achève vers le milieu du V^e^ siècle : plus radicale dans la partie du territoire envahie par les Alémanes — où disparurent la population et la culture celtes — portion qui ne se remit jamais entièrement de l'invasion subie ; moins dévastatrice par contre à l'ouest, de la part des Burgondes, barbares plus doux, plus isolés aussi de leurs congénères, et qui s'assimilèrent la langue et la civilisation des anciens habitants, civilisation d'ailleurs beaucoup plus avancée qu'elle ne l'était dans le nord et dans l'est du pays.

Aux villes romaines, spacieuses et aérées, succèdent des bourgs fortifiés, serrés et sans luxe : c'est le moyen âge qui commence, auquel avaient déjà, sur plusieurs points, préludé les mesures prises par Dioclétien et Constantin, après la période de crise qui, depuis 235, avait entraîné, sur le plan politique, social, économique, culturel et religieux, la disparition de l'antiquité classique proprement dite.

Avec la même maîtrise dont il a fait preuve pour relater l'évolution politique, redressant certaines erreurs communes et soulignant ce qu'on est parfois tenté d'oublier, l'auteur aborde ensuite l'organisation intérieure du pays : la perception des impôts, les douanes, l'administration, le service militaire, la religion : prêtres et prêtresses des divers cultes et notamment celui de l'Empereur régnant.

Passant à la description des principaux centres, M. Meyer consacre un certain nombre de pages au siège d'une légion romaine qu'était Vindonissa : le camp et la cité voisine, formant un ensemble de 10 000 habitants environ ; puis il s'arrête à Augst, Nyon et Lausanne (*Noviodunum*, *Lousonna* sont l'ancienne forme, celte, que la dénomination inventée par les Romains n'a pas réussi à supplanter), Avenches (*Aventicum* vient du nom d'une déesse, celte également), qui atteignit le chiffre de 120 000 habitants, Martigny, Genève, port qui existait déjà longtemps avant l'époque romaine.

L'auteur dit ensuite un mot des villages (*Straßendörfer*), c'est-à-dire des maisons, assez peu nombreuses, alignées le long d'une route, spécialement à un croisement ou à un relais d'une certaine importance. Il nous entretient de ce qu'il appelle les *Tempelbezirke*, agglomérations, dans un enclos, de divers petits temples consacrés à plusieurs divinités. On les plaçait volontiers sur une élévation de terrain, comme c'est le cas au Jensberg, près de Bienne (9 temples et chapelles), à Allmendingen, près de Thoune,

avec 6 temples, ou encore à Castello di Tegna, au-dessus de Locarno, vestiges mis à jour ces dernières années et sur lesquels la lumière n'est pas encore entièrement faite. Il dit en outre un mot des sanctuaires érigés au sommet d'un col, et notamment du plus célèbre d'entre eux, le Mons Iovis ou Grand-Saint-Bernard.

Plus importantes, étant donné le très petit nombre des villes proprement dites — il n'y en avait guère que 3 : Augst, Nyon et Avenches — étaient les *villae*, c'est-à-dire les propriétés rurales, en général très étendues, avec les quelques bâtiments qui en formaient le centre. L'auteur caractérise le genre de vie qu'y menait le maître et l'activité que déployaient autour de lui les artisans, les fermiers et les esclaves.

Il parle ensuite des routes romaines : elles sont demeurées célèbres à juste titre : il faudra attendre le XVIII^e^ siècle pour en trouver qui puissent rivaliser avec elles, et ce n'est qu'au XX^e^ qu'on en construira de plus parfaites (quant aux routes « romaines » dont on voit encore des vestiges dans certaines parties de nos régions alpestres, elles datent presque toutes du moyen âge). M. Meyer dit encore un mot des ponts ainsi que des moyens de navigation sur nos lacs et sur nos rivières, où ils étaient beaucoup plus utilisés que de nos jours.

La dernière partie de l'ouvrage est consacrée à la culture dans notre pays à l'époque romaine. Elle s'appuyait, comme en Gaule, sur une base celtique et de ce mélange est née la civilisation gallo-romaine. C'est par cette fusion que s'explique, quant à la langue, la diversité du français par rapport à l'italien. M. Meyer, en quelques pages fort intéressantes, explique en particulier la formation des noms propres, opérée chez nous en imitation de celle qui était en usage chez les Romains, mais de nouveau avec des particularités celtiques.

Quelques pages sont réservées enfin à la vie de l'esprit : à la religion — y compris naturellement les premières manifestations de la foi chrétienne — à l'art sous ses formes diverses : la mosaïque, la poterie, l'industrie du métal, l'architecture, ce qui conduit l'auteur à dire un mot des installations balnéaires, si importantes chez les Romains de toutes les conditions.

Le livre de M. Meyer est très suggestif. On a, en le fermant, l'impression d'avoir, grâce à ses descriptions, non seulement appris à mieux connaître, mais d'avoir, en sa compagnie, vécu en quelque sorte cette période reculée de notre histoire dont il a su dégager si habilement tous les aspects, illustrant au surplus son exposé d'un certain nombre de plans et de photographies. Alors que les passages des historiens anciens consacrés à la Suisse se bornent, on le sait, à si peu de chose, on ne peut qu'admirer l'art avec lequel l'auteur, réunissant les données de l'archéologie, de la numismatique et de la philologie, a réussi à évoquer, avec autant de précision que de sûreté, le tableau de ce qu'était la Suisse à l'époque romaine. Son livre est celui d'un maître, qui possède à fond son sujet. On ne peut que vivement le recommander.

L. Wæber.

Mensch und Gemeinschaft in christlicher Schau. Dokumente, herausgegeben von **Dr. Emil Marmy**, unter Mitwirkung von **Josef Schafer** und **Anton Rohrbasser**. Verlag der Paulusdruckerei Freiburg in der Schweiz. 1945. 995 Seiten in 8°. Fr. 19.50.

Es war ein glücklicher Gedanke, die wichtigsten Äußerungen der letzten Päpste (von Gregor XVI. bis Pius XII.) zur Gesellschaftslehre in eine Synthese zu stellen und dabei doch unverkürzt in deutscher Übersetzung wiederzugeben. Auf diese Weise entsteht vor uns eine vollständige und lebendige, aus den brennenden Fragen eines stürmischen Jahrhunderts erwachsene, vom Bewußtsein einer übermenschlichen Autorität getragene Soziallehre, die sich in sechs Kapiteln aufbaut : Die ewigen Grundlagen der Gesellschaft und der moderne Mensch (Kap. I). Die häusliche Gesellschaft (Kap. II). Die wirtschaftliche Gemeinschaft (Kap. III). Die völkische Staatsgemeinschaft (Kap. IV). Die internationale Staatengemeinschaft (Kap. V). Die religiöse Gemeinschaft (Kap. VI). Die Untertitel sind ebenfalls synthetisch, wenn immer möglich auch chronologisch geordnet und heben gleich Schlagzeilen den tragenden Gedanken der päpstlichen Dokumente hervor. Diesen selbst wird jeweils eine kleine Inhaltsangabe vorausgeschickt, die das Verständnis erleichtern und ein rasches Arbeiten ermöglichen. Da nur eine Auswahl der bedeutsamsten Kundgebungen geboten werden konnte, werden in einem Anhange weitere päpstliche Rundschreiben, Briefe und Ansprachen nach der gleichen Einteilung zu einer kurzen Bibliographie zusammengestellt. Ein ausführliches, analytisches Sachregister will nochmals den Gebrauch der Sammlung bequemer und angenehmer gestalten.

Unter den vielen Büchern, die heute auf den Markt geworfen werden, ist das vorliegende eines der nützlichsten. Nicht bloß seiner Zweckbestimmung und seinem Inhalte nach richtet es sich an einen weiten Leserkreis ; auch wegen seiner wissenschaftlich gediegenen und praktisch geschickten Anordnung, wegen der typographisch einwandfreien und buchtechnisch mustergültigen Aufmachung verdient es eine Empfehlung, die nichts mit marktschreierischem Angebot gemein haben möchte, wohl aber aus dem Bewußtsein kommt, der Verbreitung der Wahrheit und dem Bedürfnis der Zeit im besten Sinne zu dienen. Der Historiker liest diese Dokumente, die ein Jahrhundert umfassen, mit eigentlicher Spannung. Die übernatürliche Logik der Ereignisse spricht aus ihnen mit nicht überhörbarer Deutlichkeit. In geradezu erschreckender Klarheit offenbart sich der tiefere Sinn der neuesten Geschichte. Die Stimme der Päpste klingt uns heute am grauenhaften Endpunkt einer Entwicklung wie die Stimme hellsehender, geistbegabter Propheten. Da sie befugt und gewillt ist, das Chaos, in das wir geraten sind, heute noch schöpferisch neuzuordnen, ist diese Dokumentensammlung von höchster Aktualität. In Wahrheit ein Buch für die Praxis ! Es gehört in die Hand des Sozialpolitikers, des Seelsorgers, des Vereinsleiters. Der Wissenschaftler wird immer wieder gezwungen sein, nach dem Urtext zurückzugreifen. Diesen vermag auch die beste Übersetzung nicht restlos wiederzugeben, ganz abgesehen davon, daß der auf jahrhundertalter Überlieferung beruhende päpstliche Stil nur in der lateinischen Sprache verstanden und genossen werden kann.

Die Bearbeiter bemerken richtig (S. 941), die päpstlichen Kundgebungen müßten in ihren geschichtlichen Rahmen hineingestellt werden, um genau erfaßt und gewürdigt zu werden. Wenn mit Rücksicht auf den Umfang des Werkes auf geschichtliche Einleitungen oder Hinweise verzichtet wurde, so bedauern wir das. Um beispielsweise nur das erste Rundschreiben zu erwähnen, wieviele Leser werden wissen, auf was für zeitgenössische Ereignisse Gregor XVI. allenthalben anspielt ? Kurze Hinweise, auch nur in die Anmerkungen gestellt, hätten hier gute Dienste geleistet wie es der Herausgeber selbst z. B. S. 740 inbetreff einer Ansprache Pius XII. für notwendig gefunden hat. Wir hätten überhaupt den Apparat reichhaltiger und etwas genauer gewünscht. Im Vorwort wird versichert, die Belege für Zitate aus der Heiligen Schrift, den Vätern oder aus sonstiger Literatur seien nach den besten kritischen Ausgaben überprüft, berichtigt oder ergänzt worden. Für die meisten Leser mögen die unternommenen Nachforschungen hinreichen. Eine Textausgabe und Kommentierung, die den üblichen wissenschaftlichen Forderungen gerecht wird, haben wir noch nicht vor uns. Die zitierten Väterausgaben sind wohl meist die gebräuchlichsten, aber nicht immer die besten. Sofern mehrere Auflagen vorliegen, wird nicht vermerkt, nach welcher zitiert werde (z. B. *F. X. Funk*, Patres apostolici). Die Zitationsweise ist, wenn auch richtig, zu wenig genau ; so werden z. B. nur Kapitel und nicht Unterabteilungen, bisweilen nicht einmal Kapitel angegeben z. B. S. 20 Anm. 1 (Cyprian), Anm. 3 (Hieronymus). Nicht wörtliche Anführungen wurden übersehen oder übergangen, bisweilen selbst wenn die Verfasser ausdrücklich genannt wurden, nicht quellenmäßig festgestellt. Die Namen der alten Autoren wurden nicht konsequent, bald nach der lateinischen, bald nach der deutschen Sprechweise angeführt. Wir hegen die Zuversicht, eine neue Auflage werde die Mängel nach Möglichkeit zu beheben suchen.

Dem Buche sei in aller Aufrichtigkeit die größte Verbreitung gewünscht. Es ist mitberufen, die Welt von morgen zu bauen. *O. Perler.*

Rectification

Par suite d'une correction d'épreuves mal comprise, le titre de l'édition française — qui est l'édition originale — de l'Histoire des Papes de M. le professeur Castella a été supprimé en tête du compte rendu que nous avons consacré à cet ouvrage dans le premier numéro de la revue de cette année. Nous le rétablissons ici :

Gaston Castella, professeur à l'Université de Fribourg, **Histoire des Papes.** T. I. *De saint Pierre jusqu'à la Renaissance.* T. II. *De la Renaissance jusqu'à la Révolution française.* T. III. *De la Révolution française jusqu'à nos jours.* Editions Fraumünster, Zurich. T. I, 1944, 313 p.; T. II, 1944, 374 p. ; T. III, 1945, 498 p.

C'est à l'édition française, et non pas à la traduction allemande, dont le 3e volume n'avait pas encore paru, ainsi que le titre l'annonçait, que se rapportent les remarques que nous avons faites dans notre compte rendu.

L. Wæber.

NEKROLOG

† Walther Köhler (1870-1946)

Dankbare Erinnerungen drängen uns, des wohl bedeutendsten Kenners der deutschen und schweizerischen Reformationsgeschichte zu gedenken, der am 18. Februar in Heidelberg an einem Herzschlag verschied. Zwar dürfen wir nicht den Anspruch erheben, den Gelehrten im ganzen Umfang seines selten großen Forschungswerkes zu kennen, noch möchten wir uns vermessen, das Wesen des Menschen Köhler voll erfassen zu können. Aber das soll uns nicht hindern, unserer Achtung ehrenden Ausdruck zu geben.

Als junger Student hatten wir einmal Gelegenheit, Walther Köhler in Zürich in einem kirchengeschichtlichen Kolleg vortragen zu hören. Er sprach jenes Mal vom Arianismus, in nüchtern-sachlicher Weise, wie uns schien. Auch dünkte uns, daß seine Deutung der Niederlage des Arianismus aus dem Gegensatz zum « Romanismus » zum Teil in engerer Betrachtungsweise befangen blieb. Aber als später der Junge dem erfahrenen und angesehenen Gelehrten schrieb und in allem Vertrauen seine ersten Aufsätze unterbreitete, fand er in Köhler einen Menschen, der ein dankbares und ermunterndes Wort auch für den Unbekannten zu finden verstand und sogar den Wunsch nicht verschmähte, mit einem « aus dem anderen Lager » in persönlicher Verbindung zu bleiben. Und so ist das geworden, was uns heute eine frohe und liebe Erinnerung bleiben wird. Für jeden Gruß und jeden Brief war Köhler aufrichtig dankbar, und je unbefangener der Brief gehalten war, desto größer war die Freude.

Und gewiß war das einer der anziehendsten Charakterzüge des Menschen und Gelehrten W. Köhler, daß er aufrichtig bestrebt war, dem Andersdenkenden nicht nur gerecht zu werden, sondern daß er geradezu erfüllt war vom Bedürfnis, ihn zu hören. Er schrieb einmal zur Anzeige der Bibliographie seiner Schriften (5. Dez. 1941), die ihm bekanntlich der Zwingliverein als Festgabe darbrachte : « Sie haben recht, dilexi iustitiam et odivi iniquitatem, könnte ich mit Gregor VII. sprechen, und wenn das nicht immer gelungen ist, so ist eben niemand von menschlichen Schwächen frei. Gegen früher haben wir aber doch auf diesem Gebiete viel erreicht, ein solches Buch wie das von Lortz wäre früher nicht möglich gewesen ... » Und dann äußerte er im selben Brief die gleichsam programmatische Erkenntnis : « Vollkommen ist doch nun einmal niemand, und zu einer vollen Einheit werden wir hüben und drüben nicht kommen ; es genügt vollkommen, wenn wir in gegenseitiger Hochachtung in ein anständig geführtes wissenschaftliches Gespräch eintreten. » Eine solche Offenheit war erfreulich. Was Walther Köhler hierin von seinem versöhnenden Geist erkennen ließ, stand aber gewiß nicht nur auf dem Papier. Wir durften das auch erfahren, als es uns vergönnt war, ihn 1936 in Heidelberg zu besuchen, und als wir uns im Gespräch, über alle Behelfsinstrumente hinweg, deren der schwerhörige

Gelehrte nicht entraten konnte, über das nie erschöpfte Thema rasch zusammenfanden.

Schließlich bekundete Köhler seinen Willen zu geschichtlicher Wahrheit bei mehr als einer Gelegenheit und nach mehr als einer Richtung. Er ermunterte uns einmal zu einer kleinen, etwas delikaten Veröffentlichung mit den Worten : « ... die muß ertragen werden, quia veritas. » Er war es ja auch, der die protestantischen Kirchenhistoriker schon vor manchen Jahren nachdrücklich auf die Notwendigkeit hinwies, das Mittelalter stärker in die Betrachtung der reformatorischen Theologie einzubeziehen. Und wenn er selbst in seinem Buch über das Zürcher Ehegericht und das Genfer Konsistorium die vorreformatorische geistliche Gerichtspraxis kaum berücksichtigte, so lag der Grund viel eher im Mangel an entsprechenden Vorarbeiten. Überhaupt offenbarten die Darstellungen Köhlers fast immer eine größere Weite der Auffassung und eine unbefangenere Art des Urteilens, als man es sonst zu beobachten gewohnt war. Bezeichnend war es auch, daß er einmal meinte : « Hermann Escher war überhaupt ein sehr feiner Kenner seiner Zeit, besser als Oechsli, der viel zu stark durch die Parteibrille des Kulturkampfes und liberalen Schweizers der Gegenwart sah. »

Stets, wenn Köhler schrieb, bereitete er Freude, sei es durch reiche Anregungen auf Grund der unverdrossen betriebenen Forschungen, oder durch Äußerungen über seine literarischen Absichten. W. Köhler war ja ein bedeutender und, wie allgemein bekannt, ein vielseitiger und äußerst fruchtbarer Forscher. Es ist und kann nicht unsere Absicht sein, eine Würdigung seines Schaffens zu bieten. Aber das darf hervorgehoben werden : trotz der Fülle dessen, was er erarbeitet hatte und trotz der niederdrükkenden Not seines Landes, ruhte er nie. Noch im Frühjahr 1945 hoffte er auf das erneute Erscheinen der Historischen Zeitschrift, an der er so sehr hing, wo er mit so viel Umsicht und Geschick seine sehr beachteten Anzeigen von Büchern und Aufsätzen schrieb, wo er, worauf er großen Wert legte, auch diese Zeitschrift zur Geltung bringen wollte. Und damals noch vertrat der Siebzigjährige den Heidelberger Lehrstuhl für seinen im Kriegsdienst abwesenden Nachfolger.

Von seinen letzten literarischen Plänen, die er oft erwähnte, ist leider wohl nur ein einziger Wirklichkeit geworden : das Zwinglibuch — und auch das war wohl angesichts der Umstände ein Glücksfall. Er hatte 1941 die Hoffnung ausgedrückt, Zwingli noch einmal in einem Buch gemeinverständlich darzustellen. « Ich hätte gegen früher manches zu ändern. » Andere Arbeiten sind wohl kaum mehr zum Abschluß gekommen, so leider besonders seine Darstellung über das Luthertum in Italien. Das bleibt deswegen bedauerlich, weil wohl kaum ein zweiter Gelehrter wie er dank einer umfassenden Kenntnis der Entwicklung der Reformation in mehreren Ländern so fruchtbare Erkenntnisse aus Vergleichen hätte ableiten können, meinte er doch einmal nicht unzutreffend : « Überrascht bin ich doch über die große Verbreitung der Reformation in Italien im 16. Jahrhundert ; sie geht bis in kleine und kleinste Orte. Um so dringlicher die Frage : warum so wenig Dauererfolg ? Mir scheint entscheidend, daß der italienische Protestantismus keine politische Vertretung besaß, die die Gegenreformation

hatte. Die Wichtigkeit der Verbindung von Reformation und Politik in Deutschland und der Schweiz wird angesichts der Entwicklung der Reformation in Italien voll bewußt. Dazu kommt der stark humanistische Charakter des 'Luthertums' in Italien. »

Auch den Schlußband der Darstellung über den Abendmahlsstreit konnte er entgegen seinen Hoffnungen nicht mehr veröffentlichen. Er hatte das Werk 1941 bis zum Abschluß des Marburger Religionsgesprächs geführt. Die Studie über die Schweiz am Augsburger Reichstag von 1530 ist unseres Wissens nicht erschienen.

Das Lebenswerk W. Köhlers ist bewundernswert. Eine Fülle von Erkenntnissen und Anregungen hat es vermittelt und wird es auch in Zukunft noch vermitteln, dank der sorgfältigen Quellengrundlagen, auf denen es aufgebaut ist ; mögen dann im einzelnen auch diese oder jene Deutungen wechseln. Aber nicht bloß in der Leistung entsagungsvoller Forscherarbeit bleibt Walther Köhler ein Vorbild ; nicht allein um seiner Liebe zur Geschichte und Natur unseres Landes dürfen wir ihm dankbar verbunden bleiben, sondern er wird uns auch unvergeßlich sein als eine Gelehrtenpersönlichkeit, der es stets bewußt war, daß bei allen Schranken echtes Streben nach geschichtlicher Wahrheit auch zu versöhnlichem Geist gegenüber dem Andersdenkenden erziehen muß. Diese Überzeugung hat ihn über das Geschehen der letzten Jahre hinausgehoben.

O. Vasella.

Untersuchungen zum Tellotestament

Von Elisabeth und Bruno MEYER-MARTHALER

Obwohl das sogenannte Tellotestament das älteste Stück der urkundlichen Überlieferung Graubündens darstellt und auch inhaltlich von hoher Bedeutung für dessen ältere Geschichte ist, wurde es erst in jüngster Zeit Gegenstand eingehender und zusammenfassender Untersuchung [1]. Es ist das Verdienst von Fritz Streicher und Iso Müller, auf die Frage der Echtheit und der Entstehung dieses Dokumentes eingetreten zu sein und eine Lösung der formal so komplizierten Urkunde versucht zu haben [2].

Streicher geht in seiner Studie aus von der inhaltlichen Zweiteilung der Schenkung Tellos für das Kloster Disentis, auf welche schon früher Latour hingewiesen hatte [3], und die sich vor allem in der Art der Beschreibung der Grundstücke, der hauptsächlichsten Schenkungsobjekte zeigt. Der inhaltlichen Scheidung geht nach ihm eine solche der Form und des Stils parallel ; der ältere Teil ist objektiv, der jüngere subjektiv gefaßt. Beide Sprachschichten grenzt Streicher gegeneinander ab und vermag auf diese Weise zwei Urkunden herauszuschälen. Der uns heute erhaltene Text des Tellotestamentes besteht nach ihm aus einem Mandat Viktors, des Vaters des Bischofs Tello, welchem der ältere und objektive Sprachschatz entspricht, und der auf diesem beruhenden Tellourkunde, deren wichtigstes Merkmal die subjektive Fassung ist. Die Viktorsurkunde muß eine Cessio inter vivos, die Tellourkunde eine Donatio

[1] Bei den wenigen, zeitlich dem Tellotestament vorangehenden Urkunden handelt es sich ausnahmslos um Fälschungen, vgl. Bündner Urkundenbuch, bearb. *E. Meyer-Marthaler* und *F. Perret*, Chur 1946, I, 9*, 10*, 14*, 16*. — Das Tellotestament ist zuletzt gedruckt im Bündner Ub. I, 17*, vgl. dort auch die Angaben über die älteren Drucke.

[2] *F. Streicher*, Die Carta donationis sanctorum des Bischofs Tello von Chur, in Mitteilungen des österr. Institutes f. Geschichtsforschung 51 (1937), S. 1-23 ; *I. Müller*, Die Schenkung des Bischofs Tello an das Kloster Disentis im Jahre 765, in Jahresberichte der hist.-ant. Ges. Graubünden 1939, S. 1-138. Die Echtheitsfrage ist vor allem von der Rechtsgeschichte her erwogen worden, darüber bes. *Müller*, a. a. O. S. 9 ff.

[3] *Ch. Latour*, Bemerkungen zum Testament des Bischofs Tello, in Bündner Monatsblatt 1914, S. 217-231 ; auf Einzelheiten der von Streicher und Müller beigebrachten Argumente wird später eingegangen werden.

post obitum zu Gunsten des Klosters Disentis gewesen sein. Sie besitzen also den gleichen Empfänger und ihre Echtheit steht für Streicher nach diplomatischer und paläographischer Untersuchung außer Frage. Den Beurkundungsvorgang denkt er sich so, daß der Diktator der Tellonischen Schenkungsurkunde die Cession Viktors als Vorurkunde benützt und mit den Zusätzen über die Schenkung Tellos versehen hätte.

Müller hat sich Streicher in der Beurteilung des Tellotestamentes weitgehend angeschlossen und insbesondere dessen Grundidee, die Doppelung der Urkundenteile und damit auch die Trennung in die beiden von Viktor und Tello ausgestellten Urkunden zu eigen gemacht. Er kommt dabei jedoch zu einer abweichenden Lösung hinsichtlich der Entstehung der Tellourkunde als Ganzes. Nach ihm müßten zwei ebenfalls echte Urkunden für sich existiert haben, aus welchen durch Vereinigung eine dritte, deren Wortlaut uns heute überliefert ist, hervorgegangen wäre. Als ihre Entstehungszeit nimmt er aus formellen und sachlichen Gründen das 9. oder 10. Jahrhundert an.

Die Thesen Streichers und Müllers sind bisher unwidersprochen geblieben. Doch muß darauf hingewiesen werden, daß die Ausscheidung formell verschiedener Teile nach objektiver und subjektiver Fassung hie und da auf Schwierigkeiten stößt und sich nicht restlos durch das ganze Tellotestament hat durchführen lassen. Da ihre Abgrenzung oft mehr dem Sprachgefühle als dem Sprachverstande überlassen bleibt, ist die Begründung dieser Trennungen auch mehrmals unzureichend. Bei Streicher tritt außerdem der Mangel eines umfassenden Formularvergleiches mit der zeitgenössischen Überlieferung hervor. Was die Entstehung der heutigen Textform anbetrittt, so fehlt bei Müller eine Begründung für die Verkoppelung zweier Urkunden zu einer dritten und ebenso mangelt bei beiden eine Erklärung für die komplizierten und offensichtlich verderbten Sätze, welche sich im Tellotestament an mehreren Stellen finden.

Wenn wir hier das Tellotestament noch einmal zur Untersuchung vornehmen, dann gehen wir vom Texte als Ganzem aus, um Stil und Form am gleichzeitigen Urkunden- und Formelmaterial zu messen. Sowohl der Lautbestand wie der Stil weisen typische Merkmale des merovingischen Urkundenlateins auf, da und dort vermischt mit Eigenheiten rätischer, das heißt romanischer Sprachbildung [1]. Vergegenwärtigt man

[1] Vgl. im Einzelnen *Streicher*, Die Carta donationis sanctorum, S. 12 und *Müller*, Die Schenkung des Bischofs Tello, S. 52 ff. Dazu *R. v. Planta*, Die Sprache der rätoromanischen Urkunden des 8.-10. Jahrhunderts, in Regesten von Vorarl-

sich, daß der jetzt vorliegende Wortlaut durch zwei Abschriften vom Originale getrennt ist, dann ist klar, daß letzteres noch viel stärkere Kennzeichen der Volkssprache enthalten haben wird, jedenfalls was den Lautbestand anbelangt [1]. Wichtig ist auch die Feststellung, daß seine Eigentümlichkeiten über die ganze Urkunde verbreitet sind und daß hier kein Anlaß für eine Zweiteilung vorliegt [2]. Dagegen zeigt das Tellotestament gewisse stets wiederkehrende Wortgruppen, die weder diesem merovingischen Lautbefunde noch dem Stile der Zeit entsprechen. Im Übrigen zeichnet sich dieser durch die Wiederholung von Sätzen oder Wortpaaren mit Varianten aus; insbesondere die Arenga und die Sanktion weisen ein ganz außergewöhnliches Maß an Weitschweifigkeit auf, wie sie sonst nicht allzuhäufig zu finden ist, ohne indessen in ihren Grundzügen von den Stilmerkmalen der älteren fränkischen Urkunde abzuweichen [3]. Diese Wiederholungen in der Arenga und in der Sanktion, die Doppelungen innerhalb der Sätze wie im Aufbau des ganzen Textes, die zum Teil von Streicher und Müller aus der Verkoppelung zweier verschiedener Urkundentexte erklärt wurden, gehören zu den wesentlichen Stilelementen des Tellotestamentes und sind auch inhaltlich ganz bewußt in dieser Weise gestaltet. Untersucht man beispielsweise den Beginn der Arenga, welcher unverdorben ist, darauf hin, dann werden hier Grund und Zweck der Schenkung festgelegt, und zwar so, daß der Vordersatz *Cum misterium — colocare* eine allgemeine und eine spezielle Begründung hinsichtlich des Ausstellers gibt, der Nachsatz *ut perpendo - peccata*

berg und Liechtenstein bis zum Jahre 1260, bearb. von *A. Helbok*, Innsbruck 1920-1925, S. 62 ff. und *J. Vielliard*, Le Latin des diplômes royaux et chartes privées de l'époque mérovingienne, in Bibliothèque de l'Ecole des hautes études, fasc. 251, Paris 1927.

[1] Die sprachlichen Veränderungen, welche durch zweimalige Abschrift in verschiedenen Zeiten, zuletzt noch vor dem 13. Jahrhundert hervorgerufen sind, lassen sich durch Beispiele aus dem Langobardischen Gebiete belegen. Man vgl. beispielsweise den Lautbestand eines Originals mit demjenigen einer Abschrift aus dem 12. Jahrhundert, wie sie sich bei *L. Schiaparelli*, Codice diplomatico Longobardo, Rom 1929-1933, I, 78, 107, 180 ff. finden. Zu diesen Feststellungen vgl. auch *I. Müller*, Disentiser Klostergeschichte, Einsiedeln 1942, I, S. 42 Anm. 39.

[2] Darauf hin weist auch *Müller*, Die Schenkung des Bischofs Tello, S. 63.

[3] Die rätischen Urkunden des 8.-10. Jahrhunderts kennen die Arenga kaum, dagegen wenden sie die Schenkungsurkunden des übrigen fränkischen Reiches und auch der italienischen Gebiete an, wenn auch nicht in so ausgedehnter Form. Belege bei *J. M. Pardessus*, Diplomata, chartae, epistilae, leges ... ad res Gallo-Francias spectantia, Paris 1849, II, S. 11, 14, 61 ff.; Urkundenbuch der Abtei St. Gallen, 1, 2, hrg. von *H. Wartmann*, Zürich-St. Gallen 1863-1866; *Schiaparelli*, Codice diplomatico Longobardo, I, II; dazu *Müller*, Die Schenkung des Bischofs Tello, S. 76 ff. und für die Sanktion ebd. S. 92 ff.

sua redimere die Zweckbestimmung, zuerst bezüglich Tellos, dann in allgemeiner Hinsicht folgen läßt. In der stilistischen Ausgestaltung entspricht der Arenga auch die Sanktion, ohne daß hier im eigentlichen Sinne von Duplizitäten gesprochen werden könnte [1].

Nicht nur Lautbestand und Stil, sondern auch das Formular weist im Vergleich zur zeitgenössischen Urkundenüberlieferung weitgehend die Merkmale der Echtheit auf. Im Wesentlichen enthält das Tellotestament den Formelschatz der Cessio post obitum, wie er dieser merovingisch-fränkischen Form der Güterübertragung eigen ist [2]. Schließt man das später zugefügte *Amen* aus, so erscheint die Invokation völlig zeitgemäß [3]. Ihr folgt die wortreiche, jedoch folgerichtig aufgebaute Arenga. Echt ist dann vor allem die eigentliche Cessionsformel *cedo post obitum . . . ad supradictam ecclesiam . . . cessumque* [4] *in perpetuum esse constituo atque discerno et de iure meo in ius et dominationi eius trado atque usque in perpetuum transfundo*, doch zeigt sich jener zur Verdoppelung neigende Stil der Tellourkunde auch hier, indem eine allgemeine Einleitung die *dono et transfundo*-Formel vorausschickt. Das Schenkungsobjekt wird mit *hoc est*, der Angabe seiner Herkunft und seines Besitzestitels eingeführt. Dies entspricht ebenfalls der merovingischen Cession [5]. Unzweifelhaft echt und durch gleichzeitige Überlieferung gedeckt ist sodann der Beginn der Sanktion *Si quis autem — abstrahere* und *Propter hoc*

[1] Über die von Streicher und Müller als Zusätze der Urkunde Tellos zum Viktormandat bezeichneten Stellen in der Sanktion und ihre Erklärung vgl. S. 12.

[2] Vgl. MG. Formulae, S. 5 (Form. Andecavenses 1c) ; S. 31 (Form. Arvernenses 6) ; S. 76 (Form. Marculfi 4) ; S. 137 (Form. Turonenses 4) ; S. 190 (Cartae Senonicae 14) ; S. 195 (Cartae Senonicae 23) ; S. 475 (Collectio Flaviniacensis 7). Cessionen im Sinne der Schenkung erscheinen im urkundlichen Bestande der Zeit selten. Es finden sich einige bei *Pardessus*, Diplomata I, S. 11, S. 148 ; II, S. 363,365. Zum Formelbestand der Testamente und Schenkungen vgl. *L. Stouff*, De formulis secundum legem Romanam a VII° saeculo ad XII^{um} saeculum, Paris 1890. Der verhältnismäßig seltene Gebrauch der Cessionsformel läßt sich durch die weite Verbreitung des Donationsformel erklären, die sehr häufig auch in der rätischen Überlieferung erscheint, vgl. *Helbok*, Reg. Vorarlberg, S. 19 ff.

[3] Darüber *Müller*, Die Schenkung des Bischofs Tello, S. 72 ff.

[4] Über die Korrektur des durch die Handschriften des Tellotestamentes gegebenen *censum quem* in *cessumque* vgl. Bündner Ub. I, 17*, S. 15 Z. 9. Die Form *censum* ist dabei in rätischem Sprachgebrauche allerdings möglich, vgl. *censionem* für *cessionem* in der Lex Romana Curiensis XI/12 (MG. LL. V, S. 386).

[5] Vgl. dazu *Müller*, Die Schenkung des Bischofs Tello, S. 88. Die Verbindung des Objektes mit *hoc est* ist auch in der Tausch- und Schenkungsurkunde gebräuchlich, vgl. *Pardessus*, Diplomata II, S. 273, 275, 348 ff. ; *Schiaparelli*, Codice diplomatico Longobardo I, 30 ff. ; in mehreren Fällen weist die langobardische Tradition auch das *id est* auf, vgl. *Schiaparelli*, a. a. O. I, 31 ff.

mundi — gehenna sine fine obtineat und endlich auch *et insuper sit culpabilis* bis zur Stipulationsklausel *stipulatione subnexa* [1], doch sind hier Sätze eingefügt, deren Zusammenhang nicht recht ersichtlich ist und die deshalb einer besonderen Abklärung bedürfen. Die einzelnen Teile des Eschatokolls entsprechen wieder ganz dem gewohnten Cessionsformular [2], auch die Zeugenliste gibt zu keinen Bedenken Anlaß. Streicher und Müller schließen aus der Zwölfzahl und Gruppierung der

[1] Zur Sanktion vgl. *F. Boye*, Über die Poenformeln in den Urkunden des früheren Mittelalters, in Archiv f. Urkundenforschung 6 (1918) und *I. Studtmann*, Die Poenformeln der mittelalterlichen Urkunden, in Archiv f. Urkundenforschung 12 (1932). — Noch zum echten Textteil gehört der in seiner inhaltlichen Bedeutung umstrittene Passus *cura aut regalis potestas vel aliquis per regalium potestatem concessam aut dogalium praesentiam commotam* ... (Bündner Ub. I, 17*, S. 21 Z. 12, 13). Der ganze Sanktionsabschnitt richtet sich gegen Übergriffe der Erben und Verwandten, sodann gegen den König oder dessen Stellvertreter, die Richter oder Personen, die durch die Anwesenheit des Dux zur Einsprache bewogen werden könnten. Der vorliegende Passus mutet durchaus formelhaft an, doch findet sich ein gleicher oder ähnlicher Wortlaut nur selten. Der rechtliche Hintergrund dafür ist in der aus der spätrömischen u. merovingischen Gesetzgebung bekannten Schutzbestimmung für die gesetzliche Erfolge gegenüber anderslautenden Praecepten des Königs zu suchen. Es mag hier besonders an den häufig eintretenden Fall gedacht worden sein, in dem der königliche Hof oder dessen Vertreter, der ordentliche Richter oder durch diesen einzelne Personen zu Gunsten ausgeschlossener, d. h. von der Schenkung von Todes wegen benachteiligten Erben intercedieren würde, vgl. Lex Romana Curiensis I/2, 1 (MG. LL. V, S. 306); die Praeceptio Chlotharii II. (584-628), 2 (MG. Capit. I, S. 18) und das Edictum Chlotharii II. (614 Okt. 18), 6 (MG. Capit. I, S. 21), dazu *H. Auffroy*, Evolution du testament en France des origines au XIII[e] siècle, Paris 1899, S. 193, 194. — Die Erwähnung des Dux in der *praesentia dogalium* geht wohl am ehesten, wie *R. Heuberger*, Rätien im Altertum und Frühmittelalter, Innsbruck 1932, S. 272 annimmt, auf einen für bestimmte Fälle delegierten Heerführer, nicht, wie *Müller*, Die Schenkung des Bischofs Tello, S. 43 vermutet, auf den Herzog von Alemannien, doch wird hierüber nur eine besondere Untersuchung der frühmittelalterlichen Ämter genaueren Aufschluß geben können. — Im Sanktionspassus zweifelhaft ist die Lesart von *cura* in den St. Galler und Pariser Hss. gegenüber dem *curia* der Wiener Hs. (die handschriftliche Überlieferung des Tellotestamentes vgl. S. 21), welcher die Literatur im allgemeinen den Vorzug gibt. Beide Versionen sind möglich. Der Wegfall des *i* von *curia* ist auch anderwärts belegt (vgl. *Cura* statt *Curia* in Bündner Ub. I, 7), anderseits aber ergibt die Belassung des *cura* in der Bedeutung von Amt, Amtsbefugnis ebenfalls einen guten Sinn, der sich in ähnlicher Form und in ähnlichem Zusammenhange gleichzeitig wieder findet (Lex Romana Curiensis XII/2, 3; MG. LL. V, S. 389).

[2] Die Ausstellungsformel ist verdoppelt, dem Datum voraus geht das dem rätischen Urkundenformular entsprechende *facta carta* (vgl. dazu *Helbok*, Reg. Vorarlberg, S. 26), während das *acta Curia in civitate* nachfolgt. Die römische Urkunde und auch die Überlieferung der späteren Zeit kennt demgegenüber nur das *actum*, vgl. *Stouff*, De formulis, S. 24, doch besteht kein Anlaß, den hier vorliegenden Wortlaut als unecht zu betrachten.

Unterzeichner auf eine Verkoppelung zweier Zeugenlisten von sieben und fünf, doch ist dies weder vom formalen noch vom rechtlichen Standpunkte aus notwendig [1]. Die Zeugenlisten des 7. und 8. Jahrhunderts kennen im allgemeinen noch nicht jene bestimmte Reihenfolge nach Stand und Amt, wie sie die spätere Überlieferung aufweist. Sehr häufig wird allerdings zwischen dem geistlichen und weltlichen Stande geschieden, wobei jener vorauszugehen pflegt, im Übrigen aber bleibt die Folge der Unterschriften schwankend [2]. Beim Tellotestament tritt im Beson-

[1] Die These von *Streicher*, Die Carta donationis, S. 18, 19 und *Müller*, Die Schenkung des Bischofs Tello, S. 45 von der Duplizität der Zeugenliste ist zwar bestechend, doch besteht keineswegs Sicherheit. Allerdings verlangt die Lex Romana Curiensis, in deren Rechtsgebiet die Telloschenkung entstanden ist, zur Gültigkeit eines Testamentes oder einer Schenkung mindestens fünf Zeugen, Schöffen oder Curialen, bestimmt aber, daß mehr als sieben keine erhöhte Rechtskraft verleihen (vgl. Lex Romana Curiensis MG. LL. V, S. 342 IV/4 ; Lex Romana Curiensis V/1, S. 352). Es ist also eine beliebig höhere Anzahl von Zeugen zugelassen, ohne aber eine Veränderung der Rechtsfolgen zu bedingen. Dem entspricht auch die tatsächlich in den Urkunden vorgefundene Zahl der Zeugen ; die Zahl sieben kommt vielleicht am häufigsten vor, aber auch fünf, sechs, acht, neun und mehr lassen sich nachweisen, vgl. dazu das S. 3 Anm. 3 zitierte Vergleichsmaterial. Zuweilen ist die Zahl der Zeugen noch höher, vgl. bes. *Auffroy*, Evolution du testament, S. 238. Es geht daraus hervor, daß die Zwölfzahl im Tellotestament nicht aus der Zusammenfassung zweier Urkunden erklärt werden darf, sie entspricht vielmehr dem ihm eigentümlichen breiten Ausbau des gesamten Formulars. Über die Curialen der Zeugenliste vgl. noch S. 28 Anm. 1. Die Echtheit der Zeugenliste ist insbesondere noch in der Arbeit von *F. Schupfer*, Il testamento di Tello vescovo di Coira de la legge romana udinese, in Atti della R. Accademia dei Lincei, S. IV, Cl. di scienze morali, storiche e filologiche, vol. VI/1, memorie 1889, S. 326 ff. bezweifelt worden. Wenn auch die Schlußfolgerungen Schupfers bezüglich der Unechtheit des Tellotestamentes nicht geteilt werden können (vgl. dazu bes. die Studie von *G. L. Zanetti*, Le Legge Romana Retico-Coirese o Udinese, Milano 1900 und das Referat über die Lehrmeinungen bei *Müller*, Die Schenkung des Bischofs Tello, S. 10, 11), so sind wenigstens in diesem Falle seine Argumente gegen die Echtheit beachtenswert. Die Zeugenliste ist nach ihm gefälscht, da sie zu dieser Zeit ungebräuchliche Herkunftsbezeichnungen enthält, die Zeugen sind nach ihm auch örtlich zu weit vom Ausstellort abliegend, als daß sie unbestritten hingenommen werden konnten. Schupfer beobachtet richtig, daß die Herkunftsbezeichnung in der Zeugenliste im 8. Jahrhundert sehr selten erscheint, doch sind solche gerade aus dem rätischen Gebiet in einigen Fällen überliefert, so daß kein Anlaß besteht, das Tellotestament hierin anzufechten (vgl. St. Galler Ub. I, Anm. 4 : II, 458 ; *R. Durrer*, Ein Fund von rätischen Privaturkunden aus karolingischer Zeit, in Festgabe für G. Meyer von Knonau, Zürich 1913, S. 20, 24). Auch die Beamten werden in den rätischen Quellen, wie auch in den übrigen des fränkischen Reiches durchaus als solche genannt. Was die Entfernung der Zeugenwohnsitze vom Ort der Ausfertigung der Urkunde anbetrifft, so dürfte dieser Einwand kaum ins Gewicht fallen, vgl. *Müller*, a. a. O. S. 98, 99.

[2] Eine bestimmte Reihenfolge, durch welche geistliche und weltliche Zeugen auseinandergehalten würden, ist in der rätischen Überlieferung der gleichen Zeit

dern noch der Umstand hinzu, daß das Original fehlt und die Abschriften dessen Schriftbild nicht vermitteln, so daß wir nicht wissen, ob die Zeugen in gewöhnlicher Reihenfolge oder kolonnenweise notiert worden sind.

Offensichtlich beruht die Tellonische Schenkung in bestimmten Formularteilen auf echter Grundlage. Anderseits finden sich aber auch Stellen, welche gegen die Echtheit sprechen. Mehrere Abschnitte enthalten Sätze, welche in keinem richtigen Zusammenhange mit dem Vor- und Nachsatz stehen oder am falschen Orte eingefügt sind und aus diesem Grunde unmöglich zum ursprünglichen Formelbestand gehört haben können. Eine erste, ohne wörtlichen Ansatz eingeschobene Stelle ist *quas in hoc loco constructas esse scimus — sunt quorum* [1]. Auch die Ahnenreihe Tellos steht ohne Beziehung zum übrigen Text und ist auch inhaltlich nicht urkundengemäß [2]. Ebenfalls verderbt ist der Passus über die Reservierung der Quart, wie ein Vergleich mit der Formel der rätischen Urkunden oder der Überlieferung aus Burgund und Südfrankreich zeigt [3]. Innerhalb der Sanktion ist auch der Abschnitt *et contra hoc factum — de peccatis promereri* in seinem Gedankengang unterbrochen und sprachlich fehlerhaft [4]. Zur Vorsicht mahnt sodann die Ausführlichkeit der Sanktion selbst. Stilistisch fällt jedenfalls der zweite Teil *et quantum de peccatis nostris — deserviunt* aus dem übrigen Zusammenhang heraus und dürfte daher nicht zum ursprünglichen Texte gehören [5]. Überblickt man den zweiten Teil der Tellourkunde aber als Gesamtes, dann bemerkt man die ständige Wiederkehr

und des 9. Jahrhunderts nicht festzustellen. Die übrige fränkische Tradition kennt sie im Allgemeinen, unterläßt aber im Weiteren eine Aufzählung nach Amt und Würden der Zeugen, vgl. z. B. *Pardessus*, Diplomata II, S. 45, 51, 54 ff.; in langobardischen Quellen findet diese Trennung wieder seltener statt und die Zeugen werden öfters ohne Rücksicht auf ihr geistliches oder weltliches Amt aufgeführt, vgl. *Schiaparelli*, Codice diplomatico Longobardo I, 11, 109, 114.

[1] Vgl. Bündner Ub. I, 17*, S. 14 Z. 21; echt, aber in der inhaltlichen Erklärung strittig ist der Passus *qua ego indignus ac si peccator Tello episcopus possidere videor. Streicher*, Die Carta donationis, S. 20 und *Müller*, Die Schenkung des Bischofs Tello, S. 50 sehen darin den Hinweis darauf, daß Disentis Eigenkloster Tellos gewesen sei, doch beruht diese Interpretation auf irrtümlicher Auffassung des *qua*, welches sich nicht auf das *monasterium* bezieht, auch nicht, wie Streicher meint auf *Desertina*, sondern auf das Gut, das Tello der Kirche Disentis schenkt, vgl. dazu *E. Poeschel*, Die Kunstdenkmäler des Kantons Graubünden V, Basel 1943, S. 6 Anm. 2.

[2] Bündner Ub. I, 17*, S. 15 Z. 1-4.

[3] Bündner Ub. I, 17*, S. 20 Z. 30; vgl. dazu S. 11.

[4] Vgl. Bündner Ub. I, 17*, S. 21 Z. 15-22.

[5] Vgl. Bündner Ub. I, 17*, S. 22 Z. 3-12.

des Satzes *et ipsum revertatur post obitum nostrum ad ipsum monasterium* [1]. Er verleiht der Fassung der Urkunde in diesem Abschnitte etwas so Stereotypes und weicht darin so vom Stil des ersten Teiles und der Sanktion ab, daß diese Erscheinung irgendwie erklärt werden muß.

Streicher und Müller haben als wichtigste Nahtstelle im Innern der Urkunde den Satz *Isti omnes revertantur post obitum nostrum ad ipsum monasterium sanctae Mariae seu sancti Martini seu sancti Petri* bezeichnet [2]. Nun zeigt sich aber an dieser Stelle bis *in Ceipene protionem meam ex integro* [3] abgesehen von den erwähnten Sätzen, wie *isti omnes revertantur- sancti Petri* und *sit datum et concessum seu sancti Petri, quas damus ad ipsum monasterium, quod superius nominavimus* [4] gegenüber der vorangehenden Description der Schenkungsobjekte keine Stilverschiedenheit. Entweder ist sie unter starkem Einfluß des Diktates des ersten Urkundenteiles entstanden oder diese rühren von einer Überarbeitung des ganzen Passus her.

Die Hauptveranlassung zur Scheidung zweier Urkunden haben jedoch besondere Merkmale in der Fassung des weiteren Textes gegeben. Es ist aufgefallen, daß im ersten Teile der Disposition die dem Kloster Disentis übertragenen Güter nach dem Anstößer beschrieben, hier aber und im Folgenden nach dem Besitzer bezeichnet werden [5]. Den Schlüssel für diesen Stilunterschied finden wir im Inhalt. Im Anfangssatz dieses Teiles *Item definimus de fidelibus nostris, quibus, quantum concessimus, nobis viventibus et post obitum nostrum donamus* [6] bestimmt Tello das Gut, das er seinen Getreuen zu Lebzeiten ausgegeben hat und was er ihnen nach seinem Tode zuteilt. Der weitere Text sagt demnach stets aus, welches Gut ein Getreuer innehat, wobei bei einigen hinzugefügt wird, daß gewisse Besitzungen auch nach Tellos Tode dem gegenwärtigen

[1] Vgl. Bündner Ub. I, 17*, S. 19 Z. 5, 12, 27; S. 20 Z. 1, 6, 8, 9, 12, 15, 20, 21, 27.

[2] *Streicher*, Die Carta donationis, S. 16 ff. und *Müller*, Die Schenkung des Bischofs Tello, S. 41 und dazu den Druck bei *Streicher*, a. a. O. S. 8 und *Müller*, a. a. O. S. 32.

[3] Vgl. Bündner Ub. I, 17*, S. 19 Z. 5-21.

[4] Vgl. Bündner Ub. I, 17*, S. 19 SZ. 5, 12, 14, 19.

[5] Die folgenden Beispiele mögen genügen: *Item in territoriis agrum ad Buliu modiales saxaginta quinque confiniente ad ipsam curtem, alia parte ad sanctum Columbanum.* Die Getreuen werden folgendermaßen bezeichnet: *Imprimis Lidorius tenet specium, quem colit Vidales cum omnia adpertinentia sua* (Bündner Ub. I, 17*, S. 19 Z. 23). Bei den Höfen des ersten Teiles und deren einzelnen Gütern werden, wie es das Formular der Zeit erfordert, auch der *introitus* und die Pertinenzen erwähnt, im zweiten Teile fällt dies naturgemäß dahin.

[6] Vgl. Bündner Ub. I, 17*, S. 19 Z. 22.

Inhaber verbleiben sollen. Daraus geht klar hervor, daß die Namen der Besitzer für diese Bestimmungen die Hauptsache sind, während im ersten Teile der Urkunde die Güter im Vordergrunde stehen und als solche nach ihrem Anstößer bezeichnet werden. Sachlich ist zur Erklärung dieses ganzen Passus nachzutragen, daß die den Getreuen ausgegebenen Besitzungen zu den Höfen von Ilanz, Ruschein, Waltensburg, Truns und Sagens gehören, welche durch die Schenkung Tellos Disentis zufallen. Daraus ergibt sich die Notwendigkeit, zu Gunsten des Klosters gerade den Heimfall dieser Güter besonders zu betonen. Der Hauptgrund zur Scheidung zweier Texte ist damit dahingefallen, und die Frage ist nun die, wie es mit den geringen Abweichungen der immer wiederkehrenden Formel *ipse revertatur post obitum nostrum ad ipsum monasterium* steht, die in Sprachstil und Häufung vom ganzen übrigen Texte absticht. Trennt man diese Nachsätze völlig aus der Urkunde heraus, dann ergibt sich eine Textfolge, welche durchaus normal erscheint. Eine Scheidung in zwei verschiedene Diktate, wie sie Streicher und Müller vornehmen, fällt damit außer Betracht. Daß tatsächlich eine Verunechtung durch Einschieben der erwähnten Stellen stattgefunden haben muß, wird die Untersuchung einiger weiterer verderbter und verdächtiger Sätze zeigen.

Der erste wesentlich verderbte Passus findet sich in der Arenga *Et dum — constructum esse scimus* [1]. In diesem Satzteile kommt das Wort *constructas, constructa, constructum* dreimal vor, das *seu caeterorum sanctorum* steht am unrichtigen Orte, das *quorum nomina* wird nicht fortgesetzt und das *in hoc loco constructa sunt* besitzt keinen Anfang. Außerdem korrespondiert die Verbalkonstruktion *constructum esse scimus* in keiner Weise mit dem Nebensatz von *quorum norma*. Dagegen ist der Satzteil *qua ego indignus – transfundo* unbedenklich. Er bildet denn auch den Ausgangspunkt für den Versuch, die verderbte Stelle zu rekonstruieren. Wie aus dem echten Nachsatze hervorgeht, muß sie ungefähr den Inhalt gehabt haben, daß, weil in Disentis eine Kirche oder ein Kloster steht, Tello diesem seine Besitzungen überträgt. Sicher nicht zu beanstanden ist dabei die Konstruktion *et dum ecclesiae ... in loco qui dicitur Desertina constructum esse scimus*, ebenso die Formel *norma plurimorum servorum dei*, welche ausgesprochen merovingischen Charakter besitzt [2]. Nicht in diesen Zusammenhang hinein gehört in-

[1] Darauf weist auch *Müller*, Die Schenkung des Bischofs Tello, S. 40 hin.

[2] Das *norma* vorausgehende *quorum* ist verdorben aus *cum norma*, wie sich aus dem Formular gleichzeitiger Urkunden ergibt, vgl. *Pardessus*, Diplomata II, S. 370.

dessen von Vorneherein das *monasterium regularium*. Außerdem entspricht die Mehrzahl der *tres ecclesiae* nicht der durch den echten Hauptsatz festgelegten Einzahl *dono et ad ipsam ecclesiam ... transfundo*. Auch hier hat eine Überarbeitung stattgefunden. Nehmen wir das Problem von Ein-oder Mehrzahl der Kirchen voraus, dann ist festzustellen, daß im Innern der Urkunde, vor allem in der dafür maßgebenden Cessionsformel und in der Aufzählung der Hofkomplexe stets die Einzahl verwendet wird [1]. An andern, besonders hervortretenden Stellen aber, wie bei der Nennung der Kirche und deren Lageangabe, in der Sanktion und in der Poenformel ist die Einzahl durch die Mehrzahl ersetzt worden [2]. Was diese Veränderung recht eigentlich verdächtig macht, ist die Einführung von gerade drei (*tres*) Kirchen, also der Hinweis auf einen tatsächlichen Baubestand, wie er sonst in keiner gleichzeitigen Urkunde vorkommt. Das *monasterium regularium* stellt an diesem Platze zweifellos einen Einschub dar. Es wurde schon oben gegen jene, besonders im zweiten Teile der Urkunde sich häufenden Sätze *quas damus ad ipsum monasterium, ipse revertantur ... ad ipsum monasterium* der Verdacht der Unechtheit geäußert. Auf Grund des Zusatzes von *monasterium regularium* wird es zur Gewißheit. Verfolgt man die Stellen, welche das *monasterium* enthalten, dann ergibt es sich, daß sie meist auch das Possessivpronomen *nostrum* aufweisen, während der Text im Übrigen in Einzahl (*cedo, dono, meam*) gefaßt ist [3]. Sie lassen sich leicht und einwandfrei aus der Urkunde herauslösen, wie dies beim Worte *ecclesia*, das eng mit dem Texte verbunden ist, nicht möglich wäre. Die Gesamtheit der *monasterium — nostrum* Sätze bildet demnach eine einheitliche Überarbeitungsschicht. Entfernt man sie,

In der Karolingerzeit verschwindet dieser Ausdruck und wird ersetzt durch *turma*, vgl. MG. Form. S. 267 (Cod. Lindenbrogius) ; *Auffroy*, Evolution du testament, S. 692.

[1] Vgl. Bündner Ub. I, 17*, S. 14 Z. 25 ; S. 15 Z. 8 ; S. 17 Z. 24.

[2] Vgl. Bündner Ub. I, 17*, S. 14 Z. 18 ; S. 21 Z. 14 ; S. 22 Z. 13.

[3] Da der Wechsel von Singular und Plural auch als Stilmittel verwendet wird, läßt sich eine solche Trennung allerdings nicht im strengen Sinne vornehmen. So findet sich denn auch die Wir-Form in Textteilen, welche als durchaus echt betrachtet werden müssen. Tello redet von sich zumeist im Singular, bei der Bestimmung über die Güter seiner Getreuen mehrfach im Plural (*item definimus*, dann *item coloniam in ipso Falariae, ... donamus ... post obitum nostrum ... et ipsum Drucionem statuemus*, vgl. Bündner Ub. I, 17*, S. 19 Z. 22 ; S. 20 Z. 28). Für den Wechsel von Singular und Pluralformen innerhalb ein und derselben Urkunde vgl. MG. Form. S. 476 (Collectio Flaviniacensis 8) ; *Schiaparelli*, Codice diplomatico Longobardo I, 23.

dann liegt die ganze Disposition formal geschlossen vor uns, ohne daß ein Grund bestünde, zwei verschiedene Urkunden anzunehmen.

Gleiche stilistische Merkmale deuten darauf hin, daß auch der Quartpassus überarbeitet worden ist [1], und zwar gleichzeitig mit der eben festgestellten Verunechtung der Descriptio. Wohl gehört nach dem überlieferten Urkundenformular der Vorbehalt der Quart hieher, doch entspricht die vorliegende Fassung in keiner Weise der sonst bekannten Formel. Sie ist hier zudem so stark überarbeitet, daß ihr ursprünglicher Wortlaut kaum mehr zu Tage tritt. Der Quartpassus lautet in der Regel *quartam (portionem) vero legitimis heredibus reservo* [2], *praeter ista omnia reservamus in falcidia heredibus nostris villas illas in pago ...* [3] oder in den rätischen Urkunden *exceptu falsicia anteposita, hoc est quarta porcione* [4]. Der im Tellotestament gegebene Quartpassus *Hoc stabilimentum propronimus et quidquid immemores fuimus aut in hac donatione sanctorum non conscripsimus praeter quartam, quam reliquimus curti nostrae Flumini zeigt* , daß der Sinn der Quart als Vorbehalt zu Gunsten der Erben, wie er vom römischen Rechte und später teilweise auch von den Vulgärrechten gefordert wird, verloren gegangen ist [5]. Der Satz bezweckt die Sicherung der Tellonischen Schenkung für Disentis, und auch die Art wie die Quart verwendet wird, deutet auf dasselbe Ziel hin. Ihre Lokalisierung, wie sie das Tellotestament vornimmt, gehört nicht ursprünglich dazu, hat sich aber wie die Formeln und insbesondere die Urkundentradition in Rätien zeigen, während des 8. Jahrhunderts eingebürgert. In dieser Form bezweckt sie nicht so sehr den ausdrücklichen Vorbehalt eines Erbenteiles, als eine Sicherung der Schenkung gegenüber der Anfechtung durch erbberechtigte Hinterlassene des Schenkers [6]. Der Einschub des *Hoc stabilimentum — uti conscripta est*

[1] Vgl. Bündner Ub. I, 17*, S. 20 Z. 29.

[2] MG. Form. S. 144/17 (Form. Turonensis) ; ähnlich auch S. 18 (Form. Andecavenses 41).

[3] MG. Form. S. 476 (Collectio Flaviniacensis 8).

[4] St. Galler Ub. II, 421. Zur Entwicklung der Quartformel vgl. auch *Stouff*, De formulis, S. 52 ff.

[5] Hinsichtlich der Lex Romana Curiensis vgl. lib. VIII/5, MG. LL. V, S. 361. Auch hier heißt die Formel *quartam reservare* und zeigt keinerlei Gemeinsamkeiten mit dem Quartpassus des Tellotestamentes. Über die praktische Anwendung der Falcidia, insbesondere über die Lokalisierung gibt die Lex Romana Curiensis keine Anhaltspunkte.

[6] Über die Entwicklung der Falcidia vgl. *K. Zeumer*, Über Alter und Heimat der Lex Romana Raetica Curiensis, in Zeitschrift der Savignystiftung für Rechtsgeschichte, Germ. Abt. 9 (1888), S. 30 ff., dazu auch *E. Meyer-Marthaler*, Die Gamertingerurkunden, in Ztschr. f. schweiz. Gesch. 1945, S. 505, beide allerdings

permanere hat außerdem einen Zusatz erhalten, der wohl in noch späterer Zeit dazu dienen sollte, die Wirkung des Quartpassus zu erklären: Das *de omnibus rebus nostris absolucionem* [1] paßt in keiner Weise zum übrigen Satze, dürfte aber für sich allein als Inhaltsangabe des ganzen Passus zu verstehen sein. Es bezeichnet dann nämlich die Befreiung der geschenkten Güter von der Belastung durch eine Quart, die auf ein näher beschriebenes, jedoch nicht zum Klosterbesitz gehörendes Gut gelegt wird.

Weitere Überarbeitungen finden sich noch in der Sanktion und in der Poenformel. Nehmen wir diese voraus, so verrät sie sich mit ihrer unmöglichen Einleitung *Et super haec omnia insuper sit culpabilis* als verunechtet. Das *super haec omnia* ist spätere Zufügung zur einfachen Formel *Et insuper sit culpabilis*, wie sie im 8. Jahrhundert lautet. Der Einschub ist allerdings inhaltlich notwendig geworden, da er sich auf den vorausgehenden Poenkatalog *et quantum de peccatis nostris — deserviunt* [2] bezieht, welcher sich seinerseits als eine spätere Zutat erweist. Ein Vergleich mit zeitgenössischem Urkundenmaterial zeigt nämlich, daß die Sanktion des Tellotestamentes in Inhalt und Stilfolge echt ist, sofern dem *gehenna sine fine obtineat* sogleich die Bußformel angeschlossen wird. Die numerierte Poen nimmt sich in jeder Beziehung als Fremdkörper aus [3].

Auch der Beginn der Sanktion ist sichtlich verunechtet. Nach *hiis abstrahere* folgt ein Nebensatz *et contra hoc factum — noscitur pervenisse*, welcher zwar an das Vorhergehende anknüpft, dann aber Dinge behandelt, welche nicht in diesen Zusammenhang hineingehören. Vergleicht man diese Stelle mit Urkunden des 8. Jahrhunderts, dann erkennt man leicht, daß sie überarbeitet ist, denn es gelingt, nach längerem Einschub, welcher noch den Satz *Hoc stabilimentum — obfirmari* umfaßt [4], mit

mit der Einschränkung, daß die Lokalisierung der Quart, bzw. Falcidia, wie die Stelle in der Collectio Flaviniacensis zeigt (MG. Form. S. 476), auch außerhalb Churrätiens vorkommt.

[1] Vgl. Bündner Ub. I, 17*, S. 20 Z. 31.

[2] Die vorliegende Stelle und auch die übrigen überarbeiteten Sätze der Sanktion stimmen mit Trennungen der Viktor- und Tellourkunde, wie sie Streicher und Müller vornehmen, weitgehend überein, finden aber eine wesentlich andere Erklärung.

[3] Die Formel ist spanisch-westgotischen Ursprungs und geht nach dem Liber de numeris von Isidor von Sevilla (7. Jahrhundert), zu dessen Überlieferung vgl. *I. Müller*, Rätien im 8. Jahrhundert, in Ztschr. f. Schweiz. Gesch. 1939, S. 379.

[4] Vgl. Bündner Ub. I, 17*, S. 20 Z. 29. Man beachte hier die stilistische Übereinstimmung mit dem Quartpassus. Die Stelle zeigt keine wesentlichen alteren Stilelemente, auch das *noscitur pervenisse* gehört frühestens in die Karolingerzeit, vgl. dazu *Müller*, Die Schenkung des Bischof Tello, S. 61.

quod ego indignus sana mente et sospite corde den Anschluß an das *hiis abstrahere* zu finden. Die Fortsetzung von *sana mente* entspricht im Sprachstil der Arenga und geht auch inhaltlich einwandfrei aus dem Vorherigen hervor. Der Einschub dagegen paßt sich bezeichnenderweise der Fassung der *monasterium - nostrum* - Sätze an und kann im Einzelnen formal nicht zeitgenössisch sein. Im eingeschobenen Texte von *et contra hoc factum — obfirmari* bedarf der Passus *ut ita fieret mandatum, ut haec conscriptio proprietatis facultatum nostrarum fieret* noch einer näheren Untersuchung, ebenfalls im folgenden echten Satzschluß das *me vivente patris mei praecepta* und das *qui superius conscripti sunt* [1], denn beide Stellen wollen sich dem bekannten Urkundenformular nur schwer eingliedern. Ungewohnt ist vor allem der Relativsatz *qui superius conscripti sunt*, den wir zuerst abzuklären suchen. Er enthält offenbar einen Hinweis auf die *parentes*, welche zu Beginn der Disposition aufgezählt werden. Was diese Verwandten- und Ahnentafel jedoch anbetrifft, so wissen wir, daß sie am unrichtigen Orte steht, denn sie folgt nicht etwa dem *vel parentum meorum*, zu dem sie am ehesten gehören würde, sondern der Donationsformel *dono ... et transfundo*. Da die letztere aber unzweifelhaft echt und für die ganze Satzkonstruktion unentbehrlich ist, kann die Stellung der Verwandtenreihe nur auf einem Abschreibefehler beruhen, oder geht auf eine spätere interlineare oder marginale Zufügung zurück, welche am falschen Orte eingeschoben wurde. Gemessen an gleichzeitigem Urkundenmaterial fällt sie ganz aus dem Rahmen und ist daher kaum als ursprünglich anzusehen, sondern stellt zusammen mit dem ihr entsprechenden Hinweis *qui superius conscripti sunt* eine verunechtende Zutat dar. Ähnlich wie das *qui superius conscripti sunt* paßt auch das *me vivente patris mei praecepta* in keiner Weise zu seiner Umgebung. Wenn nämlich vorher ausgeführt wird, daß Tello aus eigenem Entschlusse gehandelt habe, so betont der Passus nun im Gegensatz dazu, daß die Schenkung auf Befehl seines Vaters ausgeführt werde. Allerdings sagt auch die Sanktionsformel, daß die Aufzeichnung der übertragenen Güter auf die Anordnung Viktors zurückgehe, doch ist diese Stelle, wie oben ausgeführt wurde, jüngeren Ursprungs. Sicher ist jedenfalls, daß das *me vivente patris mei praecepta* nicht gleichzeitig ist, sondern als spätere Zutat betrachtet werden muß. Unklar bleibt nun noch der Nebensatz *ut ita fieret mandatum*. Er liegt innerhalb der bereits als Einschub erkannten Stelle *et contra hoc factum — noscitur*

[1] Vgl. Bündner Ub. I, 17*, S. 21 Z. 21.

pervenisse und hat hier eine Doppelung der Nebensätze *ut ita fieret mandatum, ut haec conscriptio . . . fieret* bewirkt, welche vom klaren Stile des übrigen Textes abweicht. Ursprünglich mag das Satzgefüge *quod ipse praecepit, ut haec conscriptio . . . fieret* geheißen haben, ist aber durch den nachträglichen Einschub des zweiten Nebensatzes auseinandergerissen worden. Es liegt hier somit wie beim Quartpassus eine Ineinanderschachtelung zweier verschiedener Zusatzgruppen vor, welche sich zeitlich nicht entsprechen können. *Ut fieret mandatum* muß dabei jünger, der ganze Satz *et contra hoc factum — noscitur pervenisse* dagegen älter sein.

Gehen wir zurück zu der schon teilweise behandelten verderbten Stelle am Beginne der Disposition [1], so zeigt sich, daß diese wie der vorhin besprochene Passus der Sanktion ebenfalls auf einer zweimaligen Verunechtung beruht. Der verfälschte Satz konnte bis auf die Worte *quas in — sunt quorum* erklärt werden. Um auch für diese eine Lösung zu finden, ist vor allem zu beachten, daß das *seu caeterorum sanctorum* nicht am richtigen Platze steht, das *quas — scimus* eingeschoben und das *quorum nomina* ohne Fortsetzung geblieben ist. Es gehören aus diesem Grunde *seu caeterorum — constructa* zusammen und rühren von ein und derselben Verunechtung her. Das *quorum nomina* dürfte aber erst hinzugefügt worden sein, als das *seu caeterorum constructa* bereits feststand, denn es ist eher als Entgleisung eines Schreibers zu betrachten, der schon das im Hinblick auf die Mehrzahl der Kirchen zu korrigierende *cum norma* in *quorum norma* im Auge hatte, als daß hier Heiligennamen ausgefallen wären [2]. Die ganze Zufügung *quas in hoc loco — sunt quorum* ist somit sicher nicht in einem Male entstanden, sondern besteht aus zwei Schichten, von denen das *quas — scimus* zeitlich nach dem *seu — constructa* zu liegen kommt und überdies am falschen Orte angebracht worden ist. Im gleichen Abschnitte beruht, wie wir wissen, auch das *monasterium regularium* auf späterem Zusatz. Er kann jedoch nicht gleichzeitig sein mit den Ergänzungen jenes Schreibers, welcher die Mehrzahl der Kirchen (*tres ecclesiae*) eingeführt hat. Das *monasterium regularium* hat stilistisch das *constructum esse* für sich in Anspruch ge-

[1] Vgl. S. 7.

[2] Das *sunt*, welches mit *constructa* nicht im Einklang steht, dürfte vom Schreiber nach der Veränderung der Ein- die Mehrzahl der Kirchen verbessert worden sein. Auf die gleiche Ursache geht natürlich auch das *quorum* vor *norma* zurück, wobei allerdings die Frage offen gelassen werden muß, ob nicht ein getilgtes und falsch eingefügtes *quorum norma* später als *quorum nomina* laufend abgeschreiben wurde.

nommen, den *tres ecclesiae* korrespondiert das *quas in hoc loco constructas esse scimus*. Diese Stelle gehört demnach zusammen mit dem *quorum nomina* zur zweiten und jüngeren Schicht. Das Einschieben des *quas — scimus* am unrichtigen Orte erklärt sich dabei vielleicht ganz ähnlich wie der Zusatz der Ahnenreihe als interlineare oder marginale Bemerkung, welche bei der Abschrift an den falschen Platz geraten ist, doch wird dieser stark verderbte Passus wohl kaum jemals restlos aufgehellt werden können.

Eine letzte verdächtige Stelle findet sich noch in der Arenga. Es handelt sich um den Relativsatz *quod per primum parentum nostrum datum est* [1]. Er fügt sich dem breiten Stile der Arenga nur schwer ein und gehört außerdem zu den *nostrum* - Konstruktionen, von denen der größte Teil als Verunechtungen erkannt wurde. Sein Inhalt kann eine verschiedenartige Auslegung erfahren. Müller erblickt im *primus parens* einen Hinweis auf Adam und die von ihm in der Menschheit fortwirkende Erbsünde [2]. Wenn man jedoch beobachtet, daß dieser Nebensatz ein *proximorum meorum* erläutern soll, so kann über die Bedeutung kein Zweifel mehr walten. Es handelt sich hier um einen Hinweis auf die Schuld des Vaters Viktor, wie er durchaus der Klostertradition des 9./10. Jahrhunderts entspricht, welche Viktor als Urheber des Placidusmordes darstellt [3]. Inhaltlich handelt es sich deshalb um einen gleichen erklärenden Nebensatz wie bei der Quart, so daß sachliche wie stilistische Gründe für einen späteren Einschub sprechen.

Ordnet man sämtliche Verunechtungen zusammen, dann lassen sich zwei verschiedene Schichten unterscheiden. Eine einheitliche Zusatzgruppe bildet diejenige der Sätze mit *monasterium*. Sie ist vom formalen Standpunkte aus leicht zu erkennen. Ihr gehört einmal das *monasterium regularium*, das vorangehende *seu caeterorum sanctorum in hoc loco constructa* an [4], sodann der Einschub nach *Item curtem meam in Bregelo: quam addo — Item* [5], außerdem alle Zufügungen über den Heimfall der an Tellos Getreue ausgegebenen Güter. Daß auch der Quartpassus und die beiden größeren Abschnitte der Sanktion *et contra hoc factum — obfirmari* und *et quantum de peccatis nostris — deserviunt* der gleichen

[1] Vgl. Bündner Ub. I, 17*, S. 14 Z. 12.

[2] *Müller*, Die Schenkung des Bischofs Tello, S. 77.

[3] Wie *Müller*, Die Schenkung des Bischofs Tello, S. 77 mit Recht betont, kann die Legendenbildung um Viktor nicht vom Tellotestament ausgegangen sein; diese hat vielmehr ihrerseits die Verunechtung dieses Stückes mitbeeinflußt.

[4] Vgl. Bündner Ub. I, 17*, S. 14 Z. 21, 22.

[5] Vgl. Bündner Ub. I, 17*, S. 17 Z. 25.

Gruppe anzuschließen sind, wird die Betrachtung ihres Inhaltes zeigen. Die Mehrzahl der Einschübe betont, daß der Empfänger ein Kloster sei, daß alles Gut nach Tellos Tode an die Kirche Disentis falle, und daß die Objekte der Schenkung Eigengut Tellos und dessen väterliches Erbe darstellen. Die einzelnen Güter müssen also zur Zeit der Verunechtung noch gut nachweisbar gewesen sein, so daß es wichtig schien, deren Heimfall jedes Mal zu vermerken, da wahrscheinlich der Wortlaut der Einleitung *Item definimus de fidelibus nostris* nicht deutlich genug erscheinen mochte. Überblickt man die erwähnten Verunechtungen, so haben sie offensichtlich keine wesentliche Verfälschung des Inhaltes zur Folge gehabt. Auch im echten Textteil wird gesagt, daß Tello sein Privateigen schenke, das Erbe und von seinem Vater käuflich erworbenes Gut sei. Ebenso wird durch die Bestimmungen über den Heimfall der ausgetanen Besitzungen und Einkünfte der Rechtsinhalt nicht verfälscht. Ihr Zweck ist die Ergänzung der als ungenügend erachteten allgemeinen Klausel *Item definimus*, also eine stärkere Betonung des klösterlichen Eigentumsrechtes an den beschriebenen Gütern. Der darin ausgesprochenen Tendenz, die Schenkung zu sichern, kommt aber auch die Ausweitung der Poenformel und die Verunechtung des Quartpassus entgegen, die sich damit der ganzen Verfälschungsgruppe eingliedern.

Für die zeitliche Fixierung gibt der Stilbefund einigen Anhaltspunkt. Die eingeschobenen Stellen zeigen nicht mehr die formellen Merkmale des merovingischen Urkundenlateins, sondern gehören der Karolingerzeit an. Vom Inhalte aus gesehen kommt nur eine Zeitspanne in Betracht, während welcher die von Tello dem Kloster Disentis geschenkten Güter in Gefahr standen, und zwar aus dem Grunde, weil sie von anderer Seite aus nicht als einstiges Privateigentum des Bischofs betrachtet und deshalb angefochten wurden. In der Karolingerzeit aber lassen sich dafür nur die Folgen der nach 806 vorgenommenen Scheidung von Kirchen- und Reichsgut in Churrätien ins Feld führen. Gerade in der Gruob, wo das von Tello überkommene Disentiser Klostergut liegt, hat auch das Reichsgut starke Ausdehnung gewonnen [1]. Es kann deshalb

[1] Über die Divisio von Bistum und Grafschaft Chur, wie sie um 806 von Karl dem Großen vorgenommen wurde, vgl. *U. Stutz*, Karls des Großen divisio von Bistum und Grafschaft Chur, in Festgabe für *K. Zeumer*, 1909. Zum Reichsgut in der Gruob gehören fast alle Kirchen, vgl. das Reichsguturbar von 831, gedr. *C.* u. *Th. v. Mohr*, Codex diplomaticus ad historiam Raeticam (*Mohr*, CD.) I, 193 und die Zusammenstellungen von *H. Bertogg*, Beiträge zur mittelalterlichen Geschichte der Kirchgemeinde am Vorder- und Hinterrhein, phil. Diss. Zürich 1937, S. 143 ff.; zu den kirchlichen Verhältnissen auch *Poeschel*, Kunstdenkmäler IV.

diese Streulage die Trennung von Reichs- und Kirchengut, sei es nun bischöfliches oder klösterliches Eigen, sehr erschwert haben und diesem Umstand wäre die neue Fassung des Tellotestamentes als verstärkter Besitzestitel des Klosters zuzuschreiben [1].

Weniger einheitlich ist die zweite Verunechtungsschicht. Sie besteht aus kürzeren oder längeren Zusätzen, welche zudem oft am falschen Orte eingefügt sind. Es gehören dazu *quod per primum parentem nostrum datum est*, dann *tres ecclesiae istius, quas in hoc loco constructas esse scimus, quorum nomina, sunt quorum*, die Ahnenreihe und die kleineren Einschübe von erklärenden Nebensätzen, wie *de omnibus rebus nostris absolucionem* im Quartpassus, *ut ita fieret mandatum, me vivente patris mei praecepta* und *qui superius conscripti sunt* in der Sanktion. Vor allem aber sind hier auch alle anderen Stellen anzuführen, welche eine Mehrzahl von Kirchen in Disentis erwähnen. Es ist nun abzuklären, ob alle diese Zutaten demselben Geiste entsprungen sind, ob sie gleichzeitig entstanden sein können und damit vielleicht von einer einzigen Hand herrühren.

Hinsichtlich der Kirchenfrage wurde schon darauf hingewiesen, daß die maßgebenden Urkundenteile stets die Einzahl nennen und daß diese auch die ursprüngliche Form bildet, während die Mehrzahl auf späterer Verunechtung beruht. Als Patrone erscheinen in allen Fällen die Heiligen Maria, Martin und Petrus, nur ein einziges Mal wird die Existenz noch weiterer Patrone (*seu caeterorum sanctorum*) in einem Zusatz aus Karolingerzeit angedeutet. Vielleicht sind darunter die Klosterheiligen Placidus und Sigisbert zu verstehen [2]. Der ursprüngliche Wortlaut *ecclesia sanctae Mariae seu sancti Martini seu sancti Petri* erlaubt nun keineswegs einen Schluß auf den Baubestand. Bestimmt kann nur gesagt werden, daß zu Disentis eine Kirche oder ein Kloster mit drei Patronen

Einen guten Überblick über die Besitzverhältnisse in der Gruob bietet *F. Purtscher*, Studien zur Geschichte des Vorderrheintales im Mittelalter, in Jahresberichte der hist.-antiq. Gesellschaft Graubündens, 1911, S. 233-315; über die Güter des Klosters Disentis vgl. *Müller*, Die Schenkung des Bischofs Tello, S. 118 ff. und ders., Disentiser Klostergeschichte I, S. 26 ff.

[1] Über die das Kloster Disentis betreffenden Rechtsgrundlagen der Trennung vgl. S. 24 Anm. 2.

[2] So Streicher, Die Carta donationis, S. 22, 23. Obschon der Wortlaut eigentlich keinen sicheren Schluß zuläßt, sind doch für die Frühzeit außer Placidus und Sigisbert weitere Reliquien nicht nachzuweisen. Das Kirchenschatzverzeichnis von ca. 940 erwähnt Disentiser Reliquien ohne nähere Bezeichnung, vgl. *I. Müller*, Die Anfänge des Klosters Disentis, in Jahresberichte der hist.-antiq. Gesellschaft Graubündens, 1931, S. 76.

existiert. Die bauliche Entwicklung dagegen muß ganz unabhängig von der vorliegenden urkundlichen Erwähnung untersucht werden. Die bisherigen Feststellungen haben dabei ergeben, daß dem 7. oder 8. Jahrhundert eine Petruskirche (abgetragen 1745), eine erste Martinskirche und ein Reliquienkultraum angehören [1]. Davon ist die Kirche St. Martin noch vor der Mitte des 8. Jahrhunderts abgetragen und durch ein ungefähr an gleicher Stelle erbautes Gotteshaus ersetzt worden (St. Martin II, abgetragen 1683). Eine Kirche St. Mariae ist erst im 9. 10. Jahrhundert entstanden (abgebrochen 1895). Durchaus hypothetisch ist dagegen die bisherige Annahme einer ersten, dem 8. Jahrhundert angehörigen Muttergotteskirche, sie beruht einzig auf der verunechteten Angabe des Tellotestamentes von drei Kirchen, auf welche auch die drei Patrone verteilt zu werden pflegen [2]. Tatsächlich ist für die Zeit der Tellonischen Schenkung nur mit zwei Gotteshäusern zu rechnen, der Peterskirche, wohl der ältesten in Disentis überhaupt, und der Kirche St. Martin II, der nunmehrigen Hauptkirche. Beide lassen sich zwanglos unter der *ecclesia sanctae Mariae seu sancti Martini seu sancti Petri* verstehen, da die Dreiheit der Patrone keineswegs dagegen spricht. Mit dem Bau der Martinskirche II, um die Mitte des 8. Jahrhunderts dürfte auch die Einrichtung der benediktinischen Klostergemeinschaft stattgefunden haben [3], und es würde nicht wundern, wenn die neue Klosterkirche neben

[1] Zur Baugeschichte vgl. *Müller*, Disentiser Klostergeschichte I, S. 15 ff. und *Poeschel*, Kunstdenkmäler V, S. 11 ff.

[2] *Müller*, Disentiser Klostergeschichte I, S. 34, 35 nimmt an, daß eine der im Tellotestament erwähnten *tres ecclesiae* als Marienkirche unter Abt Ursicin um die Mitte des 8. Jahrhunderts entstanden sei und später vielleicht nur noch bauliche Veränderungen erfahren habe, während sie *Poeschel*, Kunstdenkmäler V, S. 16, nicht vor das 9./10. Jahrhundert datiert, jedoch auf Grund des Tellotestamentes eine erste Marienkirche, von der allerdings keine baulichen Überreste vorhanden wären, supponiert. In der Interpretation des Wortlautes des Tellotestamentes übergeht *Streicher*, Die Carta donationis, S. 21 die Einzahl *ecclesia*, nach ihm richtet sich die Viktorurkunde an die *tres ecclesiae*, die Telloschenkung an das *monasterium*, welches in den Besitz der drei Kirchen getreten ist. *Müller*, Die Schenkung des Bischofs Tello, S. 48, 49 hat den Gegensatz von Ein- und Mehrzahl der Kirchen, wie er sich im Tellotestament findet, bemerkt und bezieht die Einzahl *ecclesia* (entweder St. Peter oder St. Martin I.) auf das Mandat Viktors, die Mehrzahl *ecclesiae* und das *monasterium* als identisch auf die Schenkung Tellos, wobei sich allerdings auch im Texte Tellos die Einzahl eingeschlichen haben würde.

[3] Die bisherige zeitliche Fixierung der Errichtung des Klosters erfährt durch die vorliegende Lösung der Kirchenfrage keine Änderung; sie muß, auch wenn der Passus des *monasterium regularium* als Zusatz der Karolingerzeit erklärt wird, in die Regierungszeit des Abtbischofes Ursicin verlegt werden, vgl. dazu *Müller*, Anfänge, S. 19 und ders., Disentiser Klostergeschichte I, S. 33.

Martin, den sie von ihrer Vorgängerin übernommen hat, außerdem Maria zur Patronin erwählt hätte, wie das unter den Benediktinerklöstern der Zeit üblich ist [1]. St. Peter hat dabei an Wichtigkeit eingebüßt und ist an die letzte Stelle gerückt [2]. Erst im 9./10. Jahrhundert, nach dem Bau der Marienkirche ist die Grundlage für die *tres ecclesiae* des Tellotestamentes gegeben [3]. Die Verunechtung, welche durch die zahlenmäßige Bestimmung der Kirchen eingetreten ist, kann aber kaum verfälschender Absicht zugeschrieben werden. Sie diente vor allem der näheren Erklärung der ursprünglich allgemein als *ecclesia* bezeichneten Empfängerin der Schenkung und der Anpassung an den neuen Baubestand. Daraus ergibt sich für uns aber die Möglichkeit, den ganzen Vorgang zeitlich einigermaßen festzulegen : er kann nicht vor dem Bau der Marienkirche, also dem 9./10. Jahrhundert liegen und ist aus Gründen der Überlieferung nach dem 12. Jahrhundert nicht mehr anzunehmen [4].

Der gleichen Absicht, näher zu erklären und den Anschluß an das damalige Wissen zu vollziehen, ist auch der Einschub der Ahnenreihe entsprungen und mit ihr zusammen der entsprechende spätere Hinweis *qui superius conscripti sunt.* Erklärenden Charakter besitzt außerdem das *absolucionem de omnibus rebus nostris* im Quartpassus, ein Zusatz, welcher auf einen späteren Zeitpunkt angesetzt werden muß, als die ebenfalls verunechtete Quart selbst. In enger Beziehung zueinander stehen sodann die beiden letzten Zutaten *me vivente, patris mei praecepta* und *quod per primum parentem nostrum datum est.* Die erste betont, daß Tellos Vater Viktor der eigentliche Urheber der Schenkung sei, welche von seinem Sohne ausgeführt werden sollte, die zweite begründet dies mit seiner Sündhaftigkeit. Beide versuchen offensichtlich die Schenkung als Sühne Viktors für begangene Untaten darzustellen. Formal

[1] Vgl. dazu *Müller*, Anfänge, S. 64, 65.

[2] Möglicherweise wurde St. Peter als Patron ebenfalls zur Hauptkirche gezogen und gehört damit auch dem ganzen Kloster an, ähnlich schon *Müller*, Anfänge, S. 64, 65. Die Beziehungen zwischen den Kirchen und den zugehörigen Patronen löst *Streicher*, Die Carta donationis, S. 22 in der Weise, daß St. Peter einer sehr alten Kirche der Landschaft von Disentis angehörte, St. Martin I. von Sigisbert und Placidus gehütet worden wäre und Maria dem um 750 gebauten Kloster zugeschrieben werden müßte. Nach *Müller*, Die Schenkung des Bischofs Tello, S. 50 ist Sigisbert Hüter der Peterskirche, St. Martin I. wäre nach dessen Tode entstanden, mit dem Bau der Marienkirche zugleich das *monasterium* vollendet worden.

[3] Die Marienkirche würde vielleicht erst nach dem Einfall der Sarazenen um 940 errichtet ; zu letzterem *Müller*, Anfänge, S. 89 ff.

[4] Vgl. unten S. 21 über die Handschriftenüberlieferung.

passen die erwähnten Einschübe zur Gruppe von Textergänzungen des 9./10. Jahrhunderts; was jedoch die beiden letzten anbetrifft, so bedürfen sie noch der sachlichen Abklärung.

Die Eintragungen in den Verbrüderungsbüchern von Pfäfers und Reichenau vermitteln von Viktor ein durchaus positives Bild [1], während ihn anderseits die historiographischen und hagiographischen Quellen des 9.-11. Jahrhunderts als Tyrann und Mörder erscheinen lassen [2]. So erzählt die Vita sancti Galli aus dem 9. Jahrhundert von einem Angriff des rätischen Praeses auf das Kloster St. Gallen [3], die Disentiser Legende aber kennt ihn als Mörder des hl. Placidus. Als solchen führen ihn auch die beiden Sequenzen aus dem 9. 10. Jahrhundert, zwei Hymnen aus dem 10./11. Jahrhundert und insbesondere die ungefähr zur gleichen Zeit entstandene, im 12. 13. Jahrhundert aufgezeichnete Passio Placidi an [4]. Die früheste bildliche Darstellung, welche ihn zusammen mit Placidus und Sigisbert zeigt, entstammt ebenfalls dem 9. oder beginnenden 10. Jahrhundert und befand sich auf einem heute verlorenen Sarkophag der Kirche St. Martin II [5]. Der Verfasser der Einschübe von *me vivente, patris mei praecepta* und *quod per primum parentem nostrum datum est* hat nun sowohl die positive wie die negative Charakteristik der späteren Tradition vor Augen gehabt, als er das Tellotestament dem damaligen Wissensstand anzugleichen versuchte. Das Bild von Viktor als Wohltäter des Klosters einerseits, als Mörder des Placidus anderseits verband er dabei logisch als Sünde und Sühne. Zeitlich dürfte die Verunechtung zusammenfallen mit der Ausbildung der Placidus-

[1] MG. Libri confraternitatum, S. 295, 360. — Über die älteren, gleichzeitigen Quellen vgl. Bündner Ub. I, 11, 12 und *Müller*, Rätien im 8. Jahrh., S. 349. Sie geben aber keinen Hinweis auf das Verhalten Viktors.

[2] Auf diesen Gegensatz macht *Poeschel*, Kunstdenkmäler V, S. 6 Anm. 1, aufmerksam.

[3] Vita S. Galli, cap. 51, 52 und Vita S. Otmari, cap. 1, hrg. *G. Meyer v. Knonau*, in Mitteilungen z. vaterländischen Geschichte, hrg. vom Hist. Verein St. Gallen, NF. 2 (XII) 1870, S. 65, 72, 95 (auch MG. SS. II, S. 23, 24, 42), dazu *Müller*, Rätien im 8. Jahrhundert, S. 351.

[4] Die Sequenzen und Hymnen sind gedruckt bei *Müller*, Disentiser Klostergeschichte I, S. 254, 260, dazu ders., Anfänge, S. 118. Die Passio Placidi ist abgedruckt bei *P. Rousset*, La Passio Placidi de Disentis, in Ztschr. f. schweiz. Gesch. 1938, S. 249 und *A. v. Castelmur*, Die Rheinauer Handschrift der Passio des hl. Placidus aus dem Anfange des XIII. Jahrhunderts, in dieser Zeitschrift (für Schweiz. Kirchengeschichte) 1920, S. 252 ff.; dazu *P. E. Martin*, Les sources hagiographiques relatives aux Saints Placide et Sigisbert, Mélanges Lot, Paris 1925, S. 515 ff.

[5] *Müller*, Anfänge, S. 99 ff. und *Poeschel*, Kunstdenkmäler V, S. 26.

Legende und dem Aufschwung der Verehrung der Disentiser Heiligen im 9./10. Jahrhundert [1].

Hält man die verschiedenen Gruppen der zweiten Verfälschungsschicht zusammen, dann zeigt es sich, daß sie stets denselben Charakter aufweisen. Es handelt sich um einzelne Einschübe erklärender Art, die das traditionelle Wissen zur Geltung zu bringen versuchen. Sachlich müssen sie in gegenseitiger Übereinstimmung ins 9./10. Jahrhundert verlegt werden, so daß nichts der Annahme entgegensteht, daß hinter dem Vorgang der Verunechtung eine einzige Handlung steckt.

Die Feststellung einer zweimaligen Verunechtung des Tellotestamentes wirft auch einiges Licht auf die Entstehung der heutigen Textform. Das Original (A) Tellos vom Jahre 765 ist erstmals in Karolingerzeit, wahrscheinlich kurz nach 806 abgeschrieben und gleichzeitig verunechtet worden. Es ist jedenfalls kaum denkbar, daß so zahlreiche und verhältnismäßig lange Zusätze nur interlinear oder marginal angebracht worden wären. An dieser Abschrift (B) müssen nun im 9./10. Jahrhundert Bemerkungen am Rande oder zwischen den Zeilen niedergelegt worden sein, welche in einer dritten Kopie (C) am richtigen oder unrichtigen Platz mit abgeschrieben wurden. Welcher Zeit diese angehört, ist nicht sicher zu bestimmen. Der Gebrauch des e-caudata weist ins 10./11. Jahrhundert, spätestens aber ins 12. Jahrhundert, ebenso das *amen* der Invokation, welches in zwei der Handschriften, die den heutigen Text überliefern, enthalten ist [2]. Die Abschriften der Pfäferser Handschrift XXVI zu St. Gallen (D^1), des Ms. Latin 13790 der Nationalbibliothek Paris (D^2) und der Handschrift 383/32 des Haus-Hof- und

[1] Für die Entwicklung der Placidus- und Sigisbert-Verehrung ist auffällig, daß die Frühzeit mit Ausnahme des Reliquienkultraumes, der wohl diesem Zwecke diente, keine Zeichen speziellen Kultes überliefert. So gedenkt ihrer nicht einmal das Tellotestament, im Gegensatz zu den gleichzeitigen Urkunden, welche mit *ubi requiescit* ... das der Kirche zu Grunde liegende Märtyrergrab erwähnen. Die allgemeinen fränkischen Heiligen St. Peter und Martin und später Maria sind ebenfalls stärker als die einheimischen gewesen, so daß diese als Kirchenpatrone gar nicht in Frage kommen konnten. Die Legendenbildung in Disentis ist vielleicht erst durch die St. Galler Überlieferung angeregt worden. Auf alle Fälle hat der Placidus- und Sigisbertkult erst im 9./10. Jahrhundert an Ausdehnung gewonnen. Für sie spricht der Bau der Placiduskapelle zu Disentis, angeblich an der Stelle, wo Placidus von Viktor ermordert wurde (vgl. *Müller*, Disentiser Klostergeschichte I, S. 18 und *Poeschel*, Kunstdenkmäler V, S. 107), und deren Grundriß ins 9. Jahrhundert weist, sodann vor allem die seit dem 19. Jahrhundert von Zürich und später von Disentis sich ausbreitende Verehrung des Heiligen, darüber vgl. *Müller*, Anfänge, S. 110 ff., auch *Castelmur*, die Rheinauer Handschrift, S. 243 ff.

[2] Vgl. dazu *Müller*, Die Schenkung des Bischofs Tello, S. 22, 23.

Staats-Archives in Wien (D^3) gehen auf die nämliche Vorlage C zurück [1]. Die St. Galler Kopie des Jahres 1628 zeigt äußerlich eine als Titel in Kapitale ausgestaltete Invokation, ebenfalls in Kapitale sind die Namen Jesu, der Heiligen und Tellos geschrieben. Im Texte weist sie mehrere Überspringungen auf, die nicht korrigiert sind. Die Pariser Überlieferung von 1684 dagegen ist im Einzelnen sorgfältiger ausgeführt, notiert das e-caudata und die Längen der a [2]. Sie vermittelt ein durchaus einheitliches Schriftbild ohne Kapitalbuchstaben, gliedert aber den Inhalt in verschiedene Abschnitte. Die Kopie von Wien, als jüngste vom Anfange des 18. Jahrhunderts, ist als einzige ohne Auslassungen abgeschrieben, Titel und Invokation werden in großer Zierschrift gegeben, ebenso die erste Zeile. Der Text ist nicht gegliedert ; übereinstimmend mit der Tradition von Paris aber vermerkt sie die Längen der a, ohne jedoch auch der e-caudata Erwähnung zu tun. Der Schreiber der Wiener Kopie hatte Kenntnis vom Drucke Mabillons, der auf D^2 zurückgeht, benützt als Grundlage aber nur C. Von allen Abschriften hat D^2 den formellen Dingen offensichtlich am meisten Beachtung geschenkt, während die St. Galler Handschrift, wie auch die Wiener der Pariser an Qualität in dieser Hinsicht unterlegen sind. Die Varianten der Abschriften, die Gemeinsamkeiten der Kopien D^1 und D^3 aber berechtigen kaum dazu, für sie eine selbständige Überlieferung anzunehmen, da ihnen mehrfach wieder Übereinstimmungen mit D^2 entgegen stehen. C dürfte allen gleicherweise als Vorlage gedient haben [3].

[1] Zur Beschreibung der Handschriften, die hier nicht in ihrer Vollständigkeit erfolgt, vgl. *Streicher*, Die Carta donationis, S. 3 und *Müller*, Die Schenkung des Bischofs Tello, S. 16 ff. vgl. auch Anm. 3.

[2] Dabei ist allerdings zu bemerken, daß die Längezeichen immer über dem Vokal des Ablativs stehen, so daß es sich wahrscheinlich um eine Zutat des Abschreibers handelt. Damit stimmt auch überein, daß die Abschrift von Wien der Zeit entsprechend zwar die Längezeichen auf den a aufweist, die e-cautata aber nicht besitzt.

[3] Daß alle drei Kopien auf die gleiche Vorlage zurückgehen, geht vor allem daraus hervor, daß sie die gleichen Abschreibefehler enthalten, vgl. die Zusammenstellung bei *Müller*, Die Schenkung des Bischofs Tello, S. 22. Auch offensichtliche Fehllesungen sind ihnen gemeinsam, vgl. dazu das Ergebnis der paläographischen Untersuchung von *Streicher*, Die Carta donationis, S. 4 und *Müller*, a. a. O. S. 67 ff. Streicher nimmt deshalb für alle Abschriften dieselbe Vorlage an, während *Müller*, a. a. O. S. 23 die St. Galler und Wiener Handschrift auf eine selbständige gemeinsame Überlieferung zurückführt, die selbst wiederum auf jener Vorlage basiert, die auch der Pariser Handschrift zu Grunde liegt. D^1 und D^3 weisen zwar häufig gemeinsame Varianten gegenüber D^2 auf, doch sind diejenigen für D^1 und D^2, oder D^2 und D^3 ebenso zahlreich und dürften nur von abweichender Lesart der gleichen Unterlage herrühren.

Die äußere Erscheinung der Abschriften D^1, D^2 und D^3 ist so mannigfaltig, daß Schlüsse auf das Schriftbild ihrer Vorlage C, geschweige denn auf B oder das Original nicht zulässig sind. Sie vermitteln dagegen mehr oder weniger genau Stil und Lautbestand von C, absolute Treue ist aber von ihnen nicht zu erwarten.

Fassen wir das Ergebnis der Untersuchung zusammen, dann sehen wir, daß das Original der Cessio post obitum des Bischofs Tello zu Gunsten des Klosters Disentis zu zwei Malen verunechtet worden ist. Das eine Unternehmen fällt in die Karolingerzeit kurz nach 806 und hängt sachlich zusammen mit der Scheidung von Reichs- und Kirchengut in Churrätien, wie sie gemäß der Divisio von Bistum und Grafschaft um dieselbe Zeit erfolgte. Um eine direkte Verfälschung des Rechtsinhaltes handelt es sich dabei nicht, dagegen wird gegenüber den Zugriffen von anderer Seite die Herkunft des Schenkungsgutes aus dem Viktoridischen Privateigen und der Heimfall der Besitzungen an das Kloster betont, wie er allerdings weniger deutlich bereits urkundlich in der Cession festgelegt worden war. Durch Ausweitung der Sanktion und Neufassung des Quartpassus soll außerdem das Ganze gesichert werden. Die zweite Verunechtungsschicht gehört dem 9./10. Jahrhundert an und besteht im Beifügen vervollständigender Bemerkungen, die das Tellotestament erklären und dem Stand des damaligen Wissens anpassen möchten. Politische oder rechtliche Vorgänge stehen in keiner Weise dahinter.

Die vorliegende Untersuchung erlaubt, die Scheidung des Tellotestamentes in eine Urkunde Viktors und eine ergänzende Tellourkunde, wie sie von Streicher und Müller versucht wird, fallen zu lassen. Es liegt eine Schenkung von Todes wegen von Seiten Tellos an das Kloster Disentis vor, nichts aber verpflichtet, auch eine solche seines Vaters anzunehmen [1]. Die engere Verbindung Viktors mit der Schenkung Tellos geschieht erst im 9./10. Jahrhundert im Zusammenhang mit der Entstehung der Placiduslegende und dem Aufschwunge des Placiduskultes. Anderseits erfährt die Frühgeschichte des Klosters keine wesentliche Veränderung, nur muß man sich darüber im Klaren sein, daß das heutige Wissen durchaus auf Legendenbildung beruht. Auch die Anfänge des regulierten Benediktinerklosters werden in ihrer bisherigen Darstellung

[1] Die von *Müller*, Die Schenkung des Bischofs Tello, S. 46, Rätien im 8. Jahrhundert, S. 365 und Disentiser Klostergeschichte I, S. 25 ff. sowie neuerdings von *F. Pieth*, Bündner Geschichte, Chur 1945, S. 27 angenommene Schenkung Viktors an Disentis zur Sühne des Mordes an Placidus fällt damit außer Betracht.

nicht berührt. Das Kloster ist um die Mitte des 8. Jahrhunderts entstanden und wohl durch Tellos Schenkung erst recht möglich geworden. Das würde auch erklären, warum er in seiner Urkunde den Begriff der *ecclesia* dem des *monasterium* vorzieht. Rechtsgeschichtlich wichtig ist die Feststellung, daß Disentis weder Viktoridisches Besitztum ist, noch als bischöfliches Eigenkloster betrachtet wird. Bei der Trennung von Reichs- und Kirchengut von 806 ist denn auch Disentis zusammen mit Pfäfers dem Reiche zugefallen [1]. Die Auseinandersetzung hat dabei das Kloster insofern berührt, als die Verwaltung seines Privateigentums auf dem Spiele stand, so daß es sich diese durch eine Verfälschung des Tellotestamentes zu sichern trachtete [2].

Rechtlich stellt das Tellotestament eine donatio post obitum zu Gunsten des Klosters Disentis dar [3]. Sie weist jedoch die Form einer Cession auf, wie sie sich in fränkischer Zeit entwickelt hat, und welche

[1] Dies geht hervor aus einem der von Bischof Viktor um 823 an Ludwig den Frommen gerichteten Klagebriefen über Übergriffe anläßlich der Trennung von Reichs- und Kirchengut. Drei Männerklöster sind danach dem Bistum entrissen worden, wovon eines übereinstimmend mit Disentis identifiziert wird, vgl. MG. Epist. V, S. 309 (*Mohr*, CD. I, 15), dazu *Müller*, Disentiser Klostergeschichte I, S. 48. Als Besitz des Bischofs hätte Disentis bei erbenlosem Tode an das Bistum fallen müssen, wie dies mit dem von Bischof Viktor gegründeten Kloster Cazis geschehen ist, vgl. dazu die Bestimmung der Lex Romana Curiensis V/3 (MG. LL. V, S. 355), zu Cazis *E. Meyer-Marthaler*, Zur Frühgeschichte der Frauenklöster im Bistum Chur, in Festgabe für *H. Nabholz*, 1944, S. 6, 7.

[2] Über die Beziehung zwischen der Divisio zu Disentis vgl. *Müller*, Die Schenkung des Bischofs Tello, S. 85. Disentis wird, wie Müller mit Recht ausführt, von der Trennung von Reichs- und Bischofsgut natürlich nicht berührt. Die Rechtslage, die das Kloster dennoch mit der Divisio von Bistum und Grafschaft Chur verbindet, ist folgende: Disentis wird Reichskloster, Eigenkloster des Reiches. Dabei entsteht die Frage der Verwaltung dieser Kirche und deren Güter. Grundsätzlich wird, abgesehen von den Säkularisationen früherer Zeit, das Klostergut vom Reiche nicht von der Kirche gesondert ausgegeben. Die Verwaltung des klösterlichen Eigengutes wird zuweilen mit dem direkten Reichsgut verbunden, in der Mehrzahl der Fälle aber erfolgt sie durch eigene Vögte. Daß dies der Fall ist, wird auch dadurch angedeutet, daß die Güter des Klosters nicht im Reichsguturbar von ca. 831 (*Mohr*, CD. I, 193) aufgeführt werden (der Passus über das Ministerium Tuverasca ist vollständig erhalten), im Gegensatz zu Pfäfers, das wohl in direkter Verwaltung des Reiches gestanden hat. Disentis ist also bei der Verfassungsänderung von 806 genötigt, seinen Eigenbesitz von den direkten Besitzungen des Reiches genau zu scheiden, wenn es nicht zu dessen Gunsten Einbußen erleiden möchte, was naturgemäß bei den an die Getreuen ausgetanen Besitzungen am ehesten möglich wäre.

[3] *Streicher*, Die Carta donationis, S. 20 erblickt in der von ihm ausgeschiedenen Viktorurkunde eine Cessio inter vivos, in der Schenkung Tellos eine Cessio post obitum, *Müller*, Die Schenkung des Bischofs Tello, S. 46 dagegen sowohl im Mandat Viktors wie in der Schenkung Tellos eine Donatio mortis causa.

nicht mehr den Sinn der römischen Cessio, sondern einfach den der Schenkung besitzt [1]. Versucht man, dieser Form der Güterübertragung innerhalb der gesamten urkundlichen Überlieferung des fränkischen Reiches im 8. Jahrhundert ihren Platz anzuweisen, dann fällt auf, daß die Schenkungen in Cessionsform verhältnismäßig selten sind, handle es sich nun um die Cessio directa oder die Cessio post obitum. Noch weniger häufig aber findet sich das Testament, das sich bis ins 8. Jahrhundert nur in Gebieten mit sehr starker Romanisierung des Rechtes erhalten hat [2]. Zahlreich aber sind die Schenkungen in der Form der Donatio post obitum oder bei den Langobarden der Carta iudicati, die beide das Testament weitgehend zu ersetzen vermögen. Ein ähnliches Bild vermittelt die urkundliche Tradition im engeren Bereiche Churrätiens. Testamente sind keine überliefert und die Schenkung Tellos an Disentis stellt die einzige Übertragung in Form der Cession dar [3]. Diese Lücke mag einigermaßen überraschen, da hier römisches Recht direkt nachwirkt und die Verfügung von Todes wegen aus der Lex Romana Curiensis bekannt ist [4]. Beachtet man aber, daß die Lex Romana Curiensis nicht nur lebendes Recht aufzeichnet, sondern auch durch die Entwicklung längst überholte Rechtssätze mitteilt, dann fällt dieser Umstand nicht allzusehr ins Gewicht. Der Einfluß, welchen das alte Recht der Räter auf die Bildung des Volksrechtes ausgeübt hat, ist nicht bekannt, doch hat wohl die freie Verfügung auf den Tod hin, wie bei den Germanen [5], überhaupt gefehlt. Daher mag in beiden Rechtskreisen die Rezeption des spätrömischen Urkundenwesens ähnlich verlaufen sein, so daß Rätien ebenfalls für die Form der Schenkung zugänglicher gewesen wäre, als für das Testament.

Vom formalen Gesichtspunkt aus erscheint die Schenkung Tellos für das eigentlich rätische Urkundenwesen nicht typisch. Gegenüber

[1] Abgesehen von der Übereignungsformel stimmt die Schenkung formal mit der Cession überein. Auch die Zweckbestimmung von Cessio und Donatio ist dieselbe, vgl. das Quellenmaterial bei *Pardessus*, Diplomata II und vor allem die Formelsammlungen, dazu *H. Brunner*, Zur Rechtsgeschichte der römischen und germanischen Urkunde, Berlin 1880, S. 142.

[2] Für die Anwendung der Testamentsform in Südfrankreich vgl. *F. K. v. Savigny*, Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter I², Heidelberg 1834, S. 311 ff. und II², S. 108 f.

[3] Auch die von *Helbok*, Reg. Vorarlberg, S. 23 als Testamente bezeichneten Urkunden (St. Galler Ub. II, 421, 789) sind Schenkungen auf den Tod hin.

[4] Vgl. Lex Romana Curiensis II/17, IV, 4 (MG. LL. V, S. 321, 342) u. a.

[5] Bes. *Auffroy*, Evolution du testament, S. 34, dazu auch *H. Henrici*, Über Schenkungen an die Kirche, Weimar 1916, S. 11 ff.

der donatio post obitum, die hier allein als Vergleichsmaßstab beigezogen werden kann, fehlen dem Tellotestament beispielsweise die Traditions- und Besitzesformel, innerhalb der Sanktion die gegen die Erben und andere Personen gerichtete Poena dupli und die Geldbuße an den Richter. Auffallend ist auch die Verschiedenheit der Ausstellungsformel von *facta carta* in der rätischen Schenkung gegenüber dem *acta* des Tellotestamentes. Offensichtlich ist die erstere stärker mit römisch-rechtlichen Elementen durchsetzt als die Schenkung Tellos, wo insbesondere auch die Hinweise auf römisches Gesetzesrecht dahingefallen sind [1]. Anderseits mangeln der rätischen Schenkungsurkunde im allgemeinen die Arenga und die weitausgebaute Sanktion. Gerade diese Formularteile rücken aber das Tellotestament dem übrigen fränkischen Urkundenkreise und der fränkischen Rechtsauffassung nahe. Für engere Beziehungen zu diesem spricht zudem der literarische Einfluß des kirchlichen Schrifttums. Was daher dem Tellotestament zu Grunde liegt, ist weniger die Tradition des rätischen Canzellariates, als die der fränkischen Formelsammlungen. Wie die Schreiberzeile beweist, stellt sich das Tellotestament selbst als Ausstellerfertigung außerhalb des Canzellariates. Von den fränkischen Formelsammlungen scheinen diejenigen von Murbach, Angers und Tours der Fassung der Schenkung Tellos am nächsten zu kommen [2]. Direkte Einflüsse sind hier nicht ausgeschlossen, umso mehr, als im 8. Jahrhundert mit verhältnismäßig engen Beziehungen Rätiens und seiner Bischöfe zur fränkischen Reichsaristokratie und Kirche zu rechnen ist.

Besonderer Erwähnung bedarf noch das Verhältnis des Tellotestamentes zur Lex Romana Curiensis. Beide werden stets zur gegenseitigen Stützung in Beziehung zueinander gebracht [3]. Voraussetzung

[1] Zu den hauptsächlichsten, aus dem römischen Rechte herkommenden und noch im frühen Mittelalter weiterlebenden Formeln gehören die Poena dupli, die Stipulationsklausel und die Subscriptionsformel, vgl. *Stouff*, De formulis, S. 76. Über ihre Funktion im spätrömischen Urkundewesen vgl. die zusammenfassende Arbeit von *H. Steinacker*, Die antiken Grundlagen der frühmittelalterlichen Privaturkunde, in Grundriß der Geschichtswissenschaft, hrg. von *A. Meister*, Erg. bsd. 1, Leipzig 1927, S. 82 ff.

[2] Die Möglichkeit der Übernahme von Formeln, bes. etwa derjenigen von Murbach, erwägt auch *Müller*, Rätien im 8. Jahrhundert, S. 376 ff.

[3] Darüber zuletzt *Müller*, Rätien im 8. Jahrhundert, S. 381 ff., und die dort verzeichnete Literatur. In negativem Sinne entscheidet *Schupfer*, Il testamento di Tello vescovo di Coira et la legge romana udinese die Frage, da nach ihm das Tellotestament gefälscht ist, die Lex Romana Curiensis jedoch ihrer Herkunft nach nicht nach Churrätien und zeitlich auch nicht in das 8. Jahrhundert verlegt

für eine vergleichende Betrachtung von Lex und Urkunde ist die Unterscheidung von Vulgärrecht, wie es die Lex Romana Curiensis darstellt, und dem praktisch geltenden Volksrechte der Zeit, die nicht unbedingt übereinstimmen müssen. Unter den Vulgärrechten enthält allerdings die Lex Romana Curiensis als jüngste Arbeit die zahlreichsten volksrechtlichen Elemente. Die Entwicklung der urkundlichen Fertigung von Rechtsgeschäften zeigt seit dem 6. Jahrhundert ein fortschreitendes Auseinandergehen von Lex und Formel und eine letzte Schwierigkeit bereitet der Umstand, daß mit der immer weiteren Entfernung vom klassischen römischen Rechte auch Formel und Inhalt der Urkunde selbst voneinander abweichen [1], der Inhalt wird mehr und mehr durch die germanische Rechtsauffassung bestimmt. Wörtliche Anklänge des Tellotestamentes an die Lex Romana Curiensis hat man in der Invokation und in der Deskriptionsformel gesehen und daraus geschlossen, daß der Text der Lex dem Verfasser des Testamentes vorgelegen haben müsse [2]. Die Kenntnis der Lex Romana Curiensis am bischöflichen Hofe zu Chur ist als sicher anzunehmen, doch dürften die beiden wenig umfangreichen Stellen, welche zudem formelhaft anmuten, nicht zu weitgehenden Folgerungen berechtigen. Solche Übereinstimmungen können auch von gleichartiger urkundlicher Überlieferung, die den Verfassern von Lex und Urkunde bekannt war, herrühren. Von den Erfordernissen der urkundlichen Fertigung der Schenkungs- und Testamentsakte im 8. Jahrhundert geben die Lex Romana Curiensis und die fränkischen Formelsammlungen ein ungefähres Bild, doch ist hier sehr

werden darf. Seine Argumente sind jedoch in beiden Fällen nicht genügend beweiskräftig.

[1] Daraufhin weist auch *Stouff*, De formulis, S. 75. Beispiele für das Auseinandergehen von Form und Inhalt bilden die Entwicklung der Quart, welche für das rätische Gebiet besonders wichtig geworden ist, und der Stipulationsklausel, vgl. *Brunner*, Zur Rechtsgeschichte der römischen und germanischen Urkunde, S. 223 ff., *Zeumer*, Über Heimat und Alter der Lex Romana Raetica Curiensis, S. 30 ff. und *Steinacker*, Die antiken Grundlagen der frühmittelalterlichen Privaturkunden, S. 83. Für die Formelsammlungen und die Vulgärrechte ist der ganze Problemkreis untersucht von *H. v. Halban*, Das römische Recht in den germanischen Volksstaaten, in Untersuchungen zur deutschen Staats- und Rechtsgeschichte III, hrg. *O. Gierke*, Breslau 1907, Heft 89, S. 62 ff. Seine Ergebnisse sind für die Bewertung der urkundlichen Fertigung besonders wichtig.

[2] *Müller*, Rätien im 8. Jahrhundert, S. 383 ff. *Schupfer*, Il testamento di Tello vescovo di Coira e la legge romana udinese, S. 335 ff. entscheidet das Verhältnis von Lex Romana Curiensis und Tellotestament auf Grund dieser Übereinstimmungen so, daß die Lex hierin als Vorlage für den Fälschungsakt an der tellonischen Schenkung gedient hätte.

auf den Unterschied von Form und Inhalt zu achten. Das Tellotestament entspricht der Lex jedenfalls nicht in allen Teilen [1].

Mit Recht hat man auch die institutionengeschichtliche Seite von Tellotestament und Lex Romana Curiensis betrachtet und auf die Übereinstimmungen hingewiesen, welche sich aus der Benennung von öffentlichen Ämtern und Beamten wie des iudex, der Curialen, der actores, aus den Ständen der Kolonen und Dienstleute, sowie aus der deutlichen Tendenz zum Feudalismus ergeben [2]. Dieser Umstand wiegt schwerer als wörtliche Entlehnung von Formelgut, und er zeigt mit höherer Beweiskraft, daß Lex und Tellotestament auf dem gleichen Rechtsboden erwachsen sind. Der Gegensatz von Form und Inhalt ist aber auch hier wieder offensichtlich. So ist kaum anzunehmen, daß die Ämter

[1] Man vgl. dazu die Lex Romana Curiensis VIII/5 (MG. LL. V, S. 361) und für die Technik der Schenkungs- und Testamentsakte auch Form. Marculfi II/37, 38 (MG. Form. S. 97, 98) ; Form. Andecavenses 2b (MG. Form. S. 29) ; Form. Bituriceses 6 (MG. Form. S. 170) ; Cartae Senonicae 39 (MG. Form. S. 202) dazu *Stouff*, De formulis, S. 72. Alle Quellenstellen verlangen für die öffentliche Beurkundung und die Eintragung in die Gesta das Zeugnis der Curialen ; nach den Formulae Bituricenses (MG. Form. S. 176/15c) handelt es sich wie bei der Lex Romana Curiensis um drei Curialen, welche nebst dem Schreiber und andern Zeugen dazu erforderlich sind. *Müller*, Rätien im 8. Jahrhundert, S. 384 bezieht diese Vorschrift auf die Tellonische Schenkung, so daß diese unter Abzug der Zeugen für das Viktormandat noch drei Curialen aufweisen wurde. Abgesehen davon, daß die Scheidung der Zeugenliste aufzugeben ist, fehlen dafür im 8. Jahrhundert auch rechtlich die Voraussetzungen. Die ursprünglich im römischen Rechte erforderlichen drei Curialen stehen in Verbindung mit dem Eintrag des Rechtsgeschäftes in den Gesta municipalia, sind nicht eigentlich Zeugen der Handlung. Gesta aber bestehen im Rätien des 8. Jahrhunderts nicht mehr. Das geht daraus hervor, daß die Lex Romana Curiensis in Abweichung vom Codex Theodosianus und von den übrigen römischen Vulgärrechten die *gesta* einfach als *carta* erklärt, so vor allem in XII/7, 1 (MG. LL. V, S. 388) ; auch die weiteren Bestimmungen sprechen dafür, so II/27 (MG. LL. V, S. 325) und VIII/5, 1 (MG. LL. V, S. 362), vgl. dazu bes. *B. Hirschfeld*, Die gesta municipalia in römischer und frühgermanischer Zeit, Diss. Marburg 1904, S. 87 ff. und *O. Redlich*, Die Privaturkunden des Mittelalters, in Handbuch der mittelalterlichen und neueren Geschichte, hrg. von *G. v. Below* und *F. Meinecke*, Abt. IV/III, München-Berlin 1911, S. 12 (mit irrtümlicher Ansetzung des Lex Romana Curiensis ins 9. Jahrhundert). Die Zeugenliste des Tellotestamentes scheint ganz unabhängig von der Bestimmung der Lex Romana Curiensis XII/7, 1 zusammengestellt zu sein, denn sie subsumiert den iudex, die curiales, die milites und den einzigen Kleriker unter den plurimi boni viri. Dies stimmt wiederum mit der Lex Romana Curiensis VIII/5, 1 überein, welche für die Schenkung von Grundstücken boni homines oder curiales verlangt, ohne sie hinsichtlich ihres Amtes oder ihrer Zahl irgendwie zu limitieren. Offensichtlich besitzen hier die Curialen die Funktion der frankischen boni homines, vielleicht sind sie auch als Schöffen aufzufassen.

[2] Zuletzt *Müller*, Rätien im 8. Jahrhundert, S. 384 ff. und die dort erwähnte Literatur.

und die Stadtverfassung in römischem Sinne weitergeführt worden sind. Ihnen entsprechen vielmehr Institutionen der fränkischen Verfassung, wie sie sich nur wenig später quellenmäßig sicher belegen lassen [1]. Die tatsächlichen Rechtsgrundlagen bieten das Bild eines römisch-fränkischen Mischrechtes, bei dem der Anteil des letzteren wohl schon überwiegt, jedenfalls aber viel stärker ist, als man im allgemeinen anzunehmen pflegt.

[1] Im allgemeinen ist das Verfassungsrecht der Lex Romana Curiensis fränkisiert (vgl. bes. *H. Labouchere*, Die deutschrechtlichen Bestandteile der Lex Romana Curiensis, iur. Diss. Bonn 1908) ; die Curialen sind jedenfalls nicht mehr der alten römischen Curie gleichzustellen, die zu dieser Zeit nicht existiert. Ihr Amt ist wohl in das der Schöffen übergegangen, vielleicht hat sich daraus auch das rätische Canzellariat entwickelt, vgl. *Durrer*, Ein Fund von rätischen Privaturkunden aus karolingischer Zeit, S. 63 ff., doch bedarf das Verhältnis von römischen und germanischen Elementen im rätischen Rechte des frühen Mittelalters und in der urkundlichen Überlieferung noch weiterer Abklärung (vorläufig dazu bes. *Halban*, Das römische Recht in den germanischen Volksstaaten III, S. 94 ff.).

Die Anfänge der Sequenzendichtung

Von Wolfram VON DEN STEINEN

Erster Teil:
WEGE ZUR SEQUENZ

1. Die Aufgabe

Von Notker dem Dichter (oder dem Stammler, Balbulus, † 912) wissen wir, daß er um 860 seine erste Sequenz gedichtet hat. Die früher verbreitete Annahme, damit habe der *iuvenulus* Notker die Sequenzendichtung überhaupt erfunden, ist wissenschaftlich unhaltbar geworden, seit C. Blume und H. M. Bannister im 53. Bande der *Analecta hymnica* die wichtigsten Sequenzen der Frühzeit aus den Handschriften des ganzen Abendlandes ediert und die Überlieferung sichtbar gemacht haben. Da zeigte sich: sowohl den Handschriften wie dem Charakter nach ist die Sequenz in Frankreich und vermutlich auch in Italien älter als in Sankt Gallen. Obwohl sich an fast allen Aufstellungen und Anmerkungen Blume-Bannisters im Einzelnen rütteln läßt, hat sich dies Gesamtergebnis immer wieder bestätigt, auch mir.

Notker hatte also seine anonymen Vorgänger. Aber wo kamen sie her, wie weit reichen sie über 860 zurück, was und wie haben sie gedichtet — wie hat die Sequenz 'sich entwickelt'? Über diese Fragen haben Blume und Bannister eine Wolke von Vermutungen ausgebreitet. Seither hat namentlich J. Handschin von der Musikgeschichte her wichtige Funde und kritische Beiträge veröffentlicht, hat H. Spanke das Material eifrig durchgearbeitet [1]. Dennoch ist man nicht entscheidend weitergekommen, weil man es versäumte, zunächst einmal das Gesicherte abzugrenzen und in sich auszuschöpfen, vielmehr vorschnell die Hypothese einschaltete. Hier setzt die vorliegende Arbeit ein: Punkt für Punkt soll sie klarstellen, was wir wissen und was uns erhalten blieb, und das Erhaltene nach seinem innern Charakter erfassen; hieran

[1] Die Arbeiten zitiere ich ihres Ortes. Den erreichten Stand zeigt Hans Spanke, Deutsche und französische Dichtung des Mittelalters (Stuttgart 1943), S. 16-45.

können sich dann Hypothesen haltbar und förderlich anklammern. Als Programm sieht das wenig schwungvoll aus, und tatsächlich wird es in den Anfängen auf ein behutsam abgrenzendes und ermittelndes Verfahren am meisten ankommen. Wenn daraufhin aber die Sequenzen selber und ihre Dichter zu betrachten sind, dann wird sich die Methode, hoff ich, nicht nur als die richtige, sondern auch als die dankbarste und schönste erweisen.

Die Untersuchung gilt mit bewußter Ausschließlichkeit der Sequenzen-Dichtung. Die Melodien unterschätze ich nicht: aber ihre Überlieferung ist noch weit dürftiger und undurchsichtiger als die der Texte, und das Verhältnis von Text und Melodie birgt mehr Fragen, als man zu denken pflegt. Der feste Hebelpunkt kann allein aus den Texten gewonnen werden.

Irgend einen Bericht über die Initialsequenz — so nenne ich die Sequenz vor Notker — gibt es nicht. Auch von Notker schienen wir wenig zu wissen: und doch ist es so viel, daß ich seinem Schöpfertum eine umfangreiche Monographie widmen kann [1]. Wenn wir nun über seine Vorgänger noch so viel Daten hätten: die eigentliche Entstehung der Sequenz würde trotzdem immer in jenem Dunkel bleiben, das segensvoll über jeder Zeugung schwebt. Dies sei, gegenüber manchen Entgleisungen bisheriger Forschung, vorweg wahrgenommen: so wohl es im ersten Stadium der neuen Kunst ein Tasten und Suchen gegeben haben wird, so gewiß war die Sequenz als Ganzes eine *Schöpfung;* und das besagt, daß vollkommene Werke neben unzulänglichen grade in den Anfängen erwartet werden dürfen. Gedichte 'entwickeln' sich nicht. Der Entwicklung, oder richtiger, der folgerechten Aus- und Durchbildung unterliegen nur die technischen Einzelheiten, wie etwa die Fertigkeit in der Antistrofierung oder die Beziehung des Textes auf die Meßliturgie. Grade der Künstler wird die Bedeutung solcher Momente ermessen; aber in der Mitte liegen sie nicht.

2. Echte und falsche Spuren vor 850

1. Die ältesten Texthandschriften, die wir noch haben, liegen ein wenig vor 900; äußerlich also führen sie nicht über Notker hinaus. Wenn Blume und seither mehrere die Anfänge der Sequenz bis vor 800

[1] Notker der Dichter und seine geistige Welt. Soll 1947 bei Francke, Bern, erscheinen. Ich kann es in den hier folgenden Studien nicht wohl vermeiden, manche Ergebnisse dieses Werkes stillschweigend vorwegzunehmen.

zurücksetzen, so ist das zunächst Hypothese. Bewiesen wäre sie, wenn schon Alkuin Sequenzen gedichtet hätte ; und ihn nennt ein Trierer Schreiber des 11. Jahrhunderts als Verfasser der damals verbreiteten Michaelsequenz 'Summi regis archangele' [1]. Aber das ist ein klar widerlegbarer Irrtum, den ich in meiner Notkermonographie aufkläre. Die Sequenz ist wahrscheinlich um 965, keinesfalls vor 880 entstanden. Sie liegt nach Notker.

2. Mehr Beachtung verdient ein anderes Zeugnis, weil es auf jeden Fall etwas zur Entstehungsgeschichte der Gattung beiträgt. Walafrid schrieb um 841 in seinem Büchlein über Liturgiegeschichte : « Metrische und rhythmische Hymnen werden im ambrosianischen Offizium vorgetragen. Doch hatten manche auch den Brauch, sie gelegentlich in der Meßfeier zu verwenden, weil die Reue, diese Gnade, durch die harmonische Süßigkeit gesteigert wird. Nach der Überlieferung hätte Paulin, Patriarch von Friaul [787-802], öfter und hauptsächlich in Privatmessen rund um das sakramentale Opfer herum Hymnen zelebriert, die so von andern wie von ihm selber gedichtet waren. Und meines Erachtens wird ein so bedeutender und wissensreicher Mann das weder ohne Autorität noch ohne Vernunfterwägung getan haben. » [2]

Die Nachricht über den Gebrauch von Hymnen zur Messe ist auf alle Fälle merkwürdig. Können Sequenzen gemeint sein ? So allgemein, wie sich Walafrid ausdrückt, ist es in der Tat nicht unmöglich, Sequenzen in seinen Text *hinein* zu interpretieren. Aber heraus kann man sie nicht holen. Denn 1. Hätte Walafrid wirklich von Sequenzen reden wollen und hätte es solche um Paulin gegeben, so hätte er das ohne Zweifel ganz anders ausgedrückt. 2. Allem, was wir von Sequenzen wissen, widerspricht durchaus : *a*) daß sie speziell zur Compunctio (Reue) wertvoll sein sollen, da sie doch ihrem liturgischen Wesen nach Jubelgesänge sind ; *b*) daß sie 'hauptsächlich zu Privatmessen' gebraucht wurden, da sie doch essentiell der Missa sollemnis zugehören ; *c*) daß ihr litur-

[1] A. h. (= *Analecta hymnica*) 53 n. 192 ; vgl. den Apparat dazu p. 314.

[2] De exordiis et incrementis c. 26 : Mon. Germ., Cap. II 3 p. 506, 23 : Porro ymni metrici et rithmici in Ambrosianis officiis dicuntur ; quos etiam aliqui in missarum sollemniis propter compunctionis gratiam, quae ex dulcedine concinna augetur, interdum assumere consuerunt. Traditur siquidem Paulinum Foroiulensem patriarcham saepius et maxime in privatis missis circa immolationem sacramentorum ymnos vel ab aliis vel a se compositos celebrasse. Ego vero crediderim tantum tantaeque scientiae virum hoc nec sine auctoritate nec sine rationis ponderatione fecisse. — Zur Datierung siehe Krause's Einleitung ib. p. 473, 30.

gischer Ort *circa immolationem sacramentorum* sei, also irgendwo im zweiten, dem Mysterien-Teil der Messe (missa fidelium), während der Ort der Sequenz zwischen den Lectionen des ersten Teiles eindeutig festliegt (missa catechumenorum). — 3. Jede methodische Interpretation bestätigt, was man schon beim ersten Lesen zwanglos entnimmt : daß Walafrid von strofischen Hymnen reden will, wie sie seit Ambrosius im Offizium eingeführt waren. Diese, so sagt er ausdrücklich (*quos* etiam), drangen auch in die Messe ein, und darüber gibt es eine spezielle Überlieferung aus Friaul. Tatsächlich sind von Paulin von Aquileia einige Hymnen erhalten (Anal. hymn. 50 p. 126 ff.). Der Gebrauch solcher Texte für die Messe war merkwürdig genug, um die Erwähnung im Gang von Walafrids hymnengeschichtlichem Kapitel (c. 26) zwanglos zu rechtfertigen.

Doch in einem ganz andern Sinne verdient der kleine Passus unsre Aufmerksamkeit. Als Walafrid ihn schrieb, waren aller Vermutung nach die ersten Sequenzen schon gedichtet oder doch im Entstehen. Wurden sie bereits gesungen, so sollte Walafrid wohl davon gewußt haben, da er mit ihrer Heimat, den lothringisch-nordfranzösischen Gebieten, vielfache Verbindungen unterhielt. Diese zunächst lokalen Anfänge in seinem Buche zu erwähnen hatte er keinen Anlaß. Aber wenn man will, könnte man sein Interesse für den Hymnengebrauch zur Meßfeier damit besonders erklären, daß verwandte Bestrebungen eben jetzt wieder auflebten. Und auch wenn man dies fallen läßt, ja auch annimmt, Walafrid habe von Sequenzen noch nichts gewußt, so bezeugen seine Worte in jedem Fall, und gerade das ist wichtig, wie nahe seiner Generation der Gedanke an neue Lieder zur Messe lag.

Angefügt sei hier, daß in dem Streit um die Meßdeutungen und -neuerungen Amalars (838 und vorher) von Sequenzen nicht das geringste verlautet [1] : um so wichtiger, als Amalars Heimatkirche Metz mit der Frühgeschichte der Sequenz sicher eng verbunden war.

3. Noch eine äußere Stütze fände schließlich der frühe Zeitansatz für die ersten Sequenzen, wenn ein in der Musikgeschichte viel besprochener Traktat *Musica Enchiriadis* bereits um 850 oder früher geschrieben wäre ; denn er zitiert die später zu besprechende Dacapo-Sequenz 'Rex caeli'. J. Handschin hat hierauf hingewiesen und den Traktat deshalb frühe datiert, weil der Philosoph Johannes Eriugena

[1] Migne t. 105. Dazu etwa Ad. Franz, Die Messe im deutschen Mittelalter 351 ff. ; A. Wilmart in der Revue Bénédictine 37 p. 73 ff.

um 867 auf ihn Bezug nehme[1]. Daraus würde in der Tat, wenn es einträfe, mancher Schluß zu ziehen sein. Indessen bedaure ich, Handschins Anregung nicht folgen zu können. Beziehungen zwischen Eriugena und der Musica Enchiriadis hat er aufgewiesen, sie sind inzwischen noch ergänzt worden[2]; sie haben für uns den Wert, manche Wendung zu kommentieren, in der der irische Lehrer auf die Musikanschauungen seines Zeitalters anspielt. Daß aber Eriugena irgend etwas aus dem Handbuch übernommen habe, dafür kann ich den Beweis nicht finden und auch nicht die Wahrscheinlichkeit. Das Natürliche ist die Annahme, der Musiktraktat stamme aus dem Umkreise des großen Anregers, an dessen Riesenwerk de Divisione Naturae so viele mittlere Geister denken und forschen lernten, ob auch nur wenige sich offen dazu bekannt haben.

Die Musica Enchiriadis[3], deren Wert und Eigenart damit gewiß nicht herabgesetzt werden, erscheint zuerst zu Ende des 9. Jahrhunderts in demselben Kloster St. Amand, das in der Geschichte der Dacapo-Sequenzen ungemein hervortritt. Als Autor wird dort wie späterhin in Canterbury ein Abt Hoger, Otger o. ä. genannt; man hat ihn versuchsweise mit einem Abt Hoger von Werden († 902) identifiziert[4]. Auf alle Fälle trug der Verfasser einen deutschen Namen in romanisierter Form. Demnach war er kein Ire, sondern stammte wahrscheinlich aus Frankreich oder dem deutsch-französischen Grenzgebiet — dem Wirkungsgebiet Eriugenas, dem Entstehungsgebiet der Sequenz.

Die erste *greifbare* Angabe, die wir besitzen, ist nach wie vor die, daß Notker Sequenzen gedichtet habe. Alles vor ihm, alles Übrige aus dem 9. Jahrhundert ist anonym und nur indirekt festzulegen. Und die früheste Nachricht über die Anfänge der Sequenz, eigentlich die einzige, die vorliegt, ist der Widmungsbrief, den Notker seinen gesammelten Sequenzen — dem Liber Ymnorum, wie er's nannte — vorangestellt hat. Davon also muß die methodische Untersuchung ausgehen.

[1] Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 5 (1927), 316 ff., besonders 339 f. Dagegen schon F. Gennrich, Grundriß einer Formenlehre des mittelalterlichen Liedes (Halle 1932), 141 f.

[2] Durch M. Bukofzer in Speculum 17 (1942), 174 f.: in der Mus. Ench. ist Fulgentius benutzt, den unsers Wissens Eriugena neu bekannt gemacht hatte; so benutzt ihn auch der Eriugena-Schüler Remigius von Auxerre. Bukofzers Folgerung: also sei der Verfasser des Mus. Ench. ebenso wie Eriugena Ire gewesen, widerlegt sich selbst; denn sonst müßte ja auch Remigius Ire gewesen sein! Vielmehr war der eine wie der andre Eriugenas Schüler.

[3] Migne 132 nach M. Gerbert, Scriptores eccl. de Musica sacra I (1784).

[4] M. Manitius, Geschichte der lat. Literatur des Mittelalters I (1911), 449 ff., wo weitere Hinweise.

3. Notkers Proömium an Liutward

Editionen : Meine Ausgabe des Liber Hymnorum (erscheint 1947). — J. Werner, Notkers Sequenzen (Aarau 1901) 97 f. ; E. Dümmler in den Mittheilungen antiq. Gesellsch. Zürich 12(1858-60), 224 ; Migne 131, 1003 f. ; Daniel, Thesaurus 5, 5 f. ; und viele.

Hier das Hauptstück auf deutsch :

(2) Als ich noch ein junger Mensch war und die überlangen Melodien, so oft im Gedächtnis eingeprägt, aus dem unbeständigen Herzlein wieder flohen, fing ich stillschweigend zu überlegen an, auf welche Weise ich sie wohl festbinden könnte. (3) In dieser Zeit geschah es, daß ein Priester aus dem kürzlich von den Normannen zerstörten Jumièges zu uns kam und sein Antiphonar mitbrachte, worin den Vokalisen (sequentiae) eine Art Verse angepaßt waren — es waren schon damals reichlich verderbte Verse. (4) Wie deren Anblick mir erfreulich, so war ihr Schmack mir bitter. (5) Immerhin begann ich in Nachahmung derselben zu schreiben : Laudes deo concinat orbis universus, qui gratis est redemptus, und weiterhin : Coluber Adae deceptor. (6) Als ich diese [Verse] meinem Lehrer Iso darbrachte, hat er mit Glückwünschen für meinen Eifer, mit Bedauern für meine Unerfahrenheit zwar was gut schien gelobt, das minder Gute aber berichtigen wollen, indem er sagte : Jede einzelne Melodiebewegung muß jeweils Eine Silbe haben. (7) Indem ich das hörte, habe ich die Silben, die über das -ia kamen, glatt ausgebessert, dagegen die über dem -le- und -lu- als eher unmöglich nicht einmal in die Hand nehmen mögen, da ich doch auch dies nachmals durch Übung als ganz leicht erkannte, wie [meine Texte zu den Melodien] « Dominus in Syna » und « Mater » bezeugen. (8) Solchergestalt ausgerüstet dichtete ich alsobald in zweitem Ansatz : Psallat ecclesia mater illibata.

(9) Als ich diese Verslein meinem Lehrer Marcellus vorlegte, trug er sie freuderfüllt auf Roteln zusammen und gab den Schülern den einen die, den andern jene zum singen auf. (10) Als er mir dann sagte, ich solle sie in einem Buche vereint einem der Großen als Geschenk darbringen, ließ ich mich schamgehemmt niemals hierzu bewegen.

In meiner Notkermonographie habe ich den Widmungsbrief des Liber Hymnorum ausführlich besprochen und auch seine unbesonnen angezweifelte Echtheit ein für allemal sichergestellt. Hier ist nun aber dasjenige zu wiederholen, was die besondern Fragen der Sequenzenanfänge fördert. Da muß man als erstes das eigentliche Anliegen des Proömiums — abgesehen von seinem Zufallsanliegen an Liutward — richtig verstehn. Notker schildert das Werden seines Hymnenbuches ; aber schwerlich aus dem Bedürfnis, von sich selber zu erzählen. Das würde nicht herpassen, auch ist er ja noch kein alter Mann, Mitte oder Ende vierzig. Vielmehr dient dem Dichter die Erzählung als natürliche, plastische Form für das, was er zu erklären hat. Auf das Existenzrecht

und einige Hauptgesetze einer Gattung will er hinweisen, die bisher nur durch unzulängliche Werke bekannt — vielleicht gar kompromittiert ist. Er setzt voraus, daß der Leser etwas von Sequenzen weiß, keineswegs aber, daß er von ihnen Günstiges weiß. Indem Notker von seinen Bemühungen, seinem langsamen Fortschreiten und seinem endlichen Erfolge spricht, rechtfertigt er von innen her die Sequenz als Kunstform, eben als Hymne ; während er eine liturgische Rechtfertigung für unnötig zu halten scheint. So verstehen wir das bestimmende Ziel seines Widmungsbriefes.

Wir heben die für uns wichtigen Einzelheiten heraus.

Der junge Notker will die überlangen Alleluia-Vokalisen (sequentiae, § 3) 'binden', und zwar an Worte binden, da ja keine Notenschrift dem Gedächtnis zu Hilfe kam. In dem scheinbar rein technischen Suchen wirkt doch der Drang des seiner selbst noch Ungewissen zu seinem eigensten Beruf, dem Gedicht. Hier kommt ihm nun eine westliche Anregung zu Hilfe. Es waren ganz ohne Zweifel Sequenzen, die in jenem Antiphonar von Jumièges standen, nicht irgendwelche hypothetischen 'Vorstufen' der Sequenz. Notker sagt ausdrücklich, in deren *Nachahmung* habe er seinen Erstling geschrieben, der eine ganz normale Sequenz ist und auch, wie hier vorwegzunehmen ist, entschieden den initialen, aus Frankreich wohlbekannten Typus der neuen Gattung aufweist, den grade Notker später hinter sich ließ. Weit entfernt also, die Erfindung der Sequenz für sich in Anspruch zu nehmen, gibt der Dichter deren Herkunft treulich an. Ich rechne übrigens damit, daß er nur eine einzige Sequenz in jener Handschrift von Jumièges vorfand : eben die Vorlage seines im Proömium zitierten 'Laudes deo', dessen melodisches Schema — uns nur an diesem einen Text erhalten — er dann « Organa » genannt hat.

Für diese Vermutung spricht zunächst Notkers Wortlaut *ad imitationem eorundem*, nämlich der eben genannten *aliqui versus*. Hinzu kommt, daß Sequenzen normalerweise nicht in ein Antiphonar gehören. Es ist an ein Meßantiphonar zu denken, das dem heutigen Graduale entsprechende Handbuch des Chorsängers, natürlich ohne Noten. Grade aus dem nordöstlichen Frankreich jener Epoche sind uns fünf solche Antiphonarien erhalten [1] ; wenig später ein wegen seiner Neumen berühmtes aus Sankt Gallen [2]. Sie bringen allein die klassischen, gregorianischen Texte und lassen für Sequenzen oder Tropierungen keinen Raum. Prosen wurden, wo nicht

[1] R. J. Hesbert, Antiphonale missarum sextuplex, Bruxelles 1935.

[2] Codex 339 : Paléographie musicale I t. 1 ; Peter Wagner, Einführung I (1910), 319 ff.

auf Zetteln, in kleinen Heften aufgeschrieben, die man den Troparien anhing, später auch manchmal dem Antiphonar beigebunden hat. Demnach sollten in Jumièges jene « Verse » auf einem freigebliebenen Blatt oder als Randnotizen gestanden haben.

Den nun entstandenen Erstling bezeichnet uns Notker mit ausführlichem, ja doppeltem Incipit, nicht ohne Bedeutung : denn wohl finden wir im Hymnenbuch diesen Text, beim Freitag nach Ostern eingeordnet, jedoch mit leicht abgeändertem Wortlaut. Das erklärt sich aus der Einwirkung Isos (§ 6). Der ursprüngliche Text hatte da und dort einen Doppelton über einer Wortsilbe belassen, während die 'isonische Regel' für jede Tonsilbe eine Wortsilbe verlangt. Der Lehrmeister hat daraufhin die Sequenz wenigstens probeweise selber verbessert [1] — für uns ein wertvolles Zeugnis klösterlicher Zusammenarbeit. In Notkers Hymnen, zumal den früheren, mag noch manchmal ein Wort stehen, das ein anderer ihm gab — in den Texten seiner Klostergefährten mag da und dort auf ihn ein Vers zurückgehn. So schrieb er auch mit dem jungen Hartmann gemeinsam die Gallusvita [2].

Die 'isonische Regel' wurde nicht damals erst aufgestellt : sie galt auch, wenn ich recht sehe, in den initialen Sequenzen durchaus (vielleicht mit Ausnahme der ersten Silben). Daher darf ruhig gefolgert werden : Iso kannte seine Regel, weil er eben die Gattung der Sequenz selber schon kannte ! Er hat seinen Schülern die neue Form vorenthalten, vielleicht weil er sie in den bisherigen Ausführungen nicht schätzte, vielleicht auch nur, weil sie in den Kult von Sankt Gallen bisher nicht eingeführt war. Aber ein Geheimnis können die initialen Sequenzen nicht gewesen sein : die Klöster der karolingischen Reiche standen in lebhaftem Verkehr miteinander, und nichts schien dem eifrigen Mönche wichtiger als Fragen der Liturgie. Es hat also sein Gewicht, wenn Notker von seiner Imperitia gegenüber Iso redet : dieser *hatte* die Erfahrung, und somit gibt uns das Proömium ein zweites Zeugnis für das Verhältnis der sanktgallischen Sequenz zur französischen.

Auf die rechte Bahn gewiesen, schuf Notker weiter und dichtete *secunda mox vice* seine Kirchweihhymne (§ 8). Ich übersetze 'in zweitem Ansatz' ; denn es muß wohl so sein, daß zwischen dem Erstling und dem 'Psallat ecclesia' nicht nur allerlei Versuche, sondern auch manche

[1] § 6 *emendare curavit* = *emendavit*, wie § 11 *conscribere curarem* = *conscriberem*. Notker gebraucht *curare* gern als Hilfsverb, vgl. Zeitschrift für Schweizerische Geschichte 25 (1945), 466.

[2] Vgl. vorläufig Schweizer Rundschau, Dez. 1945, 659 ff.

erhaltenen Hymnen liegen. Die gewöhnliche Annahme, die Kirchweihhymne sei Notkers zweite Sequenz, scheitert an deren hoher Selbständigkeit und allseitiger technischen Vollkommenheit. Das konnte nicht mit einem Schlage erreicht werden, es bezeichnet eine neue Stufe in Notkers Dichterleben. Man darf die sprunghaften Angaben des Widmungsbriefes, die nur einzelne, dem Dichter damals wichtige Momente herausheben, nicht als geschlossenen Bericht nehmen. Stellt es sich doch so dar, als ob gleich nach der Einstudierung der Kirchweihhymne ein ganzer Libell von Sequenzen fertig gewesen wäre (§ 10), da in Wahrheit viele Jahre dazwischen zu denken sind.

In die Zwischenräume, die Notker überfliegt, fällt auch die Schöpfung von zwei Sequenzen auf die Melodien « Dominus in Syna » und « Mater » (§ 7). Sie werden nach den Melodien angeführt, weil sie grade ihrer Vokalisen wegen zur Erwähnung gelangen. Der Leser von 900 konnte mühlos feststellen - was wir erst mühsam sichern müssen —, daß die Freudenhymne 'Christus hunc diem iocundum' und die Assumptiohymne 'Congaudent angelorum chori' gemeint waren [1]. Ob sie vor oder nach der Kirchweihhymne entstanden sind, läßt sich nach dem Proömium nicht genau ausmachen. Doch nach ihrem Stil zu urteilen liegen sie später, sie bezeichnen eine dritte Stufe in Notkers Kunst ; wonach denn das Wort auszulegen ist, nachmals, postea, habe sich die Anwendung der isonischen Regel als ganz leicht erwiesen.

Die ganze Schwierigkeit des Proömiums liegt nun aber in diesem Satz über das Textieren der Alleluiasilben (§ 7). Zunächst fällt auf, daß diese überhaupt erst hier ausdrücklich genannt werden, während vorher nur allgemein von überlangen Melodien und dann genauer von *sequentiae*, dem Alleluia-Nachhall, die Rede war. Weiter sieht man nicht recht ein, warum es denn so viel schwerer und 'fast unmöglich' erschien, die zweite und dritte Silbe des Alleluia zu unterlegen, während es sich mit der vierten glatt erreichen ließ. Und warum bleibt die erste Silbe ganz außer Betracht ?

Diese Fragen, die mich selber manches Jahr lang behelligt haben, wurzeln in der frag-losen Voraussetzung, ein Sequenzentext unterlege mit Wortsilben nichts andres als die Melismen des Al-le-lu-ia, von denen allerdings der weitaus größte Teil auf die vierte Silbe -ia entfällt. Zu dieser Voraussetzung paßt es zwar von vornherein nicht recht, daß die vorhandenen Sequenzenmelodien an Umfang das Vielfache eines

[1] A. h. 53 n. 68 und 104 ; künftig in meiner Edition.

Alleluia-Jubilus zu betragen pflegen[1]. Ich schlage nun einen andern Ausgangspunkt der Interpretation vor : *Alleluia* (das Wort) und *sequentia* (sein Nachhall) sind zu unterscheiden. Im weitern Sinne freilich gehört der Nachhall zum Alleluia hinzu, man kann dann beide zusammen als Alleluiamelodie o. ä. bezeichnen. Im präziseren Sinne aber unterscheidet Notker, unterscheidet auch die Initialsequenz den (melismierten) Vortrag des Wortes Alleluia von den angehängten, wortlosen -a-Vokalisen, der *sequentia* im alten, musikalischen Sinne (§ 3), die hier *Jubilus* genannt werde. Die Jubili, das sind die so schwer zu behaltenden *melodiae longissimae*. Sie hatten ihre klare Form ; aber nicht starr war die Form, fest an ihr nur der Grundriß : der Dichter durfte den Jubilus nach seinen Bedürfnissen gliedern und ausbauen, er durfte die vorhandenen Tonsilben ganz wesentlich vermehren, d. h. er konnte seinen Text ziemlich ungehemmt gestalten. Das Alleluia hingegen hatte eine kurze, feste, dem Dichter verbindliche Melodieführung. Hier mußte er wirklich, wollte er die isonische Regel wahren, seine Textsilben genau auszählen ; und grade in der Enge des Raumes lag die Schwierigkeit !

Solchergestalt läßt sich zunächst der Alleluia-Satz des Proömiums befriedigend erklären. Das Problem fiel tatsächlich auf das -le- und -lu- ; denn das Al- umfaßte nur einzelne Tonsilben, und das -ia ging in den Jubilus über. Nun hätte man nach Notkers Worten anzunehmen, im Erstling 'Laudes deo' sei die isonische Regel bei den zum -le- und -lu- gehörigen Worten nicht befolgt — und das stimmt ! Die Melodie ist uns in allerdings später Tradition erhalten : sie umfaßt, wenn man die Repetitionen nicht mitzählt, rund 145 Tonsilben, und von der 10. Tonsilbe an hält der Text die isonische Regel vielleicht nicht ganz ausnahmslos, aber doch mit strenger Achtsamkeit ein. Der Anfang hingegen lautet (nach A. Schubiger) :

Das also entsprach dem Al-le-lu-, und hier fand sich Notker als Dichter beengt ; Flicken und Stücken war nicht seine Art. Alles Übrige, 136 — oder mit Repetitionen 240 — Tonsilben, entfiel auf das -ia und den Jubilus mit ihrer freieren Bewegung. Eine genaue Bestätigung unsrer Interpretation.

[1] Hierzu das folgende Kapitel.

Somit wäre Notkers Proömium an diesem Punkte klargemacht, und die Widersprüche, die die Kritiker darin gefunden haben, wären verflogen. Aber noch nach einer andern Seite wird nun der Alleluiasatz wichtig, ja erhellend. Längst hatte man es als einen Unterschied der westlichen Sequenzenschule von der notkerisch-deutschen festgestellt, daß die französischen Prosen häufig, die deutschen hingegen niemals mit dem Worte Alleluia beginnen. Dies Alleluia vor dem Text gibt sich ohne weiteres als ein initialer Zug zu erkennen, wenn sich auch zeigen wird, daß schon früheste Dichter es oft weggelassen hatten, während noch recht späte Dichter darauf zurückgreifen mochten ; für sich allein beweist dies Incipit nichts. Aus Notkers Mitteilungen geht nun aber hervor, daß er es von vornherein als gegeben ansah, das Alleluia in die Textierung einzubeziehen ; und so zeigt uns grade sein Proömium, wo jener Schulunterschied von Ost und West herrührt — eben von Notker und seiner Auffassung her, die aus einer westlichen Möglichkeit eine Regel machte. Vermutlich hat der Dichter den Alleluiasatz (§ 7) in sein Vorwort grade deshalb eingesetzt, weil er seine Auffassung unterstreichen und zugleich die Fälle unvollkommener Durchführung entschuldigen wollte. Die in der Debatte stehenden Zeitgenossen konnten ihn nicht mißverstehn, zumal ihnen auffallen mußte, daß nicht Ein Text des Hymnenbuchs mit dem Wort Alleluia begann.

Und noch ein bestätigendes Ergebnis. Die in neuerer Zeit gedruckten westlichen Sequenzenmelodien gehen, die Edition macht es sichtbar, normalerweise von einer Alleluiamelodie aus, um nach einer kleineren Zahl von Tönen, vielleicht fünf bis fünfzehn, ihre eignen Wege einzuschlagen und nur allenfalls — selten — in der Schlußkadenz noch einmal an den Ausklang des ja sehr viel kürzeren Alleluia zu erinnern [1]. Das gleiche Verhältnis hatte bereits Peter Wagner bei ein paar Sequenzen Notkers festgestellt, und die Zahl seiner Beispiele ließe sich vermehren [2]. Für viele Sequenzenmelodien ist allerdings noch keine Beziehung zu einer erhaltenen Alleluiamelodie erkennbar geworden. Der Raum der Übereinstimmung liegt also in den Silben Al-le-lu-, die in vielen Sequenzen dem Eingangschor ungefähr entsprechen ; oft schon in diesem,

[1] Anglo-French Sequelae ; nach H. M. Bannister ediert durch Anselm Hughes, Burnham-London 1934 ; Nr. 1, 3, 4, 7, 8, 10, 12-17 etc. Für die Schlußkadenz vgl. z. B. die Variante bei Nr. 14. — Cl. Blume im Kirchenmusikalischen Jahrbuch 34 (1911), S. 9.

[2] Einführung in die gregorianischen Melodien III (1921), S. 485-487 ; auch I (Aufl. 1910), S. 256 f. ; sowie in Samuel Singer, Die Dichterschule von St. Gallen (1922), S. 16 ff.

sonst zu Beginn der ersten Doppelstrofe trennen sich die Melodien. Abermals bestätigt sich die Verschiedenheit von Alleluia (im engeren Sinn) und Jubilus, die Notkers Widmungsbrief als bekannt voraussetzt. Sie kommt in den Notker-Handschriften, die hierin ersichtlich auf des Dichters Urschrift zurückgehen, auch äußerlich dadurch zum Ausdruck, daß jedesmal neben der ersten Kurzzeile einer Sequenz am breiten, den Neumen vorbehaltenen Rande das Wort *Alleluia* steht, dem die Neumen jener Kurzzeile übergeschrieben werden. Von Haus aus sollte das also heißen: Hier, im Incipit, herrscht die bekannte Melodie des Wortes Alleluia, wie sie zu diesem Feiertage gehört; das Folgende ist der wortlose, vom Dichter frei ausgestaltete Jubilus.

Chronologisches: Das Kloster Jumièges, 841 erstmals von den Normannen verheert, mußte (aller Wahrscheinlichkeit nach) 851 von den Mönchen aufgegeben werden, und einige Zeit später erschien jener Presbyter mit seinem Antiphonar in Sankt Gallen. *Vor 851* also hat man in Jumièges Sequenzen gekannt. — Marcellus, der nach dem Proömium seinen Schüler Notker zur Publikation seiner Lieder aufforderte, starb 871. Damals also war der Liber Ymnorum in den Grundzügen bereits geschaffen; die Fertigstellung für Liutward geschah aber erst 884. Liutward war damals der erste Mann an einem Hofe, wo die Bischöfe und Äbte des karolingischen Gesamtreiches alljährlich in Person oder durch ansehnliche Vertreter ihre Aufwartung machten. Für den Augenblick standen also Notkers Hymnen an der sichtbarsten Stelle.

Die Nachweise zu diesen Daten gebe ich im Buche 'Notker der Dichter'.

Was *nicht* im Proömium steht:

Auch wenn im Antiphonar von Jumièges eine ganze Anzahl von Prosen gestanden hätte (ich vermutete, es sei nur eine gewesen), so läßt die Untersuchung der sanktgallischen Sequenzen keinen Zweifel darüber zu, daß bald noch andre westliche Texte hinzukamen, darunter einzelne, deren Schmack im Kreise Notkers durchaus nicht bitter schien. So hat man dort die Initialsequenz 'Nostra tuba' in die Liturgie aufgenommen, und das wohl vom gleichen Dichter stammende Heiligenlied 'Haec est sancta solemnitas cunctis veneranda' spiegelt sich in Notkers fast ebenso beginnender Hymne zur Osteroktav (hierüber im Fortgang dieser Arbeit, Kap. 13.) Wenn Iso, wie wir zeigten, und wohl erst recht der vielbewanderte Ire Marcellus die neue Liedgattung kannten, so konnten sie ihren Dichterschüler leicht mit weiteren Proben bekannt machen,

und dem erwachten Interesse mußte ein vermehrter Stoff vom Westen — Metz z. B. —, allenfalls auch von Italien her zuströmen. Das Proömium schweigt davon, wie es ja überhaupt bei seinen Lesern die Kenntnis (und wohl auch eine gefühlsmäßige Ablehnung) der Initialsequenz voraussetzt. Nicht von dieser, sondern von ihrer verwandelnden Aneignung wollte Notker berichten.

4. Jubilus und Sequenz

Im vorigen Kapitel habe ich die Komposition des Wortes Alleluia unterschieden von der wortlosen Koloratur über dessen Endvokal -a, der sich ja schon klangmäßig allein zum Jubilieren schickte. Praktisch bilden natürlich die vielleicht fünf bis fünfzehn Allelu- Töne eine Einheit mit den nachfolgenden -a-Melismen, die an Umfang leicht das sechsfache erreichen. Seit im 10. Jahrhundert die Meßantiphonarien neumiert wurden, zeigen sie uns solche Jubili als « Neumenschwänze »[1]. Im späten Altertum aufgekommen, hatte der Jubilus eine Tendenz zu immer neuer Auszierung und Erweiterung in sich. Er wurde im Wechselsang vorgetragen. Als man in vor- und frühkarolingischer Zeit kurze Psalmworte als « Alleluia-Verse » einschaltete, gewannen die Töne nicht nur eine gewisse Wortstütze — sie konnten daraufhin erst recht wieder gemehrt werden ; denn diese Worte erhielten reichen melismatischen Schmuck. Der Vortrag geschah wohl ungefähr wie noch heute :

Vorsänger : Alleluia. Chor (responsorisch) : Alleluia + Jubilus.
Vorsänger : Alleluia-Vers. Chor : Schluß des Verses.
Vorsänger : Alleluia. Chor : Jubilus[2].

Dabei gingen trotz Pippin und Karl dem Großen die Bräuche der Sängerschulen auseinander ; Notker konstatierte eine ganz bedeutende Differenz zwischen Sankt Gallen und dem eigentlich maßgebenden Rom[3].

Diesen langen, vielgestaltigen Jubilus also sollte die Sequenz an Worte binden. Die Frage (deren Beantwortung ich bereits vorweggenommen habe) ist : haben die Dichter das Ton um Ton getan, oder haben sie den melodischen Stoff auch ihrerseits wieder erweitert, ab-

[1] Frühes Beispiel : der Einsiedler Codex 121 (jetzt 1151), p. 343-370 = Paléographie musicale s. I t. IV.

[2] L. Eisenhofer, Handbuch der Kath. Liturgik II (1933), 108 ; F. Gennrich, Grundriß, 107.

[3] Gesta Karoli I 10, p. 639 Jaffé (Bibl. rer. germ. IV) : nimiam dissimilitudinem nostrae et Romanae cantilenae.

gewandelt, ihren Bedürfnissen angepaßt ? Mit andern Worten : sind die erhaltenen Sequenzenmelodien identisch mit den zugrundegelegten Jubili, oder sind sie etwas darüber hinaus ? — Die Frage darf also nicht zu alternativ gestellt werden. *Irgend eine* Priorität der Melodie steht nach Notkers Proömium fest ; von Komponieren ist dort nicht die Rede. Doch steht auch nirgends, daß die Jubilus-Töne nicht gemehrt werden dürften. Ich rechne mit der Möglichkeit, daß der junge Notker dem Vorbild von Jumièges über seine ersten Versuche hinaus grade dies entnahm : sich durch die gegebenen Melodien nicht einengen zu lassen, sondern sie frei zu gliedern und auszudehnen.

Auf alle Fälle hat man längst gegen die Identität von Jubilus und Sequenzenmelodie gewichtige Einwände erhoben. Wo in neumierten Antiphonarien gregorianische Jubili vorliegen, reicht ihr Umfang auch nicht entfernt an den einer normalen Sequenz heran. Es mag zwar sein, daß nicht-gregorianische Jubili länger gewesen sind, wobei z. B. irische Einflüsse sich geltend gemacht haben könnten ; mancherlei Möglichkeiten sind da offen zu halten. Doch auf der Gegenseite ist zu bedenken : eine normale Sequenz erster Epoche zählt 200-400 Silben (im Minimum um 100, im Maximum um 600) ; auch wenn man die Repetitionen abrechnet, bleibt die gute Hälfte dieser Ziffern ; die Töne wurden bei jeder Melodie in besonderer, genau festgelegter Gliederung antiphonisch vorgetragen, und die Strofen wechselten beständig und in ganz unberechenbarer Weise an Länge (zirka 5-50 Silben). Derartige Melodien also sollte man ohne Worte, ohne Begleitung, ohne Notenschrift, allein auf dem Vokal *a* gesungen haben — nicht einzelne Virtuosen, sondern allgemein die Klöster des Abendlandes, chorweise, und zwar ein paar Dutzend verschiedene Kompositionen der Art zum Hochamt im Wechsel des langen Kirchenjahrs.

Eine solche Unwahrscheinlichkeit könnte nur durch sehr gewichtige Zeugnisse glaubhaft werden — und es gibt ihrer, außer jener falschen Interpretation des Proömiums, überhaupt keine. Wohl gibt es etliche Neumenhandschriften, z. B. aus Sankt Gallen und aus Winchester, wo Sequenzenmelodien textlos notiert sind [1]. Aber es sind, wie schon Werner endgültig nachwies, Melodien nicht vor, sondern nach der Sequenz ; nicht alte Jubili, die man nachträglich textiert hätte, sondern Sequenzen,

[1] Sangall. 484 (2. Hälfte 10. Jahrh.) ; dazu Jakob Werner, Notkers Sequenzen (1901), p. 9. Etwas jünger das Winchester-Tropar in Oxford, Bodley 775. Einige Melismensammlungen aus Frankreich nennt Gennrich 121 n. 4. Vgl. im Ganzen Anal. hymn. t. 53 p. xxii ; t. 49 p. 266 f.

deren Sangesweise man gesondert zusammengestellt hat. Diese Art der Aufzeichnung diente, soviel sich sehen läßt, dem cheironomischen Dirigieren des Chormeisters. Der Anlaß der gesonderten Aufzeichnung lag ersichtlich darin, daß die meisten Melodien für mehrere Sequenzentexte galten und daß sogar für einen einzigen Text die zierlichen Neumen ungleich weniger von dem kostbaren Pergament beanspruchten als die Worte.

Es spricht aber von vornherein jede Wahrscheinlichkeit dafür, daß in den Sequenzen der Alleluia-Jubilus melodisch weitergebildet wurde : Grade er war das beweglichste Stück im Meßgesang, grade an ihm hatte sich vom 6. zum 9. Jahrhundert die Musikfreude in immer neuer Regsamkeit erprobt, grade er durfte in der Liturgie als 'modern' und eigen empfunden werden. Warum hätten sich gegen ihn die Textsetzer rein passiv verhalten sollen, in einer Zeit vielfältiger liturgischer Neuerungen ? Bei den Sequenzen Notkers und jener wenigen andern, die wirklich Dichter gewesen sind, faßt man es oft bis in kleinste Wendungen und Schmiegungen, daß das Wort und der Wortvortrag (= Melodie) aus Einem Atem kommen. So findet sich denn auch nicht selten in der Frühzeit zu verschiedenen Texten die gleiche Melodie in Variationen, die musikalisch nicht eben auffallen mögen, aber poetisch einen fruchtbaren Spielraum eröffnen [1]. Mehr noch. Von einer Anzahl von Melodien gibt es eine 'größere' und eine 'kleinere' Form, beide vom gleichen Alleluia ausgehend und daher beide nach ihm benannt [2]. Vergleicht man sie, so findet sich normalerweise Übereinstimmung in den Anfangstönen (Al-le-lu-!), danach nur eine höchst ungefähre Verwandtschaft : deutliches Zeichen, welche Freiheit der Jubilus dem Sequenzenschöpfer ließ. Und warum benannte man die Hälfte der Sequenzenmelodien (in Frankreich fast alle) überhaupt nicht nach dem Alleluia, sondern nach dem Anfang des Sequenzentextes oder nach irgendwelchen Eigenheiten dieses Textes ?

[1] z. B. Mater ; Frigdola ; Justus ut palma maior. Man sehe die verschiedenen Texte im Einzelnen durch, etwa mit Hilfe von A. h. 53, Index II. — Widergeschichtlich ist nach alledem der Versuch von Hughes-Bannister, vom Worte gelöste Sequenzenmelodien als Normal-*Sequelae* herauszudestillieren. Schon die Frage nach der « ursprünglichen » Melodie ist lange nicht so klar, wie sie zuerst klingt. Und will man nur unter den uns erreichbaren Melodieformen die relativ älteste (die darum noch nicht viel zu bedeuten braucht) festlegen, so müßte die Altersbestimmung ganz anders fundiert werden. Seinen Wert hat dieser Sequelae-Druck, abseits seiner Theorien, als vorläufige Publikation des Materials.

[2] z. B. Justus ut palma (Notker) ; Beatus vir qui timet ; Metensis ; Ostende ; Quoniam deus. Nb : Vereinzelt begegnet zufällige Namensübereinstimmung unverwandter Melodien.

Welch bindende Gesetze nun aber in der Freiheit lagen : das aufzuhellen möchte dem Musikhistoriker eine dankbare Aufgabe sein. Ohne Zweifel gab nach dem Gefühl der Sänger und Dichter schon einst das Alleluia für den Jubilus, nun der Jubilus für die Sequenzenmelodie den Ton an [1]. Die Grundlinie war festgelegt, die Ausschwingung nach oben und unten begrenzt ; des Liedes *Stimmung* war gegeben. Das Wie müßte sich so schildern lassen, daß es auch unsern Sängern und Dichtern etwas sagt. Natürlich darf man nicht in dem stecken bleiben, was im modernen Konzertsaal Musik oder Melodie heißt. Grade für Notker handelte sich's nicht um ein Dichten plus Komponieren, sondern er dichtete in einer ohnedies liturgisch-klingenden Sprache, und er griff in jene Urgründe des Wortes, des Rhythmus, der Verteilung, wo die Wurzeln von Gehör und Gedicht zusammenlaufen.

5. Vorformen der Sequenz ? Gradualtropen, Prosellen

« Das Graduale als Teil der Messe zwischen Epistel und Evangelium zerfällt in zwei, ursprünglich gesonderte Teile : 1. Das *Responsorium* (Psalmus responsorius oder Responsorium graduale), gefolgt von einem Versus oder Versikel ; und 2. das *Alleluia*, ebenfalls begleitet von einem Versikel, dem *Versus Alleluiaticus*, der wiederum durch ein Alleluia abgeschlossen wird. — Weil der Text des Responsoriums und der beiden Versikel, welcher der Heiligen Schrift und zwar fast ausnahmslos den Psalmen entnommen ist, am *Gradus* oder Ambo zu singen war, erhielt das Ganze den Namen *Graduale*. (Vgl. L. Duchesne, Origines du culte chrétien, Paris 1898, p. 159 sqq.)

« Der erste Teil des Graduale, das Responsorium und sein Versus, sind selten tropiert ; der Versus Alleluiaticus hingegen mit seinem abschließenden Alleluia ist der eigentliche Nährboden für die Tropen . . . ».

Clemens Blume in Analecta hymnica 49 (1906), p. 211, leicht gekürzt. Ebenda p. 211-277 vollständige Sammlung poetischer Gradualtropen (auch späteren Stils). Zur abschließenden Beurteilung müßte man darüber hinaus haben : 1. die frühen Prosatropen, 2. die Melodien bzw. die durch die Neumen gegebenen Anhaltspunkte über die Vortragsweise der verschiedenen Arten von Gradualtropen. — Liturgiegeschichtlich vgl. auch Eisenhofer, Handbuch II, 104 ff.

Im allgemeinsten Sinne kann man ja die Sequenz selber als einen, allerdings sehr eigen ausgefallenen, Tropus zum Alleluia-Jubilus be-

[1] Fr. Gennrich, Grundriß (1932), S. 107 ff., möchte ein organisches Wachstum vom Alleluia-Jubilus über den Alleluia-Versus zur Sequenz konstatieren.

zeichnen. Sieht man die bis etwa ins 7. Jahrhundert zurückreichenden Alleluia-*Versus* unter dem Gesichtspunkt an, daß sie den Vortrag der Melodie durch ihre Worte erleichtern sollten, so kann man sie als ersten Ansatz zu Jubilus-Tropen und damit als unbewußte Vorboten der Sequenz auffassen. Allerdings sind sie nicht eigner Text, sondern Schriftzitat ; und die Worte tragen ihrerseits Melismen, im Gegensatz zur isonischen Regel der Sequenz.

Unter den eigentlichen Gradualtropen sind hier drei frühe Typen zu unterscheiden :

1. Tropierungen des Versus alleluiaticus (nebst dem Alleluia). Sie haben die typische Art des Tropus, daß sie den zugrunde gelegten Vers ganz oder teilweis in ihren Text aufnehmen. Die Gruppe ist seit dem 10. Jahrhundert in Limoges, Mainz, Sankt Gallen und anderwärts in einigen Beispielen bezeugt [1]. Blume (l. c. 211 ff.) rechnet auch den folgenden Typ ihr zu.

2. 'Rahmenstücke' : im Zusammenhang mit dem Alleluia gesungene Texte, die vom Wortlaut des Alleluiaverses nichts anführen ; die liturgische Zuordnung ergibt sich allein aus den Rubriken der Handschriften. Die kleine Gruppe dürfte eher ein wenig älter als die erste sein. Die 'Aperhandschrift' vom Ende des 9. Jahrhunderts bietet inmitten ihrer Sequenzen fünf Beispiele und nennt bei vieren den zugehörigen Versus alleluiaticus. Die meisten sind liturgische Prosa ; nur ein Ostertropus hat die Gestalt einer ebenmäßigen Doppelstrofe mit -a-Ausklängen der sechs- bis achtsilbigen Kurzverse [2]. Vermutlich handelt es sich bei diesen und ein paar andern frühen Beispielen [3] nicht um Tropen im engeren Sinne, sondern um selbständige Rahmenstücke : Introduktionen oder Epiloge zum Alleluia und seinem Psalmvers. Über die Vortragsweise, die das Verhältnis der kurzen Texte zur Sequenz klarer machen könnte, bin ich nicht unterrichtet.

3. « *Prosellae* » : Textunterlegungen zum Jubilus, aber, mindestens in der erhaltenen Form, nicht zum ganzen Jubilus (wie die Sequenzen), sondern zu Stücken davon. Zu ihrer Zeit hießen sie offenbar

[1] Analecta hymnica 49 n. 461, 475, 490, 497-499.

[2] A. h. 49 n. 436 Str. 1 und 5. Über den Text wie über die Aperhandschrift = Cod. lat. Monac. 14843, aus Toul, siehe den zweiten Teil dieser Arbeit. Vgl. vorläufig H. Spanke, Deutsche und französische Dichtung des Mittelalters (Stuttgart 1943), 34 ff.

[3] A. h. 49 n. 424, 451, auch 430 und 437. Ferner möchten n. 508-514 hierher zählen.

prosae [1], d. h. man empfand kein Bedürfnis, sie von den normalen Sequenzen begrifflich zu unterscheiden. Im Anschluß daran nenne ich sie handlich Prosellae ; Blume betitelte sie (aus einer irrigen Theorie heraus) *versus ad sequentias* [2]. Er hat von der Gattung 16 frühe Beispiele gesammelt, sämtlich französischer Herkunft [3] : antistrofierende Verslein, von Sequenzen zunächst nur durch ihre Kürze unterschieden. Zur Anschauung stehe hier ein Beispiel auf Weihnachten :

Alleluia !

1	Ecce, puerpera	genuit Emanuel	regem in saecula,
2	Deum oraculis	prophetarum promissum	magnum in saecula,
3	Nobis det ut omnia,	quae sunt patris et sua,	praemia aeterna.
4	Salus et victoria	illi sit et gratia	omnia per saecla.

Alleluia !

Seht, die Gebärerin	hat den Friedefürst gezeugt,	den Herrn in Ewigkeit,
Welchen in Weissagung	Profeten verkündigten	als Gott in Ewigkeit,
Daß er alles uns verleih,	was des Vaters ist und sein :	ewige Belohnung.
Heil sei und Sieghaftigkeit	mit ihm und Holdseligkeit	über alle Zeit hin. [4]

Man bemerkt die große Einfachheit im Inhalt, in der Gliederung zu Sechs- und Siebensilbern, in einzelnen Takt- und Wortentsprechungen. Es ist durchaus die Poetik der frühen Sequenz an einem ganz kurzen Beispiel. Melodisch fällt auf jede Silbe ein Ton — die Grundregel der Sequenz.

Und nun das Merkwürdige der Überlieferung. Die Prosellen begegnen eingebettet in normale Sequenzen früher Zeit ; so finden sich die eben zitierten zwei Doppelstrofen auf Weihnachten innerhalb von sechs verschiedenen Weihnachtssequenzen, und zwar nicht etwa hintereinander weg in eignen Strofen, sondern jedesmal als Mittelstück der vierten und der achten Doppelstrofe -- also an genau fixiertem Platz [5].

[1] A. h. 49 p. 271, Note zu n. 515 : *sequentia cum prosa* = Jubilus mit Tropentext. Vgl. ib. p. 266.

[2] ib. p. 266.

[3] Anal. hymn. 49 n. 515-530. Unter n. 530 stehen zwei Texte ; dagegen ist n. 521 zu streichen, der Text gehört eindeutig zu unserer zweiten Gruppe. Die spät überlieferte n. 527 könnte doch alt sein.

[4] Analecta hymnica t. 49 n. 515.

[5] Anal. hymn. t. 7 n. 15, 20, 24, 27, 29 (vgl. dazu t. 53 n. 21 und 21a-d), diese fünf eindeutig aus Frankreich ; außerdem t. 40 n. 2 ‚Benignissima domini', nur in einer relativ späten Handschrift von Pistoja erhalten, was französischer Herkunft nicht widerspricht.

Zur Anschauung hier die vierte Doppelstrofe der Sequenz 'Adest praecelsa' :

Jam per tempora,
ecce, puerpera
genuit Emanuel
regem in saecula
perpetua :
potens caelestia
regit agmina.

Nunc perspicimus
deum oraculis
prophetarum promissum
magnum in suprema
cunabula :
gignit prolem virgo
sacra opima. [1]

So gleicht die Gesamtsequenz mit ihren zehn Doppelstrofen einem großen Tropus um die Prosella. Und entsprechend ist es mit den anderen auch. Die Sequenzen, ich kenne ihrer 40, gehören durchweg der französischen Schule an ; die Überlieferung beginnt mit dem ältest erhaltenen Prosar (Limoges um 930), das in seiner Hauptreihe unter 21 Texten vier solche 'Prosellensequenzen' enthält [2].

Es gibt noch eine zweite, chronologisch etwas jüngere Form der Überlieferung. Jene Handschriften, die zum Gebrauch des Dirigenten nur die Sequenzen-Melodien festhalten, tragen bei den Prosellensequenzen zwischen ihren sonst wortlosen Neumen die Prosella jedesmal im Wortlaut ein [3]. Damit tritt besonders hervor, daß bei den verschiedensten Textierungen der betreffenden Melodie diese kleinen Ausschnitte immer gleichlauten werden. Die Prosellen scheinen so etwas wie sakrale Unantastbarkeit zu haben.

Wie ist der seltsame Befund zu deuten ? Daß die Prosellen älter sein müssen als die ihnen zugehörigen Sequenzen, hat Blume unwidersprechlich gezeigt (l. c. p. 267). Es ist aber auch undenkbar, daß sie für sich allein schon die umfangreichen Melodien gehabt haben sollten, denen sie in jenen Neumenhandschriften einnotiert wurden. Nicht bloß wegen des früher (S. 203 f.) ermittelten Prinzips, daß solche Melodien durchweg einen fertigen Sequenzentext voraussetzen. Sondern, nähme man trotzdem einmal an, es lägen hier alte, wortlose Jubili vor, die man zuerst in kleinen Ausschnitten durch Prosellen, später erst im ganzen durch Sequenzen unterlegt hätte : so würde man in jenem ersten Stadium den Prosellentext doch wohl melismatisch über den Großteil des Jubilus

[1] Anal. hymn. t. 7 n. 15 und t. 53 n. 21. Gegenstrofe : *in suprema cunabula* (= *in supremis cunabulis*) ist unklar ; man erwartet *infima*.

[2] Anal. hymn. t. 7 n. 24 'Celebranda satis', 44 'Fulgens praeclara', 221 'Observanda abunde', 224 'Exsultet elegantis'.

[3] Hierauf beruht Blumes Druck Anal. hymn. 49 n. 515-530. Vgl. zur Anschauung Hughes-Bannister's Anglo-French Sequelae Nr. 2, 3, 23, 46, 54.

verteilt haben — nie hätte man darauf verfallen können, erst etwa 120 Töne auf -a- zu singen, dann 20 in streng syllabischer Komposition auf einen Halbsatz, dann wieder 20 wortlos, 20 syllabisch auf den andern Halbsatz, und nun zum andernmal 120 a-Melismen, und so fort. Ein derartiges Gemisch von Melismatik und Syllabik widerstritte der Natur : vielmehr setzen die Prosellen so, wie sie überliefert sind (und andres gibt es nun einmal nicht), die isonische Regel der Sequenz voraus. Unvermeidliche Folgerung : ursprünglich hat ihre Melodie die Texte nicht wesentlich überragt.

Alles weitere ist Hypothese : nicht unnötig, aber unbeweisbar. Sei das Folgende zur Erwägung gestellt. Es fällt auf, daß die Prosellen im Unterschied von normalen Sequenzen ungefähr den Umfang eines gregorianischen Jubilus festhalten, vierzig bis hundert Silben. Dabei dürften sie von vornherein das Prinzip gehabt haben, daß man vor und nach den syllabisierenden Textstrofen kurze melismatische Verzierungen sang : irgend einen Ansatzpunkt müssen ja die sie ausbauenden Sequenzen vorgefunden haben. Dieser melismatische Rahmen würde — da die Prosellen alle entweder zwei oder drei Doppelstrofen haben — dem drei- bis vierfachen (« kleinern » und « größern ») Alleluia der kirchlichen Hauptfeste entsprechen. Sollte sich's nicht in den Prosellen um ganz richtige Sequenzen handeln mit der einen Besonderheit, daß sie auf Erweiterungen der Jubilus-Melodik verzichteten, also wirklich — so, wie man es früher von allen Sequenzen annahm — die gegebenen Tonsilben, und nicht mehr als sie, an Worte banden ?

Die Proselle wäre demnach nicht sowohl eine Vorstufe (Blume) als vielmehr eine ganz richtige Verwirklichung der Sequenz ; wenn man will, eine richtigere als die normale, den Jubilus ausspinnende Sequenz. Soll man sie immerhin für die *erste* Stufe der Verwirklichung halten ? Daß das kürzere auch das ältere sein müsse, ist für sich allein eine willkürliche Annahme. Im vorliegenden Fall ließe sich recht wohl auch die Anordnung denken : nachdem früheste Sequenzen den liturgischen Jubilus kräftig erweitert hatten, meldete sich der konservative Versuch, auf dem neuen Wege die überlieferten Maße doch festzuhalten ; wobei denn freilich dem Worte nur bescheidenste Möglichkeiten blieben. Wie dem auch sei : jedenfalls hat sich von den Prosellen nur das erhalten, was spätere Dichter in Vollsequenzen hineinnahmen. — Persönlich denke ich Prosellen und früheste normale Sequenzen von der gleichen Generation geschaffen : zwei Antworten auf das gleiche Problem, eine starre, zukunftlose und eine schöpferische.

Nun fordert es keine Erklärung, daß die Prosellen seit dem Augenblick, wo zum Jubilus weit längere Texte nicht nur vorhanden, sondern auch liturgisch eingeführt und erwünscht waren, nimmer genügten. Aber warum hielt man sie doch als Kerntexte in so eigentümlicher Weise fest ? Offenbar nicht primär wegen der Beliebtheit ihrer Melodie ; denn die hätte man ja viel einfacher im größern Rahmen neu unterlegt. Eben die Texte müssen, und zwar samt ihrer Melodie, liturgisch in so festem Ansehn gestanden haben, daß man sie beibehielt ; und dies sonst seltsame Verfahren stieß auf keine Hemmung in jenem Zeitalter des tropierenden Dichtens (vgl. später Kap. 23). Nun aber hängen anscheinend die Prosellensequenzen unter sich zusammen : sie dürften einer bestimmten Schule angehören, die vor 930 (wohl schon zwei Menschenalter vorher) aufblühte, in Frankreich längere Zeit einen bedeutenden Einfluß ausübte, dann aber nur mit wenigen Liedern die I. Sequenzenepoche überlebte. Dies sollte einmal näher untersucht werden. Zu beachten ist, daß doch nur vier oder fünf Prosellen häufiger eingebaut wurden, und zwar solche besonders volkstümlicher Feste [1].

Nach rückwärts könnte allenfalls die musikhistorische Prüfung weiterführen, soweit sich die Melodien zuverlässig rückgewinnen lassen. Tragen sie bei den Prosellen ein andres Gepräge als bei den initialen Sequenzen, und führt das auf Zusammenhänge ? Eins allerdings muß bei solcher Prüfung fest in der Mitte bleiben : in der Materie, die objektiv vor uns liegt, haben die Melodien eine selbständige Existenz eben nicht ! Aus welchem Geiste sie auch empfangen seien, auf alle Fälle leben sie allein und wesenhaft als syllabische Vortragsweise eines lateinischen, sakralen, kirchlichen Textes, so streng an diesen gebunden, daß eine andre Textierung grade hier undenkbar erschien.

6. Melodie-Titel

Der Gebrauch, die Sequenzenweisen durch ein Merkwort zu kennzeichnen und dieses den Sequenzentexten beizuschreiben, herrscht allgemein in Sankt Gallen und der (von dorther bestimmten) deutschen

[1] Es sind Weihnachten, Stephan = II. Weihnachtstag, Kirchweih und Allerheiligen : A. h. 49 n. 515, 529, 519 sowie der unter n. 530 mitangeführte Prosatypus 'Jam nunc intonant' auf Allerheiligen (nicht Trinitatis), wo die Liste von Blumes Beispielen unvollständig ist. Hinzu kommt die Osterproselle n. 516, deren Melodie man auch für die Tage besonderer Schutzheiliger benutzte, aber jedesmal mit neugebildetem Text : n. 524, 525, 527, 528.

Schule; ferner in den beiden berühmten Winchester-Troparen von Anfang und Mitte des 11. Jahrhunderts — die bei aller westlichen Schulung doch mit der sanktgallischen Tradition wohlvertraut sind. In Frankreich dagegen scheinen die Titel nur vereinzelt vorzukommen: man bezeichnet dort die Melodien gewöhnlich nach dem Incipit des jeweils bekanntesten Sequenzen-Textes (es muß nicht die Stammsequenz sein); allenfalls — ausnahmsweise - nach dem zugehörigen Versus alleluiaticus.

Reiches Material in Analecta hymnica t. 53 zu den einzelnen Texten; aber die Quellen für die Melodietitel werden nur ausnahmsweise angegeben (bei französischen Prosen ist es meistens Winchester), Kritik dieser Überlieferung fehlt. Für Sankt Gallen sonst J. Werner's Büchlein (Notkers Sequenzen); für Winchester Walter Howard Frere: The Winchester Troper (London 1894 = Henry Bradshaw Society VIII). Eine typische französische Liste Anal. hymn. 49 p. 267. — Über die Titel schrieb ausführlich Hans Spanke in der Zeitschrift für deutsches Altertum 71 (1934) S. 4-11 und 38 f.: auf gar zu schwanken Grundlagen.

Auch im sanktgallischen Brauch hießen zahlreiche Melodien nach dem Versus alleluiaticus: in Notkers Hymnenbuch rund die Hälfte, 16 von 32 oder 33. Nach diesem Psalmvers betitelte man offenbar vorher die Jubilus-Melodie, und so erscheint die Übertragung auf die Sequenz als das Natürliche. Daneben aber gibt es die Kennwörter: zum Teil nach dem Wortlaut einer bekannten Sequenz willkürlich, aber sinnfällig gebildet (Notkers Concordia, Virgo plorans, Puella turbata u. a.); einige irgendwie von der Tektonik oder Melodik ausgehend (Organa, Symphonia, Duo tres), einige mit einer geographischen Bezeichnung, die wohl weniger auf die Herkunft (Metensis ?) als auf den Charakter der Form, wie man ihn empfand, deutet (Romana, Graeca); einzelne kurzerhand preisend (Aurea). Es gibt noch andre Beziehungen, auf die es hier nicht ankommt; ein paar viel umfragte Titel gehn in keiner Deutung auf, so bei Notker: Frigdola (das Wort selber unklar), Planctus sterilis, Cignea. Dieser Name « die Schwänerne » sowie der plane Titel « Mater » weisen aller Wahrscheinlichkeit nach rückwärts über Notker hinaus.

Die erste Bezeugung dieser Titel liegt in Notkers Proömium von 884 vor, wo « Dominus in Syna » (Psalm 67, 18 = Alleluiavers zu Christi Himmelfahrt) und « Mater » genannt sind, also je eine Probe der beiden Hauptgruppen. Sowohl hiernach wie nach der einhelligen Überlieferung des Liber Hymnorum steht es außer Zweifel, daß Notker selber seinen gesammelten Sequenzen die Titel beigeschrieben hat. Dagegen läßt sich nicht ausmachen, ob er bei seinen Lesern die Titel,

mindestens jene zwei des Widmungsbriefes, als bekannt voraussetzt, oder ob er sie im Proömium auf etwas verweist, was sie in seinem Buche dann finden werden. Da einige Titel des Hymnenbuches erst auf Grund notkerischer Texte geprägt wurden (Virgo plorans usw.), steht die Frage offen, inwieweit die ganze Sitte, den Melodien Kennwörter zu geben, auf Sankt Gallen zurückgeht. Ich bezweifle es insofern, als die Bezeichnung der Alleluia-Melodien nach dem zugehörigen Versus auf der Hand lag seit dem Augenblick, wo dieser Vers einigermaßen feststand, einigermaßen mit einem bestimmten Jubilus verschmolzen war ; aber trat das lange vor Notker ein, und in allen Provinzen ? Wie man das auch beantworte : sichtbar erwuchs ein erneutes Bedürfnis, die Melodien zu benamen, in Notkers Kreise eben durch das Aufkommen der Sequenz und den Wetteifer der Dichter auf diesem Gebiet. Daher nun die Betitelungen nicht bloß nach dem Jubilus, sondern auch durch 'Spitznamen' verschiedenster Gattung. Diese stammen ohne Frage nur zum kleineren Teil von Notker ; die Mehrzahl wird der Dichter von der Sängerschule lächelnd übernommen haben, um sie durch sein Buch zu verewigen.

Auch solche dem Text entnommenen Kennworte mögen vor den Sanktgallern schon andre gebraucht haben, aber doch wohl nur in lokal begrenzten Einzelfällen ; denn hier versagt uns die Überlieferung nicht nur den äußern Beweis, sie eröffnet auch keine sonderliche innere Wahrscheinlichkeit. Die notkerischen Titel « Mater » und « Cignea » spielen vermutlich auf vornotkerische Mariensequenzen an ; legt man das zugrunde, so beweist es gleichwohl nicht, daß auch die Titel vor Notker liegen, sie könnten immer noch in Sankt Gallen aufgebracht worden sein. Man kommt hier über bloße Möglichkeiten nicht hinaus ; um so entschiedener ist festzulegen :

Im Großen und Ganzen geht die Sitte, den Sequenzenmelodien besondere Titel zu geben, auf Notkers Hymnenbuch zurück. Was vorher in Einzelfällen geschehen sein mag, wurde im Wirkungskreise des Hymnenbuchs zum festen Brauch, der viele weitere, z. T. sehr merkwürdige Phantasienamen aufkommen ließ. Kritisch ergibt sich, daß den bisher gemachten Versuchen, mit Hilfe solcher Titel hinter Notker, ja hinter die liturgisch überlieferte Sequenz zurückzugreifen, die nötige Grundlage fehlt. Will man weiterkommen, so müßte man zunächst Gebrauch und Verbreitung der Melodietitel nach den Handschriften exakt bestimmen ; für sich allein schwerlich eine lohnende Arbeit.

(Fortsetzung folgt.)

L'Ordre de St-Jean et la Suisse

Par H. C. de ZEININGER

Résumé de l'histoire de l'Ordre [1]

En Palestine et en Chypre [2]

Les origines des Hospitaliers de St-Jean, le premier et le plus célèbre des Ordres religieux et militaires, remontent à la seconde moitié du 11e siècle. Un groupe de marchands d'Amalfi avait obtenu la permission de construire à Jérusalem, non loin du St-Sépulcre, un petit quartier chrétien où l'on vit surgir, à partir de 1063, des établissements commerciaux, une église, des auberges et un hospice pour accueillir les pèlerins. Ces établissements se trouvaient, selon toute probabilité, à la même place que d'autres institutions semblables — sans exclure celles qu'avait fondées Charlemagne, voire même celles d'une impératrice du 5e siècle — et qui avaient été détruites en 1010.

[1] La littérature très nombreuse sur l'Ordre se trouve énumérée dans les ouvrages spéciaux suivants : Ferdinand de Hellwald, *Bibliographie méthodique de l'Ordre souverain de St-Jean de Jérusalem*, Rome 1885 ; Ettore Rossi, *Aggiunta alla Bibliographie méthodique... di Ferdinand di Hellwald*, Rome 1924. Ce dernier auteur a publié une nouvelle addition, en annexe à son *Riassunto storico del Sovrano Militare Ordine di S. Giovanni di Gerusalemme*, Rome 1929. — Une troisième addition à la bibliographie de Hellwald fut donnée par T. Guarnaschelli et E. Valenziani, dans l'*Archivio storico di Malta*, 1938, p. 436 sq. — Pour les ouvrages parus dans la suite, on peut consulter les comptes-rendus de la revue de l'Ordre et de l'*Archivio storico di Malta*, du moins jusqu'en 1943.

Il faut noter toutefois que l'Ordre n'a rencontré jusqu'ici qu'un *seul* historien vraiment digne de ce nom, Joseph Delaville le Roulx, savant compilateur du *Cartulaire général de l'Ordre des Hospitaliers de St-Jean de Jérusalem* (1100-1310), Paris 1894-1901, 3134 pages in-f°, dont nous citerons ci-après les deux ouvrages principaux sur l'histoire de l'Ordre. De 1421 jusqu'à 1798, toute l'histoire reste encore à écrire, tâche qui est malheureusement peu encouragée par ceux que cela devrait intéresser en premier lieu. Car les deux catégories d'auteurs qui ont écrit en général sur les Hospitaliers, des historiens de profession et des amateurs — pour la plupart membres de l'Ordre — ont fait preuve, le plus souvent, d'une ignorance complète du sujet.

[2] Joseph Delaville le Roulx, *Les Hospitaliers en Terre Sainte et à Chypre* (1100-1310), Paris 1904. — Sur l'origine du bienheureux Gérard, cf. notre étude dans la Revue d'histoire ecclésiastique suisse, 1945, p. 145 sq.

Dans l'hospice dépendant alors du couvent bénédictin de Ste-Marie Latine, se forma une sorte de confrérie hospitalière qui, après la conquête de Jérusalem par les Croisés, en 1099, se rendit indépendante du monastère et fut reconnue comme telle sous son recteur, du nom de Gérard, par le Pape Pascal II, en 1113.

La petite confrérie prit rapidement de l'extension et reçut des donations importantes, surtout en Europe, de la part de ceux qui avaient pu se rendre compte, à Jérusalem, de l'utilité de l'Hôpital.

Après le décès de Gérard, en 1120, l'Ordre des Hospitaliers de St-Jean assuma sous son successeur, Raymond du Puy, de nouvelles fonctions en prenant part activement à la protection des pèlerins et, depuis 1137, aux guerres des chrétiens contre les infidèles. Au but originaire de l'Ordre : l'assistance hospitalière, s'ajoutait de la sorte une activité militaire qui lui conféra cet aspect caractéristique, à la fois religieux et chevaleresque, qu'il a conservé dans la suite. En menant, le premier, ses chevaliers aux batailles en Palestine, Raymond du Puy commença cette longue série de gloires militaires qui ont rendu à jamais célèbres les chevaliers de St-Jean. C'est aussi à lui que l'Ordre doit sa première Règle : l'original est perdu et la date exacte inconnue ; elle est en tous cas antérieure à 1153.

Entre temps, les propriétés des Hospitaliers s'étendirent toujours davantage, et les donations eurent comme conséquence la fondation de nombreux hospices destinés à recevoir les pèlerins sur le chemin de la Terre Sainte. Dans ces maisons, dirigées par un précepteur qui reçut plus tard la dénomination de commandeur, se trouvaient toujours quelques frères, plus tard aussi des prêtres de l'Ordre pour s'occuper des soins à donner aux voyageurs, mais naturellement aussi de l'administration de leur établissement. Les « frères », après avoir accompli leur noviciat au service des hôpitaux, se rendaient à Jérusalem pour y faire leur profession religieuse comme chevaliers ou comme servants, tandis que ceux d'entre eux qui ne prononçaient pas de vœux solennels étaient appelés « confrères », ne portaient pas les armes et furent employés surtout dans les œuvres hospitalières et charitables ou dans l'administration des biens de l'Ordre.

Nous nous bornons à relever parmi les entreprises militaires de l'Ordre contre les Musulmans, le siège de Damas, la prise d'Ascalon en 1153, l'expédition malheureuse contre l'Egypte, le combat près de Nazareth dans lequel le maître Roger des Moulins perdit la vie, la vaine défense de la Ville Sainte, en 1187 ; la conquête d'Acre, en 1191 ;

la seconde campagne, également malheureuse, contre l'Egypte, de 1218 à 1221 ; la bataille de Gaza, etc.

Vaillants défenseurs des derniers centres de la résistance chrétienne, d'Acre, du comté de Tripoli, de la principauté d'Antioche, du royaume d'Arménie, les chevaliers ne purent cependant pas empêcher à la longue que le manque d'aide de la part des pays européens comme les discordes entre les chrétiens eux-mêmes, ne provoquassent successivement l'écroulement de toutes leurs positions en Syrie : ils perdirent Jaffa en 1268 ; l'énorme forteresse du « Crac », après une défense d'une semaine seulement, en 1271 ; celle de Margat en 1285, Tripoli en 1289, et enfin St-Jean d'Acre en 1291.

L'Ordre de St-Jean trouva un refuge à l'île de Chypre, et son grand-maître prit sa résidence à Colos, près de Limisso. Pour pouvoir continuer l'activité guerrière contre les infidèles, on eut besoin d'une flotte armée, laquelle fut créée incontinent. On la devait surtout aux efforts du grand-maître Foulques de Villaret qui fut le premier amiral de l'Ordre. — Afin de se constituer une base navale plus près des côtes de l'Asie Mineure, les chevaliers occupèrent plusieurs îles des Sporades et prirent, après un siège qui avait duré deux ans, la ville de Rhodes en 1308.

A Rhodes [1]

Si les grands-maîtres de l'Ordre avaient exercé des droits féodaux dans plusieurs de ses anciennes propriétés, c'est avec Rhodes et les îles environnantes du Dodécanèse que les Hospitaliers entrèrent en possession d'un territoire indépendant et purent former un Etat pratiquement souverain. Gouverné par ses propres lois, battant monnaie, ayant une armée et une flotte non moindres que celles de la plupart des républiques maritimes de la Méditerranée, l'Ordre traita d'égal à égal avec les autres puissances, étant devenu un facteur d'une importance considérable dans la politique internationale.

A la même époque, il acquit la plupart des grandes propriétés de l'Ordre du Temple, supprimé en 1312 après un procès qui avait duré cinq ans.

Son organisation prit alors la forme qu'il conserva jusqu'à la fin du 18e siècle. Comme l'Ordre avait des propriétés dans tous les

[1] Joseph Delaville le Roulx, *Les Hospitaliers à Rhodes jusqu'à la mort de Philibert de Naillac*, Paris 1913. — Pour le reste de la domination de l'Ordre à Rhodes (1421-1522), on peut se référer à la *Bibliografia Rodia* de G. Fumagalli (Florence 1937).

pays européens et était composé de chevaliers de toute la chrétienté, l'administration se fit d'après des groupements nationaux, appelés « Langues ». La France, n'étant pas encore unifiée et dépendant alors de trois souverains différents, forma à elle seule trois Langues. Chaque Langue avait au siège du grand-maître un chef, pilier ou bailli conventuel, auquel certaines charges furent assignées dans la suite. Les huit Langues de l'Ordre étaient les suivantes : Provence, Auvergne, France, Italie, Aragon, Angleterre, Allemagne, Castille avec Léon et Portugal. Pour l'administration des possessions européennes, les Langues comprenaient un ou plusieurs grands-prieurés dont dépendaient les bailliages et commanderies de l'Ordre dans les différents pays.

Parmi les exploits guerriers les plus importants dans lesquels brilla pendant cette époque l'Ordre de St-Jean, on peut mentionner la victoire navale de dix de ses galères sur les Turcs dans la mer Egée, en 1334 ; la prise de Smyrne, en 1344, ville que l'Ordre réussit à défendre jusqu'en 1402 ; la prise d'Adalia, en Pamphylie, occupée de 1361 à 1373 ; les expéditions contre les ports de la Syrie et Alexandrie d'Egypte, en 1365 ; l'acquisition, à la fin du 14e siècle, de la Morée, vendue, une dizaine d'années plus tard, aux Byzantins ; l'occupation, en 1408, du site de l'ancienne Halicarnasse, en Carie, où l'Ordre construisit le château de St-Pierre qu'il conserva jusqu'en 1522 et qui était une position d'autant plus importante qu'elle contrôlait le canal entre Cos, île également en possession de l'Ordre, et l'Anatolie ; la victoire, en 1440, de huit galères de l'Ordre sur dix-huit d'une flotte égyptienne ; la défense de Rhodes, en 1444, contre une attaque égyptienne.

Après la prise de Constantinople par les Turcs en 1453, la situation de l'Ordre devenait difficile. La mémorable attaque de Mahomet II contre Rhodes, en 1480, qui dura trois mois, fut repoussée, mais il fallait plus de ressources, en hommes et en argent, que l'Ordre n'en avait alors à sa disposition pour pouvoir continuer la défense ou même passer à l'attaque. En même temps, divers Ordres, devenus superflus, vu leur faiblesse, possédaient encore de riches revenus qui auraient pu être rendus utiles : c'est pour cette raison que le Pape Innocent VIII, en 1489, réunit celui du St-Sépulcre et d'autres encore à l'Ordre de St-Jean.

Les Hospitaliers atteignirent alors l'apogée de leur splendeur : la ville de Rhodes, avec ses murailles si impressionnantes et ses nombreux bâtiments de l'époque, qui ont résisté aux ravages du temps et des hommes, en rend témoignage de nos jours encore.

De 1499 à 1503, les chevaliers participèrent à la grande ligue

chrétienne formée pour combattre les infidèles, qui aboutit à la prise de Ste-Maure, en 1502. En 1510, une escadre de l'Ordre attaqua une flotte égyptienne au large des côtes de la Cilicie et détruisit ou prit une quinzaine de navires. Mais la puissance des Turcs devenait toujours plus grande : ils conquirent la Syrie et l'Egypte en 1516, et prirent Belgrade en 1521. L'Ordre resta seul au Levant pour combattre. L'héroïque défense qu'offrirent 300 de ses chevaliers à la tête d'une dizaine de milliers de soldats pendant cinq mois, en 1522, aux assauts d'une armée de 200 000 hommes, ne put que retarder la chute de Rhodes : le grand-maître Philippe de Villiers de l'Isle-Adam dut capituler, et au commencement de 1523 la flotte de l'Ordre quitta l'île de Rhodes d'où il avait assuré la protection des chrétiens du Levant pendant plus de deux siècles.

A Malte [1]

Après de brefs arrêts dans plusieurs autres ports de la Méditerranée, la flotte des Hospitaliers stationna pendant quelques années à Civitavecchia, tandis que le grand-maître résida à Viterbe ou à Corneto. En 1524 déjà, une commission de chevaliers avait inspecté l'île de Malte que l'Empereur Charles-Quint était disposé à leur céder. Mais les guerres que ce prince avait à soutenir à cette époque contre la France et ses alliés, retardèrent le règlement de cette affaire cependant si importante pour l'Ordre qui avait transféré, en 1527, son siège à Nice. En 1530 seulement, et grâce à l'intervention du Pape Clément VII, lui-même membre de l'Ordre, eut lieu l'inféodation des îles de Malte, Goze et Cumin ainsi que de la ville de Tripoli en Afrique. Elle fut effectuée par Charles-Quint en sa qualité de roi de Sicile, mais l'Ordre n'était tenu qu'à fournir un faucon, chaque année, à son suzerain.

La flotte de l'Ordre reprit immédiatement son activité. Mentionnons les batailles navales dans la syrte de Libye, en 1531 ; la célèbre expédition contre Alger, en 1541. L'éloignement de la Tripolitaine en rendit toutefois la conservation difficile et, lors d'une première attaque turque contre Malte, en 1551, on dut se décider à évacuer le poste avancé de Tripoli. — Un débarquement à l'île de Djerba, devant les côtes de la Tunisie, n'eut pas de résultat durable et le château fort déjà pris dut capituler devant les Turcs, en 1560. Avec plus de succès, les

[1] Rien de vraiment scientifique et d'objectif n'existe sur l'ensemble de la domination de l'Ordre à Malte, sur laquelle on trouve des détails intéressants mais souvent dictés par une tendance hostile aux Hospitaliers, dans [D.] Miège, *Histoire de Malte*, Paris 1840.

chevaliers participèrent, en 1564, à la conquête du Peñón de Vélez, au Maroc, et à l'assaut de Malvasie, au Péloponnèse. Mais le plus glorieux fait d'armes de l'Ordre fut accompli l'année suivante.

En effet, en mai 1565, une flotte turque de 200 navires, ayant à bord une armée de 50 000 hommes, fit son apparition devant Malte où elle débarqua. Encore renforcées dans la suite, ces forces se livrèrent à un assaut formidable des fortifications de l'île, occupées par 300 chevaliers, autant de servants d'armes, 6000 soldats maltais et quelque 2000 mercenaires à la solde de l'Ordre. Le fort de St-Elme, défendu avec un héroïsme inouï, tomba après une résistance de plus d'un mois et la mort de son dernier occupant. Quelques jours plus tard, un premier secours atteignit l'île et permit au grand-maître Jean de la Valette-Parisot de résister jusqu'au commencement de septembre, où l'arrivée d'un nouveau contingent, comprenant 240 chevaliers et quelques milliers d'hommes, fit lever le siège par les Turcs qui y avaient perdu en vain plus de 20 000 des leurs.

En souvenir de ce siège que commémorent les Maltais chaque année le 8 septembre, on construisit une nouvelle capitale, appelée La Valette en souvenir du grand-maître qui avait mené si courageusement la défense victorieuse. Elle forme encore aujourd'hui, par ses fortifications dont les casemates ont résisté même aux bombardements aériens de la dernière guerre, par ce qui reste de ses splendides palais et églises, un monument de la grandeur de l'Ordre des Hospitaliers dont les chevaliers portent avec fierté le surnom de Malte.

Quelques années après le siège de 1565, l'Ordre prit part à la victoire navale de Lépante où il tenait la droite de la flotte chrétienne, et pendant tout le siècle suivant, sa marine livra une guerre ininterrompue aux infidèles. La prise de Corinthe, en 1611 ; les attaques contre Tripoli, en 1639 ; celle du fort de la Goulette, devant Tunis, en 1640 ; la participation, pendant 25 ans, à la guerre de Candie avec une flotte de sept galères qui remporta, en 1656, une victoire navale dans l'embouchure même des Dardanelles : tout cela sont autant de pages glorieuses dans l'histoire militaire de l'Ordre.

Mentionnons que, pendant une dizaine d'années, les Hospitaliers firent même une tentative de colonisation aux Antilles, en Amérique, ayant acquis, en 1653, les îles de St-Christophe, St-Martin, Saint-Barthélemy, Ste-Croix, etc.

Entre temps, l'activité guerrière de la flotte de l'Ordre, qui se composait à cette époque de huit galères, ne fut jamais interrompue :

citons la prise de Chio, en 1694, île où les chevaliers purent tenir pendant plusieurs mois.

Au commencement du 18e siècle, on procéda à une réforme de la marine, remplaçant une partie des lourdes galères par des vaisseaux plus légers. — La puissance turque étant en lent déclin, l'activité principale des navires de l'Ordre se tourna alors vers la chasse aux corsaires barbaresques, qui infestèrent cependant encore longtemps la Méditerranée. La nouvelle flottille participa toutefois aussi à l'expédition des Espagnols contre Oran, en 1707, et encore en 1783 et 1784, les escadres maltaises les aidèrent avec succès à l'occasion de leurs attaques contre Alger. De petites rencontres maritimes eurent lieu continuellement au large des côtes africaines et dans la Méditerranée occidentale, et il ne faut pas oublier que, malgré un affaiblissement indéniable de la puissance de l'Ordre, ses chevaliers n'ont jamais conclu de paix avec les ennemis de la foi chrétienne et n'ont pas cessé, jusqu'au dernier moment de leur règne à Malte, de continuer leurs « caravanes » contre les infidèles. La flotte de l'Ordre comprenait alors toujours deux vaisseaux de ligne, une frégate et trois galères.

Ce règne des Hospitaliers a été prospère, non seulement pour l'Ordre mais tout spécialement pour les Maltais eux-mêmes, dont la population a presque triplé pendant cette période. Si connus étaient les bienfaits d'un tel gouvernement que les Corses, soulevés contre la République de Gênes, offrirent le leur au grand-maître Emmanuel Pinto ; l'opposition de la France fit échouer ce projet. — C'est également à ce grand-maître que Malte dut la construction de la magnifique bibliothèque fondée en 1650, et l'établissement d'une université qui commença ses cours en 1771.

Le grand-maître Emmanuel de Rohan tint, en 1776, le dernier chapitre général, inaugurant un redressement qui, malheureusement, ne put aboutir à cause des événements politiques qui bouleversèrent les bases matérielles de l'Ordre. En effet, la révolution en France le priva de toutes ses possessions dans ce pays, obligeant, en outre, l'Ordre à secourir de nombreux réfugiés, car peu après, l'invasion des armées françaises le priva également de ses biens dans l'Italie du nord. Aussi s'efforça-t-il de trouver ailleurs l'appui qui venait de lui manquer : le tsar Paul de Russie offrit son aide. Mais au moment même où la conclusion d'un accord entre le grand-maître Ferdinand de Hompesch et le tsar aurait dû procurer à l'île de Malte la protection de la Russie, l'escadre française, qui était en route pour la campagne d'Egypte

de Napoléon Bonaparte, viola la neutralité que le traité d'Utrecht de 1713 avait solennellement garantie à l'Ordre, débarqua, en juin 1798, des troupes et s'empara de l'île et des forteresses, chassant le faible grand-maître qui n'avait pas su employer les moyens de défense encore considérables qu'il avait à sa disposition.

En Italie [1]

La perte de Malte et tous les événements qui suivirent en Europe, la révolution française et ses répercussions eurent pour l'Ordre de St-Jean des conséquences dont celui-ci n'a jamais pu se remettre entièrement. Car si, au moment de la perte de Rhodes, les nouvelles croyances introduites dans plusieurs pays du nord de l'Europe lui avaient enlevé toute la « Langue » d'Angleterre, le bailliage capitulaire de Brandebourg et quelques autres propriétés, il comptait encore, au moment où éclata la révolution en France, 22 grands-prieurés, 19 bailliages capitulaires et 570 commanderies. Vingt et un ans plus tard, il ne lui restait plus que les deux prieurés de Bohême et de Messine, le tsar Alexandre venant de supprimer tout ce que son père, qui avait succédé comme grand-maître à l'incapable Hompesch, avait donné à l'Ordre dans son empire pour le dédommager de ses pertes. Toutes les démarches pour rentrer en possession de Malte, que la paix d'Amiens de 1802 lui avait cependant assurée sous la garantie des grandes puissances, y comprises l'Angleterre et même la Turquie, restèrent vaines. Il fallut se résoudre à tenir compte des circonstances.

Une autre conséquence de cet état de choses fut la diminution rapide des membres effectifs de l'Ordre : évalués, à la veille de la révolution française, à deux mille, il n'y en avait plus, vers le milieu du 19e siècle, que 150 environ. Les chevaliers et dames, autorisés à porter la croix de St-Jean comme affiliés « par dévotion », qui n'étaient jadis qu'un très petit nombre, augmentèrent par contre considérablement et formèrent dans la suite une très grande majorité, qui n'avait cependant aucune part au gouvernement de l'Ordre.

Depuis 1805, la charge de grand-maître resta vacante ; un lieutenant du grand-magistère remplissait ces fonctions. Une reconstitution de quelques prieurés de l'Ordre eut lieu lentement entre 1816 et 1839 par des princes reconnaissant la valeur d'une telle institution. L'Ordre

[1] [Thierry] Michel de Pierredon, *Histoire politique de l'Ordre ... depuis la chute de Malte jusqu'à nos jours*, Paris 1926, travail bien fait et intéressant bien que d'une extrême prudence dans l'appréciation de l'attitude des dirigeants de l'Ordre.

qui changea plusieurs fois de siège, ayant résidé de 1803 à 1826 à Catane, puis à Ferrare, pour se fixer, depuis 1834, à Rome, continua également à entretenir des représentations diplomatiques auprès de plusieurs cours. — Après le rétablissement de la dignité de grand-maître, en 1879, une activité plus vigoureuse put se faire jour. Si l'Ordre n'a plus de flotte ni d'armée, si les églises et autres bâtiments que le gouvernement italien lui a restitués, depuis 1928, à Rhodes, ne sont qu'une lointaine réminiscence de son règne de jadis, sa souveraineté internationalement reconnue existe encore de nos jours.

Si les chevaliers ne combattent plus comme ils l'ont fait pendant plus de cinq siècles, les armes à la main, les ennemis de la religion, l'Ordre est cependant resté fidèle à sa tâche primitive : les nombreux hôpitaux qu'il entretient, toute l'activité déployée pendant les dernières guerres où ses trains — et navires — hôpitaux qui arborent la croix bianche à huit pointes, ont sauvé la vie à des milliers de blessés, toutes ses œuvres d'assistance et de bienfaisance démontrent combien utile à l'humanité souffrante est encore aujourd'hui l'institut admirable fondé il y a 850 ans par le bienheureux Gérard, institut qui, groupant des membres de toutes les nations, forme la vraie représentation des valeurs morales d'une internationale de l'élite chrétienne.

Constitution et Organisation

L'Ordre de St-Jean de Jérusalem, dit aussi Ordre de Malte, est jusqu'ici le seul des Ordres religieux et militaires qui ait conformé ses statuts [1] aux exigences du droit canon en vigueur depuis 1918. Sa nouvelle constitution date de 1936 [2].

Le Grand-Maître. — A la tête de l'Ordre se trouve le grand-maître. Par concession des Empereurs Rodolphe II et Ferdinand II, il porte le titre princier, et le Pape Urbain VIII lui a confirmé le rang de

[1] *Codice del Sacro Militare Ordine Gerosolimitano, riordinato per comandamento del Sacro Generale Capitolo celebrato nell'anno 1776 sotto gli auspici di S. A. Em^ma il Gran Maestro Frà Emanuele de Rohan,* Malte 1782. — Sur l'ancienne organisation de l'Ordre, on consultera utilement René Aubert de Vertot, *Histoire des chevaliers hospitaliers de St-Jean de Jérusalem,* 4^e éd., Paris 1755, vol. 5, p. 319 sq. (*Traité du gouvernement ancien & moderne de l'Ordre religieux & militaire de St-Jean de Jérusalem*) ; L. Héritte, *Essai sur l'Ordre des Hospitaliers de St-Jean de Jérusalem et de son gouvernement civil et militaire à Malte au commencement du 18^e siècle,* Paris 1912.

[2] *Costituzioni del Sovrano Militare Ordine Gerosolimitano..., conformate al Codice di Diritto canonico,* Rome 1936 (hors commerce).

cardinal. A la place des deux qualifications d'Altesse Sérénissime et d'Eminence, il fait usage maintenant de celle d'Altesse Eminentissime.

Mais dans ses actes officiels, il est dénommé : « par la grâce de Dieu, humble Maître de l'Hôpital sacré de St-Jean de Jérusalem et de l'Ordre militaire du St-Sépulcre de Notre-Seigneur, et custode des pauvres de Jésus-Christ ». Le titre du chef de l'Ordre se compose donc de trois parties : de la maîtrise de l'Hôpital de Jérusalem, de celle de l'Ordre du St-Sépulcre, et de la qualification de custode des pauvres du Christ.

La première et la troisième parties sont très anciennes et étaient attribuées déjà aux premiers chefs de l'Ordre. La seconde est une réminiscence de la réunion à l'Ordre de St-Jean, en 1489, des chanoines réguliers du St-Sépulcre.

L'élection du grand-maître, dont la dignité est à vie, se fait par les membres du Conseil ordinaire de l'Ordre, les grands-prieurs, le bailli de St-Sébastien de Rome et tous les baillis profès, en outre deux chevaliers profès députés par chaque grand-prieuré, et enfin ces baillis honoraires qui sont présidents des associations nationales des chevaliers dans les pays où des prieurés n'existent plus. On élit au scrutin secret et à la majorité des voix ; l'élection doit être approuvée par le St-Siège.

Le prince et grand-maître a le pouvoir suprême sur tous les membres de l'Ordre. Il jouit des honneurs des souverains.

Dans l'exercice de ses pouvoirs, il est assisté par le Souverain Conseil ordinaire.

Le Conseil ordinaire. — Tandis que, anciennement, la législation suprême de l'Ordre émanait du Chapitre général, les constitutions nouvelles ne prévoient même pas sa réunion. Aujourd'hui, le gouvernement de l'Ordre se fait exclusivement par le grand-maître, assisté par le Souverain Conseil ordinaire. Celui-ci se compose d'un représentant de chaque grand-prieuré. Les fonctions de secrétaire du Conseil sont remplies par le chancelier de l'Ordre.

Le grand-magistère qui a, depuis 1834, son siège à Rome, dans l'ancien palais des ambassadeurs de l'Ordre près le St-Siège, est l'administration centrale et comprend des dignitaires d'un nombre variable. Actuellement, ce sont les suivants :

le Chancelier, qui a sous lui un secrétaire de la chancellerie ;

le Receveur du Commun Trésor avec, sous lui, un secrétaire et un vice-secrétaire ;

le Conservateur, dont dépendent le secrétaire de la Conservatorie conventuelle (caissier) et un ingénieur ;

le Commissaire de l'Eglise, cette dernière étant administrée, quant au spirituel, par le Prieur ;

le Cérémonier.

Les Grands-Prieurés. — Des huit Langues dont se composait jadis l'Ordre de St-Jean, il n'en reste aujourd'hui, de fait, que deux : celle d'Italie et celle d'Allemagne.

De la Langue d'Italie dépendent trois grands-prieurés : Rome, Lombardie et Venise, Deux-Siciles, qui comprennent, en outre, deux bailliages et 44 commanderies de patronat familial.

La Langue d'Allemagne ne possède plus que les grands-prieurés de Bohême et d'Autriche. Les conséquences de la seconde guerre mondiale sont encore inconnues en ce qui concerne leurs propriétés.

A la tête des grands-prieurés se trouvent des grands-prieurs, élus à vie par les chapitres composés par tous les profès du grand-prieuré. Ces derniers remplissent auprès d'eux, dans les affaires importantes, le même rôle que le Conseil ordinaire auprès du grand-maître. — L'élection des grands-prieurs doit être confirmée par le grand-maître et le Conseil ordinaire, qui peuvent, dans certains cas, procéder à la nomination de ces dignitaires. Le grand-prieur de Rome n'est pas l'objet d'une élection : il est toujours nommé par le Souverain Pontife, sur la proposition du grand-maître.

Les Associations. — Dans les pays où l'Ordre ne possède plus de propriétés suffisantes pour la formation de prieurés, les chevaliers, etc. forment des associations nationales qui s'appellent, dans la péninsule ibérique, assemblées. Ce sont actuellement les suivantes :

la rhénano-westphalienne (de 1857) ; la silésienne (1867) ; la britannique (1872) ; l'italienne (1877) ; l'espagnole (1885) ; la française (1891) ; la portugaise (1899) ; la hollandaise (1910) ; la polonaise (1927) ; la hongroise (1928) ; l'américaine (1928) ; la belge (1929) ; l'irlandaise (1932).

A la tête de chaque association ou assemblée se trouve un président, assisté par un conseil. Leurs statuts doivent être approuvés par le grand-magistère.

Outre les chevaliers et membres qui font partie d'une Langue ou association, il y en a encore un certain nombre, reçus « au sein de la Religion » (in gremio Religionis), qui dépendent directement du grand-magistère [1].

[1] Les membres suisses de l'Ordre sont aujourd'hui en général dans ce cas. — Sur l'organisation moderne de l'Ordre, on peut consulter *Il Sovrano Militare*

Les membres : catégories, grades et dignités [1]. — L'Ordre compte, du point de vue du droit canon, deux catégories de membres : les effectifs qui forment seuls la religion, et les honoraires qui, bien que numériquement en majorité, n'ont aucune part au gouvernement de l'Ordre en tant qu'institut religieux, mais participent à ses privilèges spirituels.

Les membres effectifs de l'Ordre sont les suivants : les chevaliers profès, les chevaliers de justice à vœux simples ; les chapelains conventuels, les chapelains d'obédience magistrale, les chapelains d'obédience, tous profès ; les donats de justice qui ne prononcent toutefois que des vœux d'obéissance. — Les chevaliers de justice qui sont encore novices ou mineurs et n'ont donc pas prononcé de vœux, ne sont pas encore membres effectifs.

Les membres honoraires ou affiliés sont : les chevaliers et dames d'honneur et de dévotion, les chevaliers magistraux et dames de grâce magistrale, les chapelains conventuels, d'obédience magistrale ou d'obédience honoraire, les trois classes de donats de dévotion, et les décorés de la croix « pour pieux mérites ».

Selon les conditions d'admission, les membres de l'Ordre se répartissent en deux groupes, ceux qui présentent des preuves nobiliaires et ceux qui n'en fournissent pas. Ceux qui sont admis sur preuves nobiliaires appartiennent à trois catégories :

a) Chevaliers de justice. Ils doivent justifier, selon les grands-prieurés ou associations dont ils font partie, de 16 quartiers de noblesse pour la Langue d'Allemagne, ou de 4 d'une ancienneté de 200 ans pour celle d'Italie. On admet aussi des chevaliers mineurs. Après une année de noviciat, qu'il ne peut commencer qu'à l'âge de 16 ans, le chevalier doit renouveler annuellement ses vœux pendant au moins dix ans avant d'être admis à la profession solennelle. Pour les chevaliers âgés de plus de 41 ans, ce temps peut être réduit de moitié. — Les vœux obligent à la pauvreté, la chasteté et l'obéissance. Les profès seuls peuvent jouir des bénéfices et dignités de l'Ordre : commanderies ou prieurés. La dignité de bailli est purement titulaire. Certaines

Ordine Gerosolimitano..., Rome 1932 (publication officielle du Grand-Magistère), p. 71 sq. (*L'organizzazione presente dell'Ordine.*)

[1] Elizé de Montagnac, *L'ordonnance des chevaliers hospitaliers de Saint-Jean de Jérusalem*, Paris 1893 ; [Thierry] Michel de Pierredon, *L'Ordre souverain et militaire des Hospitaliers de Saint-Jean de Jérusalem..., son histoire, son organisation, ses insignes et ses costumes*, Paris 1925.

commanderies sont réservées aux chapelains de l'Ordre qui ne sont toutefois pas tenus de présenter des preuves nobiliaires.

b) Chevaliers et dames d'honneur et de dévotion : les chevaliers ont à justifier également de quartiers de noblesse selon les conditions d'admission des différents prieurés ou associations. Ils peuvent être promus à la dignité de bailli et grand'croix d'honneur. Les dames décorées de la croix ou grand'croix d'honneur, en général épouses de chevaliers, sont toujours nommées par le grand-maître de son propre mouvement. — A cette catégorie appartiennent aussi les usufruitiers des commanderies patronales qui se transmettent dans certaines familles selon les conditions de leur fondation.

c) Chevaliers magistraux : ne pouvant pas justifier de tous les quartiers nécessaires pour la catégorie précédente, ils peuvent présenter des preuves incomplètes : une noblesse d'au moins 200 ans dans l'ascendance paternelle directe est exigée en principe. La grand'croix magistrale peut leur être conférée.

Outre quelques baillis et chevaliers honoraires nommés pour des raisons particulières par le grand-maître de son propre mouvement avec l'approbation du Conseil ordinaire, les membres suivants de l'Ordre ne fournissent pas de preuves nobiliaires :

a) les chevaliers magistraux qui sont nommés par le grand-maître de son propre mouvement, ce qui est également le cas pour les dames de grâce magistrale. La grand'croix magistrale se confère également à ces chevaliers ;

b) les chapelains de toutes les catégories ;

c) les donats de toutes les catégories. Dans quelques associations qui exigent des preuves nobiliaires particulièrement étendues pour les autres catégories, les donats de la 1re classe devaient justifier, encore récemment, de la noblesse paternelle.

L'activité hospitalière et charitable [1]

Le but principal que se proposait l'Ordre de St-Jean, celui qui a toujours été atteint, était l'assistance des déshérités et le soin des malades. Aucune de ces deux tâches ne fut négligée durant les incessantes entreprises contre les infidèles. Déjà à Jérusalem au 12e siècle,

[1] Hans-Karl von Zwehl, *Über die Charitas im Johanniter-Malteser-Orden seit seiner Gründung*, Essen s. d. (1929).

les chevaliers desservaient un grand hôpital, capable, relatent les témoins de l'époque, de recevoir près de 2000 malades ou blessés. Après la chute de Jérusalem, l'Ordre entretint aussi un établissement hospitalier à St-Jean d'Acre.

Le plus connu, cependant, de ces hôpitaux est celui de Rhodes, qui est encore aujourd'hui un des monuments marquants de cette île. Ce joyau de l'architecture gothique, actuellement transformé en musée, avait succédé à une ancienne construction devenue très vite insuffisante. Cet édifice, qui avait subi les injures de la soldatesque turque qui l'utilisa comme caserne, fut restauré magnifiquement par les soins du gouvernement italien. Malheureusement, on n'a pu lui restituer sa splendide porte en bois de cèdre, sculptée en caissons, qu'on peut voir au musée des croisades à Versailles.

Plus grande encore fut l'activité hospitalière lorsque l'Ordre fut installé à Malte. Son hôpital du Borgo, appelé « infirmerie », comme déjà à Rhodes, devint rapidement un bâtiment considérable. Après 1565, le grand-maître Jean de la Valette fit construire une nouvelle cité dans laquelle ne tarda pas à s'élever un immense bâtiment qui pouvait recevoir 300 malades environ. Ayant servi encore d'hôpital militaire pendant la première guerre mondiale, on y a installé la direction et une caserne de la police. Ni l'or ni l'argent ne furent ménagés et les chevaliers purent s'enorgueillir — si c'était une vertu — de servir les malades dans des couverts et des coupes de métaux précieux. Il est encore relaté qu'à l'hôpital de La Valette éclatait partout une sobre richesse, que ce soit dans le mobilier ou dans les spacieuses salles aux lits à baldaquins. Au 18e siècle, il y avait trois médecins-chefs à la tête de l'hôpital, trois chirurgiens et de nombreux assistants. Les autres hôpitaux de l'île étaient fournis en médicaments par une pharmacie principale attachée à l'Infirmerie. On estime à 250 000 fr. or environ la somme qui était annuellement dépensée pour les frais d'entretien des hôpitaux et l'assistance aux pauvres.

Le grand-maître Emmanuel Pinto fonda une université, en 1769, qui était dotée de chaires d'anatomie et de médecine. Car l'Ordre, avec son organisation et sa technique hospitalière si perfectionnées, a toujours largement contribué au progrès de la science médicale. En 1674 déjà, le grand-maître Nicolas Cotoner avait fondé à l'Hôpital de l'Ordre à Malte, une école d'anatomie, de médecine et de chirurgie. Le grand-maître Marc-Antoine Zondadari permit la dissection des cadavres, et le grand-maître Antoine Manoël de Vilhena chargea le chirurgien Henin

de donner des cours publics d'anatomie au même Hôpital. — Le service médical sur les navires de la Religion nécessita également une organisation parfaite, et l'Ordre fit instruire, à ses frais, de jeunes pharmaciens et chirurgiens. — Mentionnons que le premier titulaire de la chaire d'ophtalmologie à l'université de Vienne, fondée en 1765, avait reçu sa formation médicale à Malte.

L'Ordre n'avait cependant pas limité son activité hospitalière à son siège central. Car partout, sur ses propriétés qu'il devait aux nombreuses donations qui lui parvinrent pendant les premiers siècles de son existence, surgirent, surtout le long des grandes routes qui menaient vers les ports de la Méditerranée, des hôpitaux, hospices, dans lesquels les pèlerins et les voyageurs besogneux trouvaient, selon la Règle de l'Ordre, accueil et réconfort comme les malades qui y étaient soignés. Le nombre de ces hospices était alors si considérable qu'on les a évalués, seulement pour la France et l'Italie, à une centaine. Ils permirent d'acheminer vers la Palestine, pendant presque deux siècles, non seulement une foule innombrable de pieux pèlerins, mais aussi de nouveaux contingents de volontaires pour les armées chrétiennes qui défendirent la Terre Sainte.

En outre, par les prédications de leurs chapelains et la propagande de leurs envoyés, les Hospitaliers remplirent en même temps une fonction religieuse et civile de la plus haute importance en contribuant à tenir éveillée dans le monde occidental l'attention sur les problèmes de l'Orient et en particulier sur la Palestine menacée par les Musulmans. De telle sorte que, même indirectement, l'aide apportée par l'Ordre aux croisades était considérable.

Plus tard, après l'insuccès des dernières expéditions, la chute du royaume de Jérusalem et la perte de la Palestine, les pèlerinages diminuèrent évidemment beaucoup, une bonne partie des hospices, devenus superflus, furent ou transformés entièrement en hôpitaux ou adaptés à d'autres besoins de l'Ordre dans ses différents établissements, appelés préceptories ou commanderies. Ces dernières avaient, en effet, une importance toute particulière. Non seulement leurs contributions régulières, qui s'élevaient en général à un quart du rendement, étaient indispensables à l'Ordre pour l'entretien des fortifications, des ports, de la flotte et de l'armée qui assumèrent, très souvent à eux seuls, sans interruption pendant cinq siècles, la défense des chrétiens dans la Méditerranée, assurant en même temps la sécurité du commerce maritime ; mais les commanderies étaient également des centres de ralliement

pour les recrues qui rajeunirent les rangs des chevaliers, et une partie de leurs revenus servit à fournir des pensions aux membres de l'Ordre qui avaient accompli leur service guerrier sur les galères selon les prescriptions des statuts.

Mais comme ces statuts étaient à l'origine ceux d'un Ordre exclusivement hospitalier, les chevaliers rendirent toujours d'éminents services dans le domaine de l'assistance aux pauvres. Jour par jour, l'Aumônier, assisté par des frères servants, faisait des distributions de pain, de vêtements, etc. On avait également l'habitude de donner des subsides en espèces aux pauvres qui projetaient de se marier, comme aux veuves et orphelins. Les enfants abandonnés étaient élevés aux frais du Couvent, les garçons dirigés vers des professions utiles, les filles ou convenablement mariées ou employées dans l'Infirmerie.

Car les Statuts n'avaient pas appelé en vain les pauvres « nos seigneurs », et c'est dans cet esprit de charité « pour l'amour de Dieu » que fut créée, en 1593, une congrégation spéciale pour le secours aux mendiants et aux pauvres, comme fut institué, plus tard, un fonds pour la rédemption de captifs, maltais et autres, tombés entre les mains des infidèles.

La perte de Malte et les énormes dommages que subit l'Ordre à la même époque, entraînèrent naturellement une telle diminution de ses revenus, estimés, avant la révolution française, à 5-6 millions de francs or, que, pendant quelques années, il se vit dans l'impossibilité d'exercer l'hospitalité prêchée par sa Règle. L'installation d'un hôpital à Ferrare, où le Conseil avait loué un palais avec trois maisons avoisinantes, ne put se faire, et c'est seulement après son transfert à Rome qu'il assuma la direction et l'entretien d'un hôpital de 500 lits qui, malheureusement, fut incendié quelques années plus tard.

A Naples, l'Ordre eut, de 1850 à 1940, l'Hôpital des SS-Bernard et Marguerite, où furent soignés de nombreux blessés de la guerre d'Afrique de 1896 et du tremblement de terre de Messine en 1908. Actuellement, le grand-prieuré entretient à l'Hôpital des Incurables une division chirurgicale d'une soixantaine de lits, munie des appareils scientifiques les plus modernes. Le grand-prieuré dispose également dans d'autres hôpitaux d'une soixantaine de lits offerts gratuitement à des malades pauvres. Au siège du prieuré se trouve une policlinique avec onze divisions (pédiatrie, chirurgie, radiologie, odontologie, etc.).

A Milan fonctionna, de 1862 à 1883, un hôpital de l'Ordre sous l'invocation de N.-D. de Lorette. En 1887, on inaugura dans la même

ville un hôpital pour enfants qui soigna, pendant son existence, en moyenne, 62 malades par an.

L'hospice pour enfants, ouvert en 1910 à Maggianico (province de Lecce), a été remplacé, en 1937, par l'Institut orthophrénique, inauguré à Naples dans une villa donnée par le duc Ernest del Balzo, bailli d'honneur de l'Ordre.

Le grand-prieuré de Bohême ouvrit, en 1866, un hôpital à Kirling, près de Vienne, qui rendit de grands services spécialement pendant les guerres de 1866, 1878 et 1885. Avec l'aide d'un chevalier de justice de l'Ordre, le comte Gustave-Bernard Caboga-Cerva, le grand-prieuré acquit, en 1869, sur la colline de Tantur, près de Bethléem et sur la route qui conduit à Jérusalem, à la place même qui lui avait été donnée en 1110, par le roi Baudouin de Jérusalem, un terrain où fut ouvert, en 1876, un hôpital d'une vingtaine de lits. Actuellement, il dépend de l'association italienne et sert d'établissement d'éducation pour enfants et de maison de convalescence.

L'association rhénano-westphalienne possède des hôpitaux à Flensbourg, Hoevel et Bonn. Un quatrième hôpital, à Raekelwitz, en Saxe, doit probablement être considéré comme perdu.

C'est, semble-t-il, également le cas pour les hôpitaux de l'association silésienne à Trebnitz, Breslau, Schurgast, Friedland et Schweidnitz, ainsi que pour le sanatorium de Rychtal qu'elle avait cédé, après la première guerre mondiale, à l'association polonaise ; cette dernière avait entretenu aussi des lits aux hôpitaux de Rybnik et d'Olyka.

L'association britannique s'occupe de l'Hôpital de St-Jean et de Ste-Elisabeth à Londres ainsi que de la léproserie de Nyenga, en Ouganda.

L'association française entretient, à Paris, un dispensaire.

L'association belge a assumé le patronat de la clinique de Saint-Etienne, avec 80 lits, à Bruxelles, tandis que celle de Hollande a quelques lits de fondation dans quatre hôpitaux différents.

Les contributions versées par les chevaliers magistraux aux Etats-Unis d'Amérique servent à l'entretien d'une salle à l'Hôpital de l'Enfant-Jésus, à Rome, sous la surveillance directe du grand-magistère.

Ce dernier a fondé à Rome, en 1926, un hospice pour des orphelines arméniennes, et il a inauguré en 1928, dans le palais magistral de l'Ordre, une policlinique organisée d'après toutes les exigences de l'art médical. Il s'y trouve également un centre sanitaire pour la lutte contre le cancer.

A l'Hôpital de St-Jacques à Rome, le grand-magistère entretient des salles dans la division chirurgicale pour des malades des deux sexes. On y a attaché la division pour l'entraînement pratique des étudiants de l'Ecole de médecine et chirurgie d'urgence pour missionnaires, dont les cours ont été inaugurés par le grand-maître actuel à la suite de la fondation, en 1934, de l'association missionnaire de l'Ordre.

Le grand-magistère a établi un hospice pour enfants dans la propriété que Don Camille Cusani-Visconti, chevalier d'honneur de l'Ordre, a léguée, en 1936, à Chignolo-Po, dans la province de Pavie. — Il s'occupe enfin, depuis 1937, d'une maison pour la cure gratuite que peuvent faire chaque année 48 malades, aux thermes de Chianciano.

Il faut considérer par contre comme probablement perdu le magnifique Institut Augustin Chigi pour l'étude et la cure de la lèpre qui était en construction à Selaclacà, à 60 km. d'Adoua, à une altitude de plus de 2000 mètres. Le grand-magistère y avait investi des millions de lires.

Outre ces œuvres de caractère permanent, l'Ordre voua ses soins à des activités de caractère temporaire où il a pu rendre des services de la plus grande importance.

Ainsi l'association italienne dirigea, en hiver 1911-12, un navire-hôpital, qui ramena des ports de la Libye 1162 blessés.

Au commencement de 1915, après le tremblement de terre d'Avezzano, la même association put accueillir, au palais magistral à Rome, environ 500 sinistrés.

Mais l'activité la plus importante fut déployée, par les différentes associations de l'Ordre, pendant la première guerre mondiale. — Le grand-prieuré de Bohême et Autriche mobilisa 8 trains-hôpitaux qui effectuèrent 1351 voyages, transportant près de 400 000 blessés. Il fonda cinq groupes de chirurgiens et d'infirmiers de campagne, quatre hôpitaux et quatre maisons de convalescence. — L'association italienne mobilisa quatre trains-hôpitaux qui transportèrent 148 000 blessés. Elle entretint des postes de secours et un hôpital de guerre. — Le train-hôpital de l'association rhénano-westphalienne transporta à lui seul près de 25 000 blessés et malades. L'association avait institué 24 lazarets qui accueillirent 35 000 hommes. — L'association silésienne assura le fonctionnement, en plus de ses six hôpitaux, de trois lazarets au front et de 44 de réserve. Son train-hôpital transporta plus de 20 000 blessés. — L'association anglaise accueillit 3700 blessés dans son hôpital qui existe depuis 1856. — L'association française entretint

un hôpital de guerre où 1250 blessés furent soignés. — Voilà des chiffres éloquents qui expliquent que l'Ordre souverain de St-Jean ait été représenté, en juillet 1929, à la conférence diplomatique de Genève pour la protection des blessés et des malades des forces armées en campagne, par un ministre plénipotentiaire, le chevalier H. B. de Fischer de Reichenbach, plus tard bailli et grand'croix d'honneur.

En 1923, l'Ordre reçut par le gouvernement italien la charge de s'occuper de la distribution de la somme de 10 000 000 de lires en faveur des réfugiés de l'Asie Mineure. Une mission, présidée par le bailli Chigi, le grand-maître actuel, parcourut la Grèce et le Levant où elle put sauver la vie à bien des personnes.

Pendant la dernière guerre, l'activité de l'Ordre fut fortement entravée par les nazis, ennemis jurés du christianisme, qui avaient procédé à de grandes confiscations à partir de 1938 déjà, de sorte qu'au moment où éclatèrent les hostilités, les organisations de la Langue d'Allemagne se virent privées de tous leurs trains-hôpitaux. — Les informations accessibles sur l'activité des différents groupements pendant la guerre sont encore très incomplètes [1]. — L'association polonaise a pu soigner dans un hôpital de Varsovie plus de 2000 blessés et malades jusqu'à la fin 1941, dans des conditions particulièrement difficiles, les nazis ayant empêché même le voyage d'un chevalier italien apportant des médicaments au nom du grand-maître. — L'association belge avait aménagé, pendant la courte durée de la guerre en 1940, un hôpital auxiliaire militaire de 65 lits qui soigna plus de 200 blessés. Pendant trois ans, l'association a entretenu, au château d'Haversin, appartenant au comte Robert Christyn de Ribaucourt, chevalier d'honneur de l'Ordre, un home où plus de 400 enfants débiles, choisis dans la classe ouvrière, ont été logés, nourris, vêtus et instruits. Plusieurs, qui ne l'étaient pas, y ont été baptisés. Un enfant juif, découvert parmi eux par les nazis, y a été tué devant ses camarades. Cette belle œuvre a été mise sur pied avec l'aide de l'évêque de Namur, Mgr Charue. En outre, l'association s'est attachée pendant toute la guerre à secourir les victimes de l'occupation nazie : les dons en argent recueillis dans

[1] Jusqu'au commencement de 1943, on trouve des renseignements sur l'activité de l'Ordre, dans sa revue qui avait paru depuis 1937. Nous nous sommes adressé au chancelier de l'Ordre et aux secrétaires de ses différentes associations pour pouvoir compléter nos informations : nous n'en avons reçu que fort peu de réponses, spécialement de Rome, où l'on se montre peu empressé à donner des renseignements.

ce but parmi ses membres, dépassent plusieurs centaines de mille francs belges. — L'hôpital installé à la même époque par l'association française, au château de Dulamon, près de Bordeaux, ne put entrer en activité à cause d'une réquisition des locaux par l'amirauté française. — L'association hongroise, qui entretenait des fondations de lits dans quatre hôpitaux, a apporté, jusqu'à l'invasion du pays en 1944, du secours aux réfugiés polonais en Hongrie. — Mais c'est surtout l'association italienne qui, restée en possession de ses trains-hôpitaux, les envoya, jusqu'à la fin de 1942, à 42 reprises, aux différents fronts d'où ils ramenèrent près de 13 000 blessés. Elle entretint, en outre, un hôpital de guerre à Rome dans lequel le corps nouvellement fondé des infirmières volontaires de l'Ordre rendit de grands services.

Liste des grands-maîtres de l'Ordre de St-Jean de Jérusalem [1]

1. Gérard	vers 1100 – 3 sept. 1120
2. Raymond du Puy	(1125) – (1158)
3. Auger de Balben	(1160) – (1162)
4. Arnaud de Comps	
5. Gilbert d'Assailly	(1163) – 1170
6. Caste de Murols	vers 1170 – 1172
7. Jobert	(1173) – 1177
8. Roger des Moulins	1177 – 1er mai 1187
9. Armengaud d'Asp	(1188) – 1190
10. Garnier de Naplouse	1190 – (probabl.) 31 août 1192
11. Geoffroy de Donjon	(1193) – (1202)
12. Alphonse de Portugal	1203 – 1206
13. Geoffroy le Rat	1206 – 1207
14. Garin de Montaigu	1207 – 1227
15. Bertrand de Thessy	(1230)
16. Guérin	(1231) – 1236
17. Bertrand de Comps	1236 – (1239)
18. Pierre de Vieille-Bride	(1240) – (1241)
19. Guillaume de Châteauneuf	(1243) – 1258
20. Hugues Revel	1258 – 1277
21. Nicolas Lorgne	1277 – (1283)
22. Jean de Villiers	(1285) – (1293)
23. Eudes des Pins	(1294) – 1296
24. Guillaume de Villaret	1296 – (1304)
25. Foulques de Villaret	(1305) – 1319 († 1er sept. 1327)
26. Hélion de Villeneuve	1319 – 27 mai 1346
27. Dieudonné de Gozon	1346 – 7 déc. 1353

[1] Cette liste est tirée des ouvrages de Delaville, Rossi, Miège que nous avons cités. On trouvera des détails sur les lieutenants du grand-magistère dans une série d'articles de Louis Rangoni-Machiavelli, *I luogotenenti del secolo XIX*, parus dans la revue de l'Ordre, 1938, N° 4, p. 25 sq., jusqu'en 1939, N° 1, p. 17.

28. Pierre de Corneillan		1353 –	24	août	1355
29. Roger des Pins		1355 –	28	mai	1365
30. Raymond Bérenger		1365 –		nov.	1374
31. Robert de Juilliac		1374 –	29	juin	1376
32. Jean Fernández de Hérédia		1376 –		mars	1396
33. Richard Caracciolo		1383 –	10	mai	1395
34. Philibert de Naillac		1396 –		juin	1421
35. Antoine Fluvian		1421 –	25	oct.	1437
36. Jean de Lastic	6 nov.	1437 –	19	mai	1454
37. Jacques de Milly	1er juin	1454 –	17	août	1461
38. Pierre-Raymond Zacosta	24 août	1461 –	11	févr.	1467
39. Jean-Baptiste des Ursins	4 mars	1467 –	8	juin	1476
40. Pierre d'Aubusson		1476 –	30	juillet	1503
41. Emery d'Amboise		1503 –	13	nov.	1512
42. Guy de Blanchefort	22 nov.	1512 –	24	nov.	1513
43. Fabrice del Carretto	15 déc.	1513 –	10	janv.	1521
44. Philippe de Villiers de l'Isle-Adam	22 janv.	1521 –	21	août	1534
45. Pierre du Pont	26 août	1534 –	17	nov.	1535
46. Didier de St-Jaille	29 nov.	1535 –	26	sept.	1536
47. Jean d'Homédès	20 oct.	1536 –	6	sept.	1553
48. Claude de la Sangle	11 sept.	1553 –	18	août	1557
49. Jean de la Valette-Parisot	21 août	1557 –	21	août	1568
50. Pierre Guidalotti del Monte	23 août	1568 –	24	janv.	1572
51. Jean l'Evêque de la Cassière	30 janv.	1572 –	21	déc.	1581
52. Hugues de Loubens de Verdalle	12 janv.	1582 –	4	mai	1595
53. Martin Garcès	8 mai	1595 –	7	févr.	1601
54. Alof de Wignacourt	10 févr.	1601 –	14	sept.	1622
55. Ludovic Méndez de Vasconcellos	17 sept.	1622 –	7	mars	1623
56. Antoine de Paule	10 mars	1623 –	9	juin	1636
57. Jean-Paul Lascaris de Castellar	12 juin	1636 –	14	août	1657
58. Martin de Redín	17 août	1657 –	5	févr.	1660
59. Annet de Clermont-Chattes-Gessan	9 févr.	1660 –	2	juin	1660
60. Raphaël Cotoner	5 juin	1660 –	20	oct.	1663
61. Nicolas Cotoner	23 oct.	1663 –	29	avril	1680
62. Grégoire Caraffa	2 mai	1680 –	21	juillet	1690
63. Adrien de Wignacourt	24 juillet	1690 –	4	févr.	1697
64. Raymond Perellós	7 févr.	1697 –	10	janv.	1720
65. Marc-Antoine Zondadari	23 janv.	1720 –	16	juin	1722
66. Antoine Manoël de Vilhena	19 juin	1722 –	12	déc.	1736
67. Raymond Despuig	16 déc.	1736 –	15	janv.	1741
68. Emmanuel Pinto	18 janv.	1741 –	24	janv.	1773
69. François Jiménez de Tejada	28 janv.	1773 –	9	nov.	1775
70. Emmanuel de Rohan	12 nov.	1775 –	13	juillet	1797
71. Ferdinand de Hompesch	16 juillet	1797 –	6	juillet	1799 († 12 mai 1805)
72. Paul de Russie	24 nov.	1798 –	24	mars	1801
73. Jean Tommasi	9 févr.	1803 –	13	juin	1805

Lieutenants du grand-maîstère :

a) Innico-Marie Guevara-Suardo	15 juin	1805 –	25	avril	1814
b) André di Giovanni	26 avril	1814 –	10	juin	1821
c) Antoine Busca	11 juin	1821 –	19	mai	1834

d) Charles Candida		23	mai	1834 – 10	juillet	1845
e) Philippe de Colloredo		15	sept.	1845 – 9	oct.	1864
f) Alexandre Borgia		27	févr.	1865 – 13	janv.	1872
g) Jean-Baptiste Ceschi		12	févr.	1872 – 29	mars	1879
74. Jean-Baptiste Ceschi a Santa Croce		29	mars	1879 – 24	janv.	1905
75. Galéas de Thun et Hohenstein		6	mars	1905 – 26	mars	1931
76. Ludovic Chigi-Albani	depuis	30	mai	1931		

(A suivre.)

Kleiner Beitrag

Barocke Hymnen auf die hll. Placidus und Sigisbert

Das früheste gedruckte Proprium Sanctorum Monasterii Disertinensis aus dem Jahre 1690, von dem heute nur ein einziges Exemplar im Stiftsarchiv Disentis vorhanden ist, weist ein neues Officium zu Ehren der Klosterheiligen Placidus und Sigisbert auf [1]. Darin interessieren uns hier die drei Hymnen zur Vesper, Matutin und Laudes. Wir behandeln zunächst den Gesang zur *Vesper*:

Avete Patres Patriae,
Domusque nostrae lumina:
Supra rosas et lilia
Hic vestra fragrant lypsana.

Christi sequela nobiles,
Non horruistis praesides:
Non verba, non atrocia
Vos terruere verbera.

Nunc in superna Patria
Choros agentes psallitis,
Sistris, tubis et organis,
Tribunal ante Iudicis.

Nos lachrymosis vocibus,
Ad Ossa vestra plangimus,
Adhuc salutis nesciis,
Opem feratis poscimus.

Vultu benigno cernite,
Vestros Clientes infimos,
Ex inferorum faucibus,
Manu potenti tollite.

Sit Christe rex piissime,
Tibi Patrique gloria:
Cum Spiritu paraclito
Nunc et per omne saeculum. Amen.

Der Hymnus grüßt die Heiligen als die Patrone des Hauses und der Heimat, die hier auf Erden den Drohungen und Schlägen der Mächtigen standhielten und sich nun im Himmel freuen. Das Lied fließt in jambischen

[1] Über das Officium vgl. vorläufig *Heer G.*, Mabillon und die Schweizer Benediktiner 1938, S. 263.

Dimetern ganz in Übereinstimmung mit den Wortbetonungen leicht dahin und zeigt bei näherem Zusehen einige Schönheiten. Schon die treffende Antithese, welche die irdische und himmlische Heimat hervorhebt (Patres patriae — in superna patria), dann die energische Anaphora, welche die Leiden der Heiligen betont (non-non-non), verdient erwähnt zu werden. Der Gleichklang am Versende findet sich nicht selten, bedeutungsvoll ist er sogar in demjenigen Verse zusammengefaßt, der die Himmelsfreude der Patrone umschreibt (sistris, tubis et organis). Dem eigentlichen Reime begegnen wir selten. Infolge aller dieser Indizien können wir weder auf das Früh- noch auf das Hochmittelalter datieren, sondern nur auf eine spätere Zeit. P. Germain Morin wies in einem Briefe vom 28. Dez. 1942 noch auf ein anderes Moment hin: le changement du dernier vers de la Doxologie « Et nunc et in perpetuum » en « Nunc et per omne saeculum » dénote l'époque de la Renaissance. Demgemäß schlägt Morin eine Ansetzung auf das 15./16. Jahrhundert vor.

Eine genauere Analyse des Inhalts ergibt hier noch deutlichere Hinweise. Schon der Anfang Avete Patres Patriae ist bezeichnend. Ähnlich begrüßte bereits ein Hymnus des 11. Jahrhunderts die Disentiser Heiligen: Avete fausti domini superni [1]. Der spätere Sänger hat hier in seinem Zeitgeschmacke den klassischen Titel Pater Patriae gewählt, den sich einst die römischen Kaiser seit Augustus beilegten [2]. Wer sind nun aber diese neuen Patres Patriae? Im ganzen Mittelalter ist der hl. Martin der Patron des Klosters und der Cadi. Placidus und Sigisbert erlangten erst eine eigentlich große Bedeutung, seitdem 1498 ihre Reliquien neu aufgefunden wurden, und seitdem die bündnerischen Gemeinden im Vorderrheintale im Jahre 1499 für den Sieg an der Calven nach Disentis eine Dankeswallfahrt unternommen hatten [3]. Damit ist ein erster zeitlicher Ansatz gewonnen. Die Stelle supra rosas et lilia fragrant lypsana kann an sich ebenso in mittelalterlichen wie barocken Liedern vorkommen, wo dieser symbolisch-blumenreiche Stil mystischer Färbung beliebt ist [4]. Die dritte Strophe ruft die Heiligen an, die « jetzt im himmlischen Vaterlande im Reigen mit Klappern, Trompeten und Flöten vor dem Richterstuhle Loblieder singen ». Der Passus greift auf die Heilige Schrift zurück, die uns den Siegeszug des über Goliath triumphierenden David schildert: cantantes chorosque ducentes in occursum Saul regis in tympanis laetitiae et in sistris (1 Kg. 18, 6 dazu 2 Kg. 6, 5). Dabei könnte auch noch eine klassische Reminiszenz mitwirken, kommt doch das Wort sistrum weder in Ducanges mittelalterlichem Glossarium noch im romanischen etymologischen Lexikon von Meyer-Lübke vor [5]. Der

[1] *Müller I.*, Disentiser Klostergeschichte I (1942) 258.

[2] *Fr. Lübkers* Reallexikon des klassischen Altertums 1914. S. 771.

[3] Klostergeschichte, S. 236, 239-240. S. 239 korrigiere 1497 in 1498.

[4] Vgl. Antiphonarium Monasticum Helveticae Congregationis Benedictinae 1943, I, S. 298; II, S. 748. Lypsana häufig im Mittelalter. Ducange Glossarium 5 (1885) 119.

[5] Die Darstellung auf einer Evangelienhandschrift des 13. Jahrhunderts in Grenoble steht ganz allein da. *Besseler H.*, Die Musik des Mittelalters und der Renaissance 1931, S. 90 (= Handbuch der Musikwissenschaft).

Ausdruck ist vielmehr typisch klassisch (Ovid, Properz usw.) und deutet auf die ägyptischen Isis-Mysterien hin, bei denen Priester und Gläubige ihre Klappern schwangen, zuweilen von Trompeten unterstützt. Zu dieser rasselartigen Musik gesellten sich noch geheimnisvolle Tänze [1]. Ähnliche antike Bezeichnungen finden sich ja auch bei den Barockhumanisten, nennt doch Abt Augustin Stöcklin († 1641) die Muttergottes Magna Mater, also mit dem Namen der antiken Göttin Cybele [2]. Doch mehr als die antiken Mysterien hat jedenfalls die biblische Dartsellung unsere Strophe geformt.

Weil im gleichen Rythmus geschrieben, soll hier gerade der *Laudes*-Hymnus angeschlossen werden :

Laudis perenne iubilum,
Chori canunt coelestium,
Tu vota te colentium,
Audi beata Trinitas.

Tu nos beati Martyris,
Festo reducto recreas,
Quem par et in virtutibus,
Confessor ornat inclytus.

Quorum sacrata lypsana,
His collocata sedibus,
Nobis inexpugnabilem,
Arcem dabunt custodia.

Tantis Patronis aduola
Ter inuocata Trinitas,
Cui laus, honor, cum gloria,
In sempiterna saecula. Amen.

Das Lied zeigt seine helle Freude, daß das Kloster durch den Besitz der Reliquien zu einer « unbezwingbaren Burg » geworden ist. Es ist wohl zu weit gegangen, wenn man hier an die neuen Mauern um das ganze Kloster erinnert, die Abt Johannes Schnagg (1464-97) machen ließ [3]. Das Schloß der Herren von Castelberg mit Ringmauern, Zinnen und Eckturm, das um 1570 in Disentis erstand, machte noch ganz den Eindruck einer mittelalterlichen Burg, sodaß wir nicht notwendig mit der Renaissancezeit des 15. Jahrhundert rechnen müssen [4]. Formell fällt im Liede der einmalige Reim auf (coelestium-colentium), während der Gleichklang zahlreicher ist.

[1] *Aeg. Forcellini*, Totius Latinitatis Lexicon 4((1805) 147 mit vielen Zitaten ; *Sachs C.*, Die Musik der Antike 1928, S. 6-7, 28 (= Handbuch der Musikwissenschaft).

[2] Vita SS. Placidi et Sigisberti 1635, S. 2 (Kopie Stiftsarchiv Disentis). Dazu das Einleitungsgedicht von *Stöcklins* Nymphaeum Fabariense 1631 (Dillingen) mit Bezeichnungen wie Tempe, Iuppiter, Sedes Olympicae, usw.

[3] Klostergeschichte, S. 232.

[4] *Poeschel E.*, Burgenbuch von Graubünden 1930, S. 244, zum wehrhaften Charakter von Barockbauten in Somvix und Disentis (Kloster) Zeitschrift für Schweiz. Kirchengeschichte 24 (1930) 72, 75.

Wie schon der Vesperhymnus, so wollte auch dieses Lied einen früheren Gesang zu den gleichen Heiligen aus dem 10./11 Jahrhundert ersetzen, ist doch nicht nur der Anfang der ersten Strophe gleich: Laudis perenne iubilium, chori canunt coelestium, sondern auch der Schluß der zweiten Strophe: quem compar (!) in virtutibus, confessor ornat inclytus [1]. So gleicht das Lied fast in allem dem Vesperhymnus.

Es bleibt nun noch der Hymnus der *Matutin* zu besprechen:

Pax nostra Jesu, certa spes fidelium,
Qui ter beatis muneras nos Lypsanis;
Audi beati Martyris praeconia,
Laudesque Magni Confessoris inclytas.

O magne Martyr te rogamus cernui,
Audi precantes, cerne fusas lacrymas:
Absolve nexus implicatos criminum,
Noxisque nostris tolle poenam debitam.

Confessor alme vota nostra suscipe,
Simul quietem mentis atque corporis,
Pio tuo precatu nobis impetra,
Et nos reduc ad Coelitum consortia.

Binae columnae, fulcra nostrae Rhaetiae,
Vos Orthodoxos ampliate limites,
Huius caduci temporis post terminos
Nos aeuiternae gloriae coniungite.

Semper Deo sit Vni et Trino gloria,
Qui per Placidum nobis concedat gratiam:
Et per beatum Sigisbertum gloriam,
Cuius laus, honor, per infinita saecula. Amen.

Der Matutin-Hymnus weist ein anderes Versmaß auf als die übrigen beiden Lieder und fließt mit seinen jambischen Trimetern nicht so leicht einher. Trotz mancher Alliterationen (magne martyr, noxis nostris, pio precatu, coelitum consortia) und einiger Gleichklänge (inclytas-lacrymas, impetra-consortia, gratiam-gloriam) nimmt sich der Hymnus etwas schwerfällig und prosaisch aus (vgl. nexus implicatos criminum und die Doxologie). Die Dichtung geht auf einen entsprechenden Hymnus zu Ehren der gleichen Heiligen aus dem 10./11. Jahrhundert zurück, von welchem sie auch wörtliche Übereinstimmungen aufweist wie z. B. den Anfang: Jesu pax nostra et spes mundi unica. Das alte rogamus cernui erscheint als deprecamur cernui, die Athlethae bini als Binae columnae [2]. Spätmittelalterlich wie auch barock mutet uns die Reliquienverehrung an, die sich übrigens ja in allen diesen Hymnen findet [3]. Auch das tränenreiche Gebet (fusas

[1] Klostergeschichte, S. 257-258.

[2] Klostergeschichte, S. 256-257.

[3] Klostergeschichte, S. 236, 246 (für Ende 15. Jahrh.) Bündnerisches Monatsblatt 1938, S. 9-10 (für 1598 und 1604); 1934 S. 206 (für 1671-72) und Festgabe

lacrymas vgl. Vesper : lacrymosis vocibus) gehört in beide Epochen [1]. Die vierte Strophe charakterisiert die Geistesrichtung des Verfassers genauer : « Ihr beiden Säulen, Stützen unseres Rhätien, macht größer das Gebiet der Rechtgläubigkeit, nach dem Ende unserer hinfälligen Zeit, verbindet uns mit der ewigdauernden Seligkeit. » Da Rätien alle drei Bünde umfaßt, welche sich aber erst in der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts zusammenfanden, kann der Passus erst nach diesem Termine entstanden sein. Ja auch die Benennung Rhaetia selbst statt tres Ligae oder Grisani oder Grisoni usw. wird erst wieder durch die Humanisten des 16. Jahrhunderts ein lebendiger Begriff, der an die frühere römische Provinz erinnern sollte, so bei Aegid Tschudi, « Alpisch Rhetia » (1538) und Franciscus Niger, « De Raetia ac Raetis » (1547), um von den bekannten Werken des Simon Lemnius († 1550), « De bello Suevico ab Helvetiis et Rhaetiis gestis » sowie Ulrich Campells († ca. 1582), « Historia Raetica » zu schweigen [2]. Wenn weiter unser poetischer Verfasser die Hilfe der Heiligen gegen die Protestanten anruft, so sehen wir uns zum mindesten in die Mitte des 16. Jahrhunderts versetzt. Die Stelle kann aber durchaus auch erst im 17. Jahrhundert entstanden sein, denn in den Bündner Wirren ging es wahrlich oft auch um die Position der katholischen Religion. Das Strafgericht von Thusis (1618) mit der Folterung von Nikolaus Rusca, die Bedrückung des katholischen Veltlins, die Ermordung von P. Fidelis von Sigmaringen (1622) usw. lassen es begreiflich erscheinen, daß schließlich die Leute von Andest im bündnerischen Oberlande (1628) auf eine ihrer Glocken die Inschrift gießen ließen : A furore Hereticorum libera nos Domine [3]. Die Beschlagnahme der Kirche von Churwalden (1646-48), die Vertreibung der Kapuziner aus Almens und Stalla (1649), schließlich der Überfall der prot. Waltensburger, die unter dem Disentiser Fürstabte standen, auf eine katholische Prozession der Andester und Panixer nach Maria Licht in Truns im Jahre 1682, all das würde eine solche Bitte auch im 17. Jahrhundert genügend begründen [4]. Schließlich führen wir noch als Grund für eine spätere Datierung an, daß das 1595 gedruckte Brevier der Churer Diözese für die Weltpriester noch den alten Laudes-Hymnus aufweist und nicht unsern neueren [5].

Zusammenfassend können wir sagen, daß da und dort in den drei Hymnen die inspiration classique, von der P. Germain Morin spricht, sichtbar

Wymann 1945, S. 86 (für 1648). Man vgl. die Bestimmungen über den Reliquienkult auf dem Trienter Konzil (Sessio XXV).

[1] *Huizinga J.*, Herbst des Mittelalters 1928, S. 4, 9-11, 276-277. *Blanke F.*, Kolumban und Gallus 1940, S. 200, 234. *Steidle B.* in der Benediktinischen Monatsschrift 20 (1938) 181-187. Die Tränengabe ist auch in der Barockzeit reichlich belegt, wie die Synopsis (Handschrift von ca. 1696 im Stiftsarchiv Disentis) ad an. 1671, 1683, 1696 beweist.

[2] Bündnerisches Monatsblatt 1916, S. 260 f., sowie 1941, S. 376-377.

[3] *Poeschel E.*, Kunstdenkmäler des Kt. Graubünden 4 (1942) 281.

[4] Synopsis ad an. 1682. Zum Ganzen *Fetz J. F.*, Geschichte der kirchenpolitischen Wirren im Freistaat der drei Bünde 1875, S. 66 f., 125, 186-188, 211 ff.

[5] Breviarium Curiense 1595, Pars Aestivalis, S. 113, 545.

wird, indes keineswegs nur auf die eigentliche Renaissance-Epoche des 15./16. Jahrhundert deutet, sondern ebensosehr auf den katholischen Humanismus des 16./17. Jahrhunderts, auf die Barock-Periode. Das ist umso klarer, als ja auch besondere bündnergeschichtliche Erwägungen und klostergeschichtliche Angaben bestimmt auf das 16./17. Jahrhundert hinweisen.

Die Hymen blieben reichlich lang im Dienste der Liturgie. Sie erscheinen wieder in den Officia propria Monasterii Disertinensis von 1762, indes mit mehreren Änderungen: im Vesper-Hymnus erschien die zweite Strophe, welche die Leiden der Heiligen schildert, dem galanten Jahrhundert der Rokoko-Fürstäbte zu realistisch-hart, die dritte Strophe aber, welche die Klappern und Trompeten eines altjüdischen Siegeszuges oder eines ägyptischen Isisfestes in Erinnerung brachte, zu archaisch-fremdartig. Die Ersatzstrophen lauten:

Christi sequela nobiles,
Deserti nostri Principes:
Iter salutis invium
Qui reddidistis pervium.

Nunc in superna patria
Deum laudantes psallitis:
Securi jam assistitis
Tribunal ante Judicis.

Das Lied zur Matutin mußte sich verschiedene kleinere Änderungen gefallen lassen, doch hat die Epoche, die sich noch gut an den Sagenserhandel von 1701 erinnerte, der beinahe einen Konfessionskrieg in Bünden herbei geführt hätte, die Bitte um Stärkung der katholischen Macht gegenüber der protestantischen eher noch verstärkt: Vos orthodoxos ampliate limites: A vobis fidei hic sparsa semina, Et germinent, et floreant per saecula [1]. So blieben die Texte in den verschiedenen Proprien bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts, als 1907 ein neues Proprium herauskam, welches auch neue Hymnen auf das Fest der hll. Placidus und Sigisbert brachte, gedichtet von P. Maurus Carnot, die an Tiefe und Geist, Formvollendung und Schwung die barocken Hymnen weit überflügeln. So geht ein Strom des Liedes zu Ehren der beiden Heiligen durch die ganze Geschichte, angefangen von den ersten Sequenzen der karolingischen Renaissance des 9./10. Jahrhunderts bis zu den neulateinischen Dichtungen unserer Zeit.

P. Iso Müller.

[1] *Simonet J.*, Der Sagenserhandel, Chur 1922, S. 3 ff., 19 f. über Anteil des Klosters.

Die Anfänge der Sequenzendichtung

Von Wolfram VON DEN STEINEN

(Fortsetzung)

Erster Teil:
WEGE ZUR SEQUENZ

7. Die Dacapo-Sequenz

Die Gruppe und ihre Herkunft

Eine für sich stehende Gruppe früher Sequenzen sei vorweg behandelt. Sie begnügt sich nicht damit, jeweils von Strofe zu Gegenstrofe Versform und Melodie zu repetieren: sondern wenn sie, wie andre Sequenzen, eine bunte Reihe solcher Doppelstrofen entfaltet hat, legt sie ihrem weiterlaufenden Text die genau gleiche Formenreihe als Ganzes noch ein zweites Mal zugrunde. Es ist ungefähr, wie wenn man ein 28-zeiliges Gedicht in der Form zweier aneinandergehängten Sonette machte. Einleitungs-, Zwischen- oder Schlußverse können noch hinzutreten, sie berühren die Hauptsache nicht. Es sind die Sequenzen 'mit doppeltem Cursus' oder 'mit höherer Responsion'; simpler 'Dacapo-Sequenzen'.

Grade diese Gattung läßt sich nun chronologisch festlegen, und zwar recht früh. - Hier eine Liste der wenigen Beispiele, die erhalten sind:

Nr.	Thema	Textanfang	Druck	Älteste Bezeugung
1	an Gott	Rex caeli domine	II	St. Amand Ende 9. Jahrh. (Zitat in Musica Enchir.)
2	der Mensch	Dominus caeli rex	I	St. Amand kurz nach 880
3	Marien Verkündigung	Virginis virginum cantica	I, IV	Limoges Ende 10. Jahrh., Laon um 1000
4	Paulus	Sancte Paule pastor bone	(III) IV	Verona u. Limoges um 900, S. Gallen 10. Jh.
5	Mauritius	Dulce carmen et melodum	(III) IV	Limoges und Tegernsee um 900, S. Gallen 10. Jahrh.
6	Cassian	Psalle symphonizando	I, IV	Metz 10. Jahrh. — Autun

7 Eulalia	Cantica virginis Eul.	I	St. Amand kurz nach 880
8 Cyricus & Julitta	Pangat simul eia	I, IV	St. Amand seit 13. Jahrh.
(9) Vincentius	Caelum terra pontus	IV	Keine Handschrift erhalten.

Drucke und Forschungen :

I. P. v. Winterfeld : Die lat. Eulaliensequenz und ihre Sippe. In Zeitschrift für deutsches Altertum 45 (1901), 133-147.

II. J. Handschin : Über Estampie und Sequenz. In Zeitschrift für Musikwissenschaft 12 (1929), 11 f. Druckt S. 19 f. Nr. **1** mit Melodie nach Bamberger Handschrift des 10. Jahrhunderts. Ferner ebenda Bd. 13 (1930), 113 ff.

III. H. Spanke : Rhythmen- und Sequenzenstudien. In Studi medievali, nuova serie 4 (1931), 306 ff. — Zur Ergänzung : derselbe in Zeitschrift für deutsches Altertum 71 (1934), 1 ff.

IV. G. M. Dreves und Cl. Blume druckten in den Analecta hymnica : Nr. **3** = t. 7 n. 100 ; Nr. **4** und **5** = t. 23 n. 449 und p. 240 ; Nr. **6** = t. 39 n. 142 ; Nr. **8** = t. 10 n. 212 ; Nr. **9** = t. 48 n. 73.

Die Nummern 8 und 9 haben nicht im strengen Sinne den doppelten Cursus, sondern nur — zwischen Auf- und Abgesang — eine auffällig lange, sorgsam gegliederte Hauptstrofe, die in Nr. **8** einmal als Gegenstrofe wiederholt wird, während Nr. **9** die Langstrofe fünfmal hintereinander bringt. Nr. **9** steht (seit 1606) in den Werken des Peter Damiani († 1072), dem die Sequenz aber nicht angehört.

Hingewiesen sei noch auf eine vierfache Sequenz über den heiligen Martyrius, die das Martialiskloster zu Limoges im 11. Jahrhundert überliefert : Anal. hymn. 9, p. 6-8. Hier wird Ein Stoff auf vier normale, aber in sich gleichgebaute und nach der gleichen Melodie zu singende Sequenzen verteilt.

Die zahlreichen Querverbindungen, die zwischen diesen 7-9 Texten bestehn, sind allen Forschern aufgefallen und ließen sich mit Hilfe einer kritischen Gesamtedition noch präziser erfassen. Bei den zwei ersten (auch bei 3 und 7) sieht man sofort die Ähnlichkeit des Incipits. Bei vier Gedichten weist die Überlieferung nach St. Amand, bei Nr. 3 (Laon) und 6 in die ungefähr gleiche Landschaft. Nr. 4 und 5 gehören nicht nur in ihrer poetischen Technik, sondern wiederum der Überlieferung nach eng zusammen : sie stehn gepaart in frühen Handschriften aus Limoges, aus Sankt Gallen und aus dem Rheinland [1].

[1] Spanke, Studi 307 f., 320. Es sind Sangall. 679 (Eintragung des 10. Jahrhunderts) und Vatic. Pal. 489 (gleiche Zeit), sowie Paris, B. N. lat. 1154 (um 900), unser Lm-I : eine mit Sankt Gallen zusammenhängende Anthologie zeitgenössischer Gedichte, auf die noch mehrfach zurückzukommen ist. Vgl. für sie K. Strecker im Neuen Archiv 34 (1909), 625 ff.

Formale wie textliche Beziehungen gehen innerhalb der ganzen Gruppe hin und her, nicht so zwar, daß nun alle vom gleichen Autor sein sollten, aber doch so, daß sie aus der gleichen geistigen Zone, aus einem Kreise oder einer Schule hervorgehn. Das ist als grundlegend festzuhalten. Die Gedichte sind von Kloster zu Kloster gewandert, und zwei (Nr. 4 und 5) waren zu ihrer Zeit im ganzen Frankenreiche beliebt. Aber jedes Einzelne ist mit mehreren in einer Weise verflochten, daß es unmöglich wird, hier die Überbleibsel einer einst viel gepflegten Gattung zu sehn. Sondern was vorliegt, gehört einem begrenzten Raum und Zeitraum an. Einzig das Vincentiusgedicht (9) könnte von einem Späteren herrühren, der sich vom Mauritius- und wohl auch vom Paulusgedicht zu eigner Weiterbildung der Gattung anregen ließ (10. Jahrhundert ?).

Die Gedichte 2 (Str. 8 ff.), 3 (Str. 13) und 4 (Str. 17) klagen über innere Kriege, 3 und 4 zugleich über barbarische Seeräuber : das geht auf die Zeiten des Reichszerfalls und der Normannennöte. Irgendwann zwischen 835 und 880 mögen sie entstanden sein, aber nicht vorher.

Das Kloster Saint Amand oder Elno, wo Winterfeld die ganze Gruppe beheimaten wollte, unweit des nordfranzösischen Valenciennes, hatte im doppelsprachigen Lande einen fruchtbaren Platz. Dieselbe Handschrift (Valenciennes 150/143), die uns das 'Dominus caeli rex' und die Eulaliensequenz (2 und 7) bietet, birgt auch das ältest erhaltene Gedicht französischer Sprache — es ist gleichfalls eine Eulaliensequenz, die die lateinische als Vorlage benutzend um 880 gedichtet ward (878 Fund von Eulalia-Reliquien in Barcelona). Die Handschrift enthält aber auch das althochdeutsche Lied auf den Normannensieg, den der Westfranke Ludwig III. bei Saucourt, gar nicht weit von St. Amand, am 3. August 881 erstritt. Gleich danach, jedenfalls noch zu Ludwigs Lebzeiten († 5. August 882), ward das Lied gedichtet und, wie das 'Buona pulcella fut Eulalia', frisch in die Handschrift eingetragen [1]. Solange nichts dagegen spricht, muß man wohl die beiden lateinischen Lieder — das eine über Eulalia, das andre über Bruderkrieg und vielleicht auch Heidenwut — in die Nähe dieser Daten rücken.

In St. Amand wirkte damals, nach seinem literarisch angesehenen Oheim Milo, der Mönch *Hucbald* (840/50-930), der wie nicht leicht ein andrer die westliche Bildungswelt in Notkers Generation repräsentiert. In Flandern aufgewachsen, in Auxerre bei dem Philosophen Remigius

[1] Vgl. etwa M. Enneccerus, Versbau und gesanglicher Vortrag des ältesten französischen Liedes (Frankfurt 1901) : mit Tafeln.

Schülerschüler Eriugenas, nach Wanderjahren im belgisch-nordfranzösischen Gebiet ein halbes Jahrhundert lang Lehrer im Heimatkloster, stand er mit den verschiedensten Größen zwischen Seine und Rhein in geistigem Verkehr. Er schuf Heiligen-leben, -lieder und -offizien, schrieb artistische Gedichte und pflegte lehrend wie ausübend die Musik [1]. Alles dreies — Hagiographie, Wort- und Tonkunst — mußte ihm die Sequenzen mit doppeltem Cursus nahebringen. Den Heiligen Cyricus und Julitta hat er, nachdem er Reliquien von ihnen für sein Kloster gewonnen, eine Passion geschrieben — und vermutlich auch unsre Sequenz (Nr. 8). Die Cassiansequenz (6) erinnert an seinen Stil und könnte leicht für Autun von ihm geschaffen sein. Das hat schon Spanke bemerkt. Und auch wenn Hucbald hier nur der Sammler, nicht der Autor wäre, würde die Frage sich aufdrängen, ob nicht die ganze, ersichtlich umgrenzte und in sich verbundene Gruppe der Dacaposequenzen auf Hucbalds *weiteren Kreis* zurückgehe · zu dem dann neben seinen Gefährten und Schülern auch seine Lehrer zu rechnen wären. Denn greifbar wird uns Hucbald erst seit 876, und die Gattung dürfte älter sein [2].

Poetische Anregungen verdankt die Dacaposequenz, wenn ich recht sehe, dem *Gottschalk* von Orbais (ca. 805-866/69). Schon er hat die alten metrischen Formen, die er meisterte, aufs intensivste mit Reimen, Wortspielen, Klangwirkungen jeder Art durchtränkt und in seiner Subjektivität die strenge karolingische Haltung tief aufgelockert. Nur dichtete er lyrischer, mehr ichhaft, als die Dacoposequenzen sind. Auch die Überlieferung stellt eine Verbindung her. Dieselbe zeitgenössische Anthologie von Limoges, die die Paulus- und Mauritiussequenz aufnahm, wählte von Gottschalk die Hauptgedichte aus [3]. Dieser, Sachse von Herkunft, fand seinen Wirkungskreis in Nordfrankreich. Im Verfolg der von ihm erschlossenen Bahnen pflegen die Dacapo-

[1] Manitius, I 588 ff. mit weiteren Nachweisen ; ib. 577 ff. über Milo. Dazu die Nachträge II 812, III 1064. J. Handschin in Acta Musicologica t. 7 (1935), 158 f., auch t. 15 (1944), 15 ff.

[2] Als Frage sei hier beigeklammert, ob nicht die Sequenz 'Rex caeli' (1) just von dem unbekannten Verfasser der Musica Enchiriadis herrühre, der sie am Schlusse seines Werkes zweimal als Exempel benutzt : Migne 132 col. 978 ff. c. 17 und 18. Könnte er sich selber dies Lehrbeispiel geschaffen — mindestens es in seinem nächsten Kreise gefunden haben ? — Nb : die Mus. Ench. stand um 900 in der Bücherei von St. Amand (vorhin S. 194), und vermutlich hat Hucbald selber sie überarbeitet : Handschin, Acta Mus. 15 l. c.

[3] Paris Bibl. Nat. lat. 1154 = Lm-I. Vgl. Anal. hymn. 50, p. 219 ff. ; E. Dinkler und E. Wissmann, Gottschalk der Sachse (Stuttgart 1936).

sequenzen in erster Linie die Sprach-klänge, gleichviel ob sie sich quantitierender oder silbenzählender Maße bedienen oder auch beide mischen. Diese Gebilde wollen singen, auch in der Sprache, wie Handschin mit Recht betont hat. Wenn ihnen zugleich das Sinnen über das Schicksal, über Sünde und Buße liegt, so läßt auch das an Eindrücke Gottschalks denken.

Zwischen diesem und Hucbald also, etwa im zweiten Drittel des 9. Jahrhunderts, in den geistig so reichen Kreisen um Karl den Kahlen, wäre die Sequenz mit doppeltem Cursus aufgekommen — und wurde schwerlich länger als zwei Menschenalter schöpferisch gepflegt. Die Gattung war am Stamm der Sequenz eine blinde Knospe: erst viel später sollte sie in den weltlicheren Formen des volkssprachlichen Leich und Lai und der Estampie neu und anders aufblühen. (Vgl. Winterfeld und Handschin.)

Literarhistorische Bedeutung

In den wenigen Texten, die uns vorliegen, findet sich manches Eigne.

Man feiert das Gottgefällige des lyrischen Gesanges. David hat Saul mit den Melodien gebändigt, die der Himmel ihm eingab. Mit dem Saitenspiel des Weisen wird das Gebet harmonisch und möge dem Herrn des rauschenden Meers, des reinen Titan und des unreinen Bodens genehm sein (Nr. 1).

Man bedenkt das Los des Menschen. Alle Schöpfung steht unter dem göttlichen Gesetze der Harmonie, und Friede verbindet Hitze und Kälte, Dürre und Feuchte. Einzig der Mensch bricht aus dem Alleinklang heraus, er entfacht Zorn, Krieg, Brudermord und gibt den stygischen Geistern die Macht, ihn heimzusuchen, bis er zur Hölle fährt. Möge der Herr und Schöpfer von Meer und Erde es wenden (2).

Man umzeichnet den Lebensweg des guten Hirten Paulus in weitem Wurf von Damaskus, wo die Himmelsstimme ihn niederwarf, über viele Verfolgungen und Leiden hin — wo er bei der Geißelung den Namen Christi pries, bei der Steinigung erweckende Lieder sang — bis zum Aufstieg zu seinem Himmelsthron. Der so viel erlitten hat, wird unser Leid verstehn — der selber Schiffbruch erfuhr, unser Schiff zum Hafen geleiten (4).

Diesen an sich eindrucksvollen Themen entspricht wohl nicht ganz die dichterische Gestaltung; der Gedanke findet sich schwerer mit dem Worte zusammen als mit der Musik. Andre Texte der kleinen Reihe

sind herzlich unbedeutend. Es genüge dies gestreift zu haben : wichtig für unsere Fragen wird die ganze Gruppe als eine frühe und ziemlich gut fixierbare Spielart in der großen Spezies der Sequenz. Deren Schöpfung und Ausbildung sollte von ihr her klarer werden.

Auch bei den normalen, liturgischen Prosen gibt es in der Frühzeit eine noch näher zu besprechende Neigung zu allgemeinen, mehr lyrisch anmutenden Bildern und Meditationen. Auch bei ihnen wird der Preis der Musik, so besonders er zur 'höheren Responsion' passe, gern breit ausgesponnen, sei es vom Alleluia her, sei es auch für sich allein : man denke etwa an das aquitanische Musenlied 'O Musae Sicelides' [1]. Ihrerseits stellen sich die Dacaposequenzen ihre Aufgaben durchaus geistlich und kirchlich. Aber damit hatten sie ein sehr weites Feld, und wie sie primär in nichtliturgischen Handschriften bewahrt wurden, so unterscheidet sie eines von ihren Gesippen : mit dem Alleluia haben sie nichts zu tun ! [2] Das Paulusgedicht wäre für die Messe viel zu lang, und die Eulalia beginnt ganz unliturgisch mit dem Ich und dem Du, dem Sänger und dem Saitenspieler :

1 *a* Stimme der keuschen Eulalia Sang
b Sanft auf der klingenden Kithara an,
2 *a* Weil es wahrhaftig der Mühe verlohnt,
b Daß unser Lied ihre Marter vertont.

3 *a*	Deine Klänge	mit der Stimme	begleit ich dann
b	Und versuche	wie ambrosisch	den Lobgesang.
4 *a*	Herrliche	Weise singe	auf Saiten du :
b	Stimmliche	Stärkung bringe	ich helfend zu.

Das ist für keine Messe gedacht — eher für eine Vorführung der Sängerschule. Allerdings ist es ein Grenzfall. In den andern Texten spricht ein 'Wir' zum Herrn und seinen Heiligen : die Gemeinschaft der Gottesdiener, seien es Mönche, sei es das christliche Volk. Einige dieser Lieder (5, 6, 8) unterscheiden sich denn in der ganzen Textführung von gewöhnlichen Heiligensequenzen nicht ; auch hat man da und dort ein Lied mit doppeltem Cursus nachträglich in die Liturgie aufgenommen (6, 8) oder aufzunehmen gesucht [3]. Grade das bestätigt allerdings, daß von Haus aus die Dacaposequenzen nichtliturgische Lieder, Andachtslieder gewesen sind.

[1] ed. H. Spanke, in den Abhandl. Ges. Wiss. Göttingen (phil.-hist.), 3. Folge, Nr. 18 (1936), S. 79. Auch A. h. 2 n. 40. Dazu meine Tausendjährigen Hymnen (Wormerveer [1944], Kentaur-Druck), 68 f., 98 ff.

[2] Handschin, Zeitschr. Mus. 13, S. 117 f.

[3] Nr. 3, Handschin, l. c. S. 113 unter 4.

Handschin hat die ganze Gattung auf weltliche Kunstüberlieferungen — Bardenkunst, Spielmannskunst — zurückführen wollen : was hier auf sich beruhen bleiben darf, weil es von der Musik her gesagt ist und weil die Texte, so wie sie vorliegen, derlei Anregungen, wenn sie irgend bestanden, ohne jeden Rest ins Kirchlich-Geistliche umgeschmolzen hätten ; so frisch und weit allerdings, wie die Welt vor der protestantisch-katholischen Reformation das Geistliche kannte. Zugleich vermutet aber Handschin, die zum Alleluia gesungene 'klassische' Sequenz des 9. Jahrhunderts sei als ein jüngeres Glied aus den Sequenzen mit doppeltem Cursus hervorgegangen, die er darum als 'archaisch' bezeichnet. Die Darstellung, die ich hier gebe und zu begründen suche, verträgt sich mit dieser Annahme nicht. Auch wenn wirklich die Dacaposequenzen bis in den Anfang des 9. Jahrhunderts zurückreichten, könnte ich nicht glauben, daß aus dem Komplizierten das Einfache, aus dem praktisch Unfruchtbaren das unendlich Fruchtbare hervorgegangen sei.

Eine Prüfung der technischen Mittel, mit denen man die schwierigen Doppelgebilde schuf, führt noch einen Schritt weiter.

Eine kürzere Tonfolge wie auch eine ganze Liedmelodie zu wiederholen hat seinen Reiz und ist nicht schwer. Schwer ist hingegen die genaue Nachbildung einer Textstrofe, wenn diese keinerlei Versmaß oder feste Gliederung hat, sondern an sich nur durch die Gesamtzahl ihrer, sagen wir 33, Silben bestimmt ist und dabei möglichst wechselreich gegliedert sein soll. Also nicht 3×11, sondern z. B. : 8 – 8 – 6 – 11 Silben. Nun habe aber ein Dichter 5 Strofen von verschiedener Länge : 26 – 33 – 24 – 47 – 35 Silben ; und nachdem er jede in einer ihm einleuchtenden, durchaus eignen Gliederung wiederholt hat, soll er nun noch einmal von vorn genau dieselben 5 Doppelstrofen formen. Eine seltsame, und jedenfalls eine technisch äußerst schwierige Verbindung von Freiheit und Gesetz ! Denn es soll sich ja um ein Gedicht handeln und nicht um eine Rechenaufgabe. Der Verfasser der Paulussequenz aber hat die hier ausgezählten 2×5 Doppelstrofen, $4 \cdot 165$ korrespondierende Silben, ohne auffallenden Zwang zustande gebracht.

Natürlich ging das nur mit Hilfen, die die einfache Sequenz verpönte. Mit einem Satze gesagt : man umging das formale Grundgesetz der frühen Sequenz, wonach jede Strofe ein Individuum ist — ein frisch gezeugtes, nur hier vorkommendes, nur hier in der Gegenstrofe wiederholtes Gebilde ist. Man legte dem doppelten Cursus eben doch nicht 'freie', sondern irgendwie vorgebildete Versformen zugrunde.

A. Das Einfachere: man nimmt feste Metren, womöglich ganz kurze. An einer bestimmten Stelle, die wiederkehren wird, einen Hexameter, einen vierfüßigen Daktylus oder vier Adonier erst als Strofe, dann als Gegenstrofe zu bringen, das bereitet keine Mühe. Oder man nimmt das beliebteste taktierende Maß der Karolingerzeit, den Fünfzehnsilber, 8 + 7 Silben im trochäischen Fall: Sancte Paule | pastor bone || Vas electum | domini. Besonders leicht geht das in der Mariensequenz (Nr. 3), die sich 6 solche Fünfzehnsilber hintereinander als 3 Doppelstrofen anrechnet — und diese nicht einmal neu bildet, sondern aus einem vorhandenen, in fünfzehnsilbigen Zeilen gedichteten Marienliede abschreibt ('Missus sacer a supernis': Mon. Germ., Poetae lat. IV 660 f.).

B. Etwas mehr Formengedächtnis erfordert der andre Weg: man nimmt die Werkstücke des Fünfzehnsilbers, das ist der fallende Vier- (oder Acht-)silber und der steigende Drei- (oder Sieben-)silber und setzt sie anders zusammen [1]. Hinzu tritt als Bereicherung der steigende Viersilber (Maurítiùs). Es ist ganz erstaunlich, welche Fülle von Formen und Variationen sich aus diesen drei Bausteinen zusammensetzen ließ. Die so intrikat aussehenden Sequenzen auf Paulus, Mauritius und Vincentius (4, 5 und 9) bestehen ganz aus diesen Werkstücken (nur die Paulussequenz hat an einer einzigen Stelle einen Fünfsilber), und zwar nicht in einer verwirrenden, sondern jedesmal in einer durchaus begrenzten Zahl von Kombinationen (Nr. 5 Str. 1):

α	Dulce carmen et melodum canimus ecce tibi,	2 × IV f. + III st. IV f.
α	O beate martyr Christi candidate Mauriti.	2 × IV f. + IV f. III st.
β	Nihil dignum nostra valent, optime,	2 × IV f. + III st.
γ	Compensare servitutis et honoris corda tuis || obsequiis.	4 × IV f. + IV st.

Aus diesen drei Zeilenformen α, β, γ (α erlaubt in der zweiten Hälfte eine Umstellung der Werkstücke), von denen α und γ noch unbedeutende Variationen erzeugen, besteht die ganze Mauritiussequenz. Ähnlich ist es bei den zwei andern, die noch schwieriger aussehn.

Der vorhin in formtreuer Übersetzung angeführte Eingang der Eulalia hat zuerst nach Form A zwei daktylische Doppelstrofen, dann

[1] f. = fallend: Wortakzent auf der vorletzten Silbe. st. = steigend: Wortakzent auf der drittletzten Silbe.

nach Form B : eine Doppelstrofe aus 3 Viersilbern (IV f., IV f., IV st.) und eine, die bei aller Kürze drei Bausteine kombiniert : III st. IV f. IV st. Übrigens begnügt sich die ganze Eulalia — wie auch das Rex caeli und das Dominus caeli (Nr. 1 und 2) — mit « Strofen », die über Zeilenlänge nicht hinausgehn.

Damit wäre die Technik dieser kunstreichen Gebilde erklärt ; und es bestätigt sich auch von dieser Seite, daß die ganze Gruppe von einer eng begrenzten Schule geschaffen sein muß. Aber noch etwas andres tritt hervor : die Dichter suchten hier offenbar eine Annäherung der Sequenzenformen an die gewohnte Poetik. Die Sequenz ist ihnen nicht « Prosa », wie sonst im alten Frankreich ; sie soll Vers im Schulsinne werden. Nicht daß man sie nun alten Formen anzwängte : vielmehr besteht die Freude offenbar darin, daß die Sequenz mit den altgeübten Versmaßen ein neues, wechselreiches Spiel erlaubt. Man muß nur irgend eine etwas längere Strofe aus den ersten liturgischen Sequenzen neben jenes 'Dulce carmen' halten :

Vigilantes
pastores audiunt tunc chorum
angelicum
in caelis psallentes :
Gloria
laus decus in excelsis deo :

Quem prophetae
cuncti praeconiarunt olim,
iam apparens
forma, quam induit
dominus,
quem virgo mater pannis tegit. [1]

Das mag dem Schöpfer des 'süßen und melodischen Liedes' roh vorgekommen sein. Mindestens wirkt diese Form neben der seinen irrational.

Die frühe Sequenz *sollte* aber irrational sein, sie blieb es auch, als sie bei Notker in die Obhut eines Dichters kam, der die Artisten der Dacaposequenz hoch überragte. Die rationale Strofe und mit ihr der Reim (den der doppelte Cursus ja auch pflegt) gelangten erst um 1100 in der II., der gotischen Stilepoche der ganzen Gattung zum Siege, und das war eine Verwandlung von Grund auf. Ein Vortasten zur rationalen Strofe (Übergangsstil) erscheint allerdings da und dort schon seit 950 ; und die Dacaposequenz zeigt, daß eine Neigung nach dieser Seite schon in den Initien bestand. Die irrationale Strofe widersprach eben allen Schulbegriffen — sie tat es noch gestern in dem Maße, daß ein Meister wie Andreas Heusler in seiner Deutschen Versgeschichte den Hymnen Notkers platterdings keine poetische Form abzuhören wußte !

[1] Anal. hymn. 53 n. 17 ‚Christi hodiernae', Str. 8/9.

Rekonstruktion

Die Gattung der Sequenz konnte nur in einem Zeitalter aufkommen, das im eignen frommen Lied und fn dessen antiphonischem Vortrag eine besondere Erfüllung suchte. Aber warum sollte sich dies freudige Streben allein beim Alleluia der Messe und etwa sonst in kleineren liturgischen Tropen befriedigen ? Wie man sich eine Sequenz auch in der Schule vorsingen konnte, wie man doppelchörige Lieder eher lyrischen Inhalts auch ruhig in die Messe hineinnahm, so mochte man die neue Form auch gelöst vom Alleluia erproben.

Da meldeten sich nun ineinandergreifend zwei Wünsche. Der eine : der Lust am antiphonischen Gesange stärker nachzugeben, sich recht auszusingen. So kam man zur höheren Responsion. Der andre Wunsch war : den Liedtext von der « Prosa » zum Vers zu erheben, ihm wie jedem andern Liede eine vielleicht neue, aber jedenfalls schulgerechte poetische Gestalt zu verleihen. So kam man zu jenen zwar wechselnden, aber doch rationalen Strofenformen. Es ließe sich sagen, von den zwei Wünschen habe der musikalische vorwärts, der poetische eher rückwärts geblickt. Nur die starke Reimneigung war, von der Zeit her gesehen, ein modernes Element ; aber auch sie mußte — sollte gewiß auch — die Strofen vereinfachen, durchsichtig, berechenbar machen.

Es ergibt sich hier ohne weiteres, daß die Dichter und Musiker des doppelten Cursus die einfache, liturgische Sequenz bereits vorfanden. Aber nicht als etwas Fertiges, Selbstgesetzliches : sondern die Spiel-Art gehört in eine Zeit, wo die Art selber noch nicht fertig und festgelegt, ihrer eignen Grenzen noch nicht bewußt war. Um mich deutlich zu machen : Der Abstand zwischen der ersten geglückten Meß-sequenz und der ersten Dacaposequenz könnte eine Generation und noch mehr — er könnte auch ein paar Tage betragen. Da läßt sich nichts errechnen, sondern nur ermitteln, wie weit uns die Quellen hinaufführen.

Daß die höhere Responsion sich nicht durchsetzte, begreift man bald. Je mehr die liturgische Sequenz in Aufnahme kam, in je reicherer Fülle Texte und Melodien für jeden Festtag heranblühten, um so weniger bedurfte man der außerliturgischen Lieder. Ein paar kürzere Dacaposequenzen suchte man in die Liturgie hineinzuretten. Indessen der zwiefache Cursus eignete sich für die Messe nicht, schon seiner Länge wegen, aber auch, weil ein Etwas von künstlerischem Genießen in ihm liegt, das dem gesammelten Ernste der heiligen Handlung nicht entsprach. Ganz versteht man das aus den urchristlichen Wurzeln der liturgischen Sequenz (ich zeige sie im Notkerbuche). Jedenfalls findet

man die meisten Dacapo-texte nur in frühen und nichtliturgischen Handschriften.

Sehr viel besagt es nun aber, daß auch die Anregung, die 'Prosen' in schulgerechte Versgedichte zu verwandeln, auf dürren Boden fiel. Sie wäre durchführbar gewesen, und es gibt auch frühe Sequenzen in fester Vers- und Strofenform. Wenn sie vereinzelt blieben, wenn zwei Jahrhunderte lang Meister und Schüler aller Länder an den freien, scheinbar prosaischen Strofen festhielten, so liegt es offenbar nicht an der bloßen Tradition, die ja in den Anfängen noch gar nicht bestand, sondern an gestaltenden Kräften, von denen die Tradition ihrerseits abhing.

NOTIZ über metrische Sequenzen früher Zeit: Von Bedeutung ist allein der Text *de Nominibus Domini*, gern zur Pfingstoktav gesungen, 'Alma chorus Domini': A. h. 53 n. 87. Seit Ende des 10. Jahrhunderts ist er allverbreitet (in der relativ ältesten Mainzer Handschrift, Sigle *u* der Edition, steht das Lied *nicht*), offenbar von Frankreich aus. Je zwei reimarme Hexameter bilden eine Doppelstrofe, je einer den Anfangs- und Schlußchor. Zu Ende des 14. Jahrhunderts kennt man in England eine wenig verbreitete, wahrscheinlich erst späte Nachbildung auf Maria 'Alma dei genitrix': A. h. 8 n. 96; Analecta liturgica (edd. Misset und Weale) II t. I (1888) n. 108. Die Vorlage über die Namen des Herrn *könnte* noch in die Initialzeit zurückreichen und in diesem Falle mit den Bestrebungen der Dacaposequenzen in Verbindung stehn.

Bei einigen weiteren Hexameter-Sequenzen handelt sich's um lokale Schulversuche, entstanden entweder als Formenspiel oder etwa als Adaptation nichtliturgischer Texte, die man eben hatte, an den Meßgesang. Zwei Beispiele aus dem Ravenna des 11. Jahrhunderts, ersichtlich vom gleichen Dichter:

Auf den Ortsheiligen Vitalis 'Annua praesentis recolamus', A. h. 37 n. 323; in Distichen, die Mehrzahl reimlos.

Auf die Ostervigil 'Lux de luce deus', ib. n. 24; in reimlosen Hexametern. (Quelle ?)

Zwei weitere Beispiele liefert Echternach zu Beginn des 12. Jahrhunderts, beide mit leoninischen Reimen:

Auf den Ortsheiligen Willibrord 'Sit tibi laus et honor', A. h. 44 n. 332.

Auf das heilige Kreuz 'Salve crux salve', A. h. 34 n. 24.

Im 13. Jahrhundert überliefert Tortosa eine formal sehr verwahrloste Sequenz des I. Stils, die mit vier Leonini einsetzt, auf Ostermittwoch: 'Splendent ecce novi', ib. n. 27. Andre metrische Texte gehören erst dem Spätmittelalter an, so A. h. 39 n. 145; 40 n. 135; 44 n. 84 und 159. — Einzel-Hexameter laufen gelegentlich auch in normalen Sequenzen unter.

Außerdem bauen lokale Schulsequenzen vereinzelt den Text aus festen 'rhythmischen' Strofen auf. So schuf Besançon im 11. Jahrhundert eine

Sequenz aus Fünfzehnsilbern auf die Ortsheiligen Ferreolus und Ferrutius : 'Pangat chorus alternatim', A. h. 34 n. 231. In Fleury wurde um 1000 eine Sequenz auf St. Karilef (mit der merkwürdigen Überschrift *Prosa Clarellae*) aufgezeichnet, die mit Neunsilbern (V st. + IV f) beginnt und mit Fünfzehnsilbern schließt, dazwischen irrationale Strofen : 'Clare rutilans symphonia', A. h. 10 n. 197. Dem Stile nach könnte sie der Initialzeit angehören. — In Nordspanien hat man gegen Ende des 11. Jahrhunderts die Acht- und Fünfzehnsilber als Übergang zum II., strofierend-reimenden Stile benutzt. Einige Beispiele in A. h. 34 : n. 253, 312, 315 ; auch n. 284 und 322, wo der II. Stil schon da ist.

Auch in normalen Sequenzen des I. Stils tauchen Acht- und Fünfzehnsilber als Werkstück dann und wann auf ; aber sie sind als freier Vers gemeint und werden darum gleich wieder verlassen. Sehr lehrreich ist hierfür die Pfingstsequenz 'Veni spiritus aeternorum alme' (A. h. 53 n. 71), eine Art Transskription des 'Veni creator spiritus' für den Meßgebrauch. Von den ambrosianischen Strofen der Vorlage behält der Dichter — er schrieb auf der Reichenau in der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts — etliche Einzelverse bei, und seine erste Doppelstrofe würde syllabisch einer ambrosianischen gleichkommen : aber sofort und bewußt wird das wieder verlassen. Da merkt man, daß die irrationale Strofe ihren eignen Imperativ hatte, den wir erst wieder entdecken müssen.

Eine gewisse Neigung zu leichter durchsichtigen Strofenformen, zur Wiederholung einzelner freien Werkstücke meldet sich natürlich manchmal, besonders bei langen Strofen oder langen Gedichten. Beispiel : Notkers Osterhymne 'Laudes salvatori'. Das hat mit Annäherung an die rationale Form nichts zu tun : es dient als natürliche Hilfe, die ständig neuen Doppelstrofen künstlerisch — nicht bloß mechanisch — zu meistern.

Zweiter Teil :

DIE INITIALSEQUENZ ÄLTESTER ÜBERLIEFERUNG

A. DIE QUELLEN

8. Einleitung

Die Annahme, im Westen habe es vor Notker schon Sequenzen gegeben, herrscht seit Blume-Bannister's Edition der 'liturgischen Prosen erster Epoche' (Analecta hymnica 53, 1911) wohl bei allen Forschern. Nur fehlt jeder bestimmtere Begriff von dieser so wichtigen Gruppe, die allem folgenden den Grund legte und fortab als *Initial- oder Früh-sequenz* bezeichnet werde. Als initial sind außer jenen wenigen Texten, die erweislich denen des notkerischen Liber Hymnorum voranliegen, auch jene Gebilde einzubeziehen, die zeitlich zwar neben oder

gar nach Notkers Werk entstanden, aber ohne jede (auch unbewußte) Berührung damit.

Nicht Ein Sequenzentext ist so, wie er uns vorliegt, erweislich vor jener Zeit um 880 aufgeschrieben, da Notker nach zwanzigjährigen Dichtermühen sein Hymnenbuch fertig machte und ohne Frage schon manchen Nachahmer um sich sah. Hingegen aus dennächst folgenden Jahrzehnten sind Handschriften übrig geblieben ; und sie bieten durchweg nichtnotkerische Sequenzen, überwiegend solche französischer Herkunft : für Notker beginnt unsre Textüberlieferung nicht vor 950. Das könnte nun Zufall sein ; durch Ungleichheiten der Überlieferung — das meiste ging ja längst verloren — könnten uns die westlichen Texte sehr rasch, die notkerischen aber sehr lange nach ihrer Entstehung handschriftlich erhalten sein. Indessen, die Annahme einer vornotkerischen Initialsequenz beruht ja nicht allein auf dem Alter der heute noch vorhandenen Manuskripte, sondern auf den verschiedensten, zum Teil zwingenden Indizien und nicht zuletzt auf Notkers eignen Angaben im Widmungsbrief. Wenn also eine vage Möglichkeit offen bleibt, daß unter den handschriftlich frühesten Texten der Zeit vor und um 900 der eine oder andre schon von Notker berührt ist, so müssen wir doch im Ganzen grade hier die vornotkerischen Sequenzen suchen. Der initiale *Typus* läßt sich aus der initialen Überlieferung bestimmen. Das Übrige wird sich dann aus dem tiefern Eindringen in die Texte entfalten.

Ganz gewiß sind älteste Prosen auch in späten und sehr späten Handschriften erhalten ; und haben wir erst Kriterien, so läßt sich in manchem Falle der frühe Ursprung eines solchen Textes erschließen. Aber den Grund müssen objektive Daten legen. Und da für den Westen eine berichtende Quelle wie Notkers Widmungsbrief oder auch nur Ekkeharts Casus sancti Galli fehlt, so hat die paläographische Datierung der Quellen das erste Wort.

Wir haben : eine kleine und eine ganz kleine Prosen-sammlung, die uns allein schon durch ihre Zusammensetzung manches sagen ; dazu ein paar Einzelüberlieferungen.

9. Die Sammlung von Verona (Vr)

Der Zeit kurz vor 900 gehört eine in Verona verwahrte Gedichtsammlung an, die einige lyrische Texte, darunter zwei Dacaposequenzen, mit der alsbald zu erwähnenden Limousiner Sammlung Lm-l gemein hat. Hier finden sich 5 liturgische Sequenzen beisammen (f. 57-59v) :

alle von einer Hand ? Eine sechste ist (f. 78) versprengt im 10. Jahrhundert nachgetragen.

	Anfang	Fest	Anal. hymn.	Andre Früh-Handschriften[1]	Bespro-chen Kap.
1	Christe tua agmina	Sonntag	53 n. 88	Tl 1	16
2	Sit iucunda deo	Sonntag	37 n. 40		16
3	Haec [est] sancta sollemnitas clara et	Stephan	53 n. 240	Tl 5 ; Lm-A 3	13
4	Beata tu virgo Maria	Maria	53 n. 110*a*	Tl 10 (Mz.)	16
5	Christi odierna pangimini	Weihnacht	53 n. 17	Tl 6 ; Lm-A 1	15
(6)	Benedicta semper sancta	Trinitatis	53 n. 81	Mz.	24

Vr = Verona, Capit. XC (85). Beschrieben von H. Spanke, Deutsche und französische Dichtung des Mittelalters (Stuttgart 1943), S. 33 f. Wichtig sonst : K. Strecker, Neues Archiv 34 (1909), S. 625-649 ; auch 37 (1912), S. 773 ff. ; Mon. Germ., Poetae lat. IV 450 f. C. Blume in Anal. hymn. 52, p. xiii f. Vgl. auch Spanke in Studi medievali, N. S. IV (1931) 299 ff., 308. Ich habe die Handschrift nicht gesehn.

Eine Überschrift oder sonstige Angabe hat nur die letzte Sequenz : *Verso de sancta trinitate*. Aber grade sie scheidet hier als jüngerer Eintrag zu einem damals jungen Feste vorerst aus. Von den andern stehn vier auch in der gleich zu behandelnden Aperhandschrift (Tl) : entweder weil beide Sammlungen zusammenhängen, oder weil es dazumal überhaupt erst sehr wenige Sequenzen gab. An Einen Verfasser ist nicht zu denken.

Außer dem Weihnachtsliede suchen alle Texte die -a-Ausklänge der Strofen und Versikeln. Liturgisch sind sie vom allgemeinsten Inhalt. Die hier wie anderwärts (Limoges) dem Stephan zugeordnete Sequenz konnte für jeden andern Heiligen auch dienen, Stephan führte eben das Kirchenjahr an ; in Toul setzte man Aper als Namen ein. Die beiden ersten Texte der Reihe — der eine mehr jubelnd, der andre mehr demütig — paßten für jegliches Herrenfest ; dann kam einer für jeden Heiligen und für jeden Marientag nebst einem für die Weihnachtszeit — man hätte mit der kleinen Sammlung das ganze Jahr durchkommen können.

Sprachlich sind die Veroneser Texte wenig korrekt ; schwerlich hat der Schreiber verstanden, was er da schrieb und vielleicht auch sang. Aber nicht durch Zufall sind ihm die Sequenzen in sein Buch hineingeraten. Sie liegen eingebettet in eine ziemlich umfangreiche Sammlung

[1] *Tl* : s. nachher S. 256. *Lm-A* = Paris, B. N. lat. 1240, behandelt im III. Teil dieser Arbeit. *Mz* = London, B. M., Add. Ms. 19768, von Mainz um 950.

'karolingischer Rhythmen' : Gedichte in regelmäßigen Strofen, die nicht metrisch, sondern nach Silbenzahl und Taktfall gebaut sind [1]. Sie handeln von allem, was eine fromme und namentlich eine priesterliche Gemeinschaft inniger berührte : von Leben und Taten Christi, von seiner Auferstehung ; von der Macht des Teufels ; von unsrer Sünde und Reue, mit Gebeten um Gottes Beistand ; von einem heiligen Vorbild ; von dem reichen Mann und dem armen Lazarus ... Dazwischen steht auch da und dort eine bekannte Kirchenhymne, ein Tischsegen oder ein altchristliches Gedicht in klassischen Formen. Und an ihrer Stelle steht dazwischen die kleine Sequenzenreihe — zwischen zwei rhythmischen Bußgebeten.

In der ganzen Sammlung herrscht gewiß keine strenge Folge. Aber man darf sie nicht einfach privat und literarisch auffassen, als hätte « irgend jemand aus Laune oder irgend einem anderen Grunde » die ihn grade interessierenden Texte zusammengerafft, wobei « auch wohl ein Stück dazwischen kam, das nicht dahin gehörte » [2]. Dazu war, sofern man keinen bessern Grund glauben will, schon das Pergament viel zu teuer. Ob man die rhythmischen Texte selbst oder die Art ihrer Überlieferung oder ihr Verhältnis zur übrigen Lateindichtung ins Auge fasse : immer zeigt sich, sie waren zum *Lesen im Kreise*, zum halbliturgischen Vortrag bestimmt. Daher die Themen, daher in der Mehrzahl der Rhythmen der Kehrvers nach jeder Strofe, von den Hörern zu singen oder zu sagen ; daher die Hereinnahme des 'nicht Hingehörigen', nämlich beliebter Gedichtstücke und liturgischer Lieder, die man vielleicht auch einmal außerhalb des Offiziums singen mochte ; daher die Eigenheit, daß in der Mehrzahl der Rhythmen die Strofen nach dem ABC beginnen : so behielt man sie leichter auswendig und übersprang nichts — ein undichterisch-simples Mittel, das man von keinem Geringeren als Augustin hernahm [3].

Die in Verona erhaltene Sammlung ist nun so, wie sie vorliegt, in Oberitalien redigiert worden ; offenbar in Verona selber, da sie in

[1] f. 39v-77r, sowie vorher f. 2-27. Auf f. 28-38 stehn 11 Horalhymnen aus Italien, vgl. Blume, l. c. Druck der Rhythmen : Poetae lat. IV, wo das Verzeichnis p. 450 f.

[2] So Strecker, N. A. 34, p. 631. Er sagte es von dem Kern dieser Art Sammlungen, den Abc-cedarien.

[3] Psalm gegen die Donatisten 'Abundantia peccatorum' : Corpus Scr. Eccl. lat. 51. Dazu H. Vroom, le psaume abécédaire de saint Augustin (1933). Zur Entstehungsgeschichte s. Augustins Retract. I 19. Von hier geht die ganze 'rhythmische' Dichtung der Lateiner aus.

Abecedar auf St. Zeno enthält (Blume vermutete Monza). Aber, und dies ist für uns ebenso überraschend wie belehrend, die große Masse der Rhythmen hat der Redaktor von anderswoher fertig übernommen, und zwar nach Streckers klarem Nachweis von Sankt Gallen her![1] In Sankt Gallen wurde, wie die Handschriften zeigen, das ganze 9. Jahrhundert hindurch das gemeinsame Lesen und Singen solcher frommen Rhythmen, untermischt mit einzelnen strengeren Liedern, gepflegt und hat sich von dort — etwa durch irische Lehrer? — auf nicht mehr zu erspürenden Wegen und Umwegen ausgebreitet. Bei dieser Art der Verwendung nun schrieb man sich die Rhythmen nicht in globo ab, sondern las aus, was man im eignen Kreise rezitieren mochte, und tat hinzu, was man an heimischen oder zugeflogenen Liedern der Art sonst besaß. Darum gehn die erhaltenen Sammlungen weit auseinander[2]. Wenn aber die Veroneser Handschrift mit einer von Limoges (Lm-I) durch einige gemeinsame Stücke zusammenhängt, so leiten sich hierin beide, vielleicht ja mit allerlei Zwischengliedern, auf das Gallus kloster zurück. Dieses hat die Sammlung veranstaltet; geschaffen hat es die Texte allerdings höchstens zu einem kleinen Teil.

Nun wird niemand glauben, Verona habe auch seine 5-6 ganz unalemannischen Sequenzen von Sankt Gallen her erhalten. Immerhin sei beachtet, daß man in Notkers Kreise die dritte Veroneser Sequenz nachweislich, die vierte und fünfte sehr wahrscheinlich gekannt hat (und sicher wiederum die etwas jüngere sechste). Die Veroneser Handschrift gibt sonach keine kräftige Stütze für die zunächst naheliegende Annahme, ihre Sequenzen stammten aus Oberitalien. Daß sie fernher dorthin gebracht wurden, wird sowohl nach dem Gesagten wie auch durch die Aperhandschrift eher wahrscheinlich.

10. Die Aperhandschrift (Tl)

Abermals der Zeit kurz vor oder um 900 gehört eine Sammlung von immerhin zehn Sequenzen an, die einst von Regensburg (Sankt Emmeram) nach München kam. Geschrieben wurde sie aber vermutlich in *Toul*, weil das vorhin schon genannte Heiligenlied 'Haec est sancta' (Vr 3) hier dem Aper gewidmet ist, dem dortigen Schutzpatron, der

[1] N. A. 34 l. c., in Anknüpfung an Winterfeld ib. 25 (1900), 389 ff., dessen eigne Schlüsse teils durch Strecker, teils (Sequenzen) durch A. h. 53 überholt wurden.

[2] Vgl. die Tabelle Strecker's, N. A. 34, 643 f.

auch in einer andern Sequenz noch (Tl 4) hoch gefeiert erscheint. Eine genauere Beschreibung des wichtigen Codex gebe ich im Anhang.

Als Ganzes mochte die Handschrift einem Geistlichen als patristisches Erbauungsbuch dienen, mit ein paar Einschaltungen für den Chorgesang (f. 53v, 94 ff.). Bei diesen — die ich allein geprüft habe — nahm der Schreiber seine Arbeit nicht genau. Mit den Endungen kannte er, wohl ein Romane, sich nicht recht aus, und manches bleibt unverständlich. Und ob der Sammlung selber ein Plan zugrundeliegt ?

Die hier folgende LISTE bezeichnet die Sequenzen mit Ziffern, die Tropen mit Buchstaben. Die beiden nicht gezählten Texte am Schluß sind Brevierhymnen in festen Strofen ; sie folgen der Hauptreihe, der sie formal und liturgisch nicht zugehören, mit kleinem Zwischenraum, woher zu vermuten, daß das Tropar größer gar nicht gedacht war. Die Handschrift hat weder Überschriften noch Neumen. Nur setzt sie vor einige Texte (2-5) das Wort *All[eluia]* und gibt für die Tropen 6 *a*, *b* ; 7 *a*, *b* den Alleluiaversus an, dem sie zugehören sollen. Bei den Sequenzen klammere ich die Melodietitel, soweit sie feststehen, nach *spätern* Quellen bei. Die Feste gebe ich dann an, wenn sie aus dem Texte des Liedes klar hervorgehen. Die übrigen Lieder ließen sich für ziemlich jeden Kirchentag verwenden, und wenn sie in spätern Prosarien festgelegt erscheinen — z. B. Nr. 4 auf Lichtmeß —, so beweist das für die Anfänge nichts.

Die in den Analecta hymnica z. T. fehlenden Gradualtropen drucke ich im Anhang dieses Kapitels. Die Sequenz 8 'Pange deo' hab ich in den Tausendjährigen Hymnen neu ediert und übersetzt (Wormerveer / Holland [1944], Kentaurdruck ; S. 58 f., 89 ff.).

Nr.	Anfang	Fest	Anal. hymn.	Andre Frühhss. [1]	Melodie [Bemerkungen]	Besprochen in Kap.
0*a*	Alma sancta voce canora	Weihnacht ?	[2]	—	[Gradualtropus]	
1	Christe tua agmina		53 n. 88	Vr. (Lm-B.)	?	16
2	Alleluia, Gloriosa dies adest	'Stephan'	53 n. 219	Lm-A.	(Gloriosa = Beatus vir qui timet)	13
3	Alleluia, Nostra tuba regatur		53 n. 33	—	(Nostra tuba)	13
4	Alleluia, Rex nostras Christe laudes		37 n. 58*b*	—	(Mater)	15
5	Alleluia, Haec est sancta sollemnitas	'Aper'	53 n. 240	Vr. Lm-A.	(Haec est sancta)	13
-*a*	Laudamus te. Laus tua deus		47 p. 282 f.	Vr.(Lm-A.)Mz.Cm.F.	[Gloriatropus]	
6	Christi hodierna pangimini	Weihnacht	53 n. 17	Vr. Lm-A.	(Mater)	15
-*a*	Jam redeunt gaudia	Ostern	[2]	Cm. F.	Alleluia in « Pascha [nostrum immolatus est Christus] »	
-*b*	Pax gloriae et gaudium		[2]	—	Alleluia « Domine deus salutis »	
7	Alleluia, Semper regnans patris sinu		42 n. 37	Einzig hier	Unbekannt	14
-*a*	Arbiter singulorum facta		[2]	Einzig hier	Alleluia « Deus iustus iudex »	
-*b*	Lux iustorum angelorum		[2]	Einzig hier	Alleluia « Justus ut palma »	
8	Pange deo debitum		42 n. 36 [3]	Einzig hier	Unbekannt	14
9	Ecce iam venit nostra	(Weihnacht)	37 n. 4*a*	—	(Mater)	15
10	Alleluia, Beata tu virgo	Maria	53 n. 110	Vr. (Mz. Lm-B.)	(Cignea)	16
–	Caeli cives adplaudite	Dionys. Areop.	19 p. 119	—	—	
—	Christe sanctorum decus	Benedikt	14 n. 53 Str. 1-8, 16-18			

[1] Vgl. S. 254, Anm. 1. *Lm-B* = Paris, B. N. lat. 1118, von St. Martial / Limoges um 990. — *Cm* = Sangall. 484, 2. Hälfte 10. Jahrhundert. — *F* = Sangall. 381, um 1000.

[2] Druck nachher S. 262 f.

[3] Emendierter Neudruck : Verf., Tausendjährige Hymnen (Wormerveer / Holland [1944], Kentaur-Druck), S. 90 f.

Die Sammlung umfaßt also 10 antistrofierende Sequenzen und 5 Gradualtropen ; außerdem den Gloriatropus (5a) und die beiden Brevierhymnen am Schluß. Der Schreiber macht zwischen den Sequenzen und den kurzen, nicht antistrofierenden Gradualtropen keinen förmlichen Unterschied : d. h., ihn interessierte offenbar nur die Tatsache, daß beide als Zusätze zum gregorianischen Graduale zu singen waren. Die Tropen gehören zu meinem 2. Typ (vorn S. 206) : Introduktionen (oder Epiloge) zum Alleluiagesang. Die vier, die allein in dieser unneumierten Handschrift vorliegen (0a, 6b, 7a, 7b) kann man, wenn man will, genau an der Stelle der Sequenz gesungen denken und als Vorform oder Ansatzpunkt für diese betrachten. Allerdings hat man damit, gesetzt daß es richtig ist, nicht mehr als ein unbefruchtetes Ei : der verwandelnde Akt fehlt noch. Die Sequenz ist etwas essentiell Andres nach der Form wie dem Umfang, nach ihrer ganzen Aufgabestellung. Auch die kürzere nicht-antistrofierende (« einchörige ») Sequenz ist nicht aus diesen Tropen hervor 'gewachsen', sondern, wie sich zeigen wird, anderen Ursprungs.

Von den 10 Sequenzen, die uns nunmehr beschäftigen, sind zwei (7, 8) allein durch die Aperhandschrift erhalten ; andre lassen sich immerhin da und dort noch nachweisen, und zwar in Quellen Italiens und Frankreichs ; wieder andre (2, 3, 6) fanden beträchtliche Verbreitung. Die Aperhandschrift steht ziemlich für sich da, und das paßt zu ihrer Rückführung auf Toul : denn im Maasgebiet, wo die Sequenzenkunst früh, ja vielleicht zu allererst aufging, setzt unsre Überlieferung erst spät und ungleich ein.

Die kleine Sammlung scheint ziemlich zufällig aus verschiedenen Quellen — etwa Roteln ? — zusammengeschrieben zu sein. Jedenfalls ist sie weder, wie sonst üblich, nach dem Kirchenjahr, noch nach einem andern kenntlichen Prinzip (z. B. nach Melodien) geordnet. Und hier machen wir nun eine Wahrnehmung, die sich als stilgeschichtlich grundlegend erweisen wird : den Sequenzen fehlt — fehlt noch ! — der spezifische Zuschnitt auf ein einzelnes kirchliches Fest. Gewiß, zwei Texte (6, 9) gehn auf Weihnachten, sie künden von Christi Geburt : die konnte man nur von Weihnachten bis Epiphania singen. Dann gibt es eine Sequenz auf S. Stephan, also scheinbar auf einen präzisen Tag ; sieht man aber ihren Text näher an, so erweist sie sich als ein weiteres Weihnachtsgedicht, dem nur ein kurzes Gebet an einen besondern Schutzpatron (Str. 10-11) eingeschaltet ist. Gemeint war vom Dichter einer der großen Heiligen der Weihnachtszeit (A. h. 53 p. 353), es konnte

für den Stephan des 26. Dezember auch der Johannes des 27. oder der Silvester des 31. eingesetzt werden : der eigentliche Gegenstand des Gedichtes bleibt Christi Geburt. Dann kommt die Apersequenz (5), die wir von Verona her bereits als anwendbar auf jeden beliebigen Heiligen kennen (vorhin S. 254 : Vr. 3), und das gleichfalls in Verona gesungene Lied für jede feierliche Marienmesse (10).

Mithin haben wir : drei verschiedenartige Weihnachtstexte, einen Marientext und einen de Communi sanctorum. Die andre Hälfte der Texte erträgt überhaupt keine bestimmende Überschrift ; sie wenden sich feiernd, betend oder meditierend den allgemeinsten christlichen Ideen zu. In der Apersammlung bekommt das ein besonderes Relief durch die angehängten Brevierlieder auf Dionysius Areopagita und Benedikt (Anfang 9. Jahrh.) : die ältere Gattung, die zu Ambrosius' Zeiten ebenfalls das alle Tage gültige in die Mitte gestellt hatte, hatte sich seither kräftig differenziert.

Ganz merkwürdig berührt in Toul wie in Verona das Fehlen einer Ostersequenz. Nur ein Tropus (6a) gehört dem Fest der Feste offen an. Die *vielleicht* zugehörige Sequenz 'Semper regnans' (7 : nachher Kap. 14) steht sehr auf der Seite. Für Notker, aber später auch in Frankreich wie überall entsprang aus der Auferstehung das Stärkste von jenem Jubel, dem ein Menschenwort zu suchen die Sequenz berufen war. Hat man das vor Notker noch nicht begriffen ?

Vielleicht wirklich nicht. Die Natur selber schützt jedes Anfängliche, jedes Werdende davor, sein Letztes zu früh aus sich herauszustellen. Erinnern wir uns mit dem Dichter, daß die Jugend grade die seltensten Dinge, die sie fühlt und denkt, noch verschweigt. Und nicht nur die innere Natur behütet das Keimende, sondern auch — ohne es zu wissen und zu wollen — die umgebende Welt mit ihren Gewöhnungen. Ein neues, eignes Gedicht in die altchristliche Missa solemnis einzusprengen, das mochte zu Weihnachten, zu einem Marienfest oder am Tage des lokalen Schutzpatrons eher zulässig erscheinen als zum eigentlichen Geheimnis des Glaubens, zum Siege des Lebens über den Tod.

ANHANG

1. Beschreibung der Aperhandschrift

T1 = München, Staatsbibl., lat. 14843. Pergament, 136 Blatt im Kleinformat (ca. 110 × 135 mm). Sammelhandschrift des späten 9. Jahrhunderts, ohne Titel und Vorsatz, vielleicht am Schluß unvollständig.

Die Sequenzen stehn nicht auf eigner Lage oder sonst abgesondert. Die wechselnden Schriftzüge des Codex gehören nach Spanke (Deutsche und französische Dichtung S. 34) einem einzigen Schreiber. Dann wäre das ganze als Erbauungsbuch eines Touler Stiftsherrn anzusehen.

f. 1-53r : Isidor von Sevilla, Synonyma (Soliloquia) I-II in Form eines Erbauungsbuches = Migne 83, 827-868.

53v : Himnus in natale sanctae Marie : Quem terra pontus ethera (= Fortunat. Anal. hymn. 50 n. 72). — Dann 2 Blätter ausgeschnitten ; f. 54 beginnt mit Rasur ; danach 5 Zeilen einer Notiz über Gottesliebe.

54r-63r : Incipit lamentatio poenitentiae ... : Audi Christe tristum fletum. = Mon. Germ., Poetae lat. IV 769 ff., ed. Strecker.

63r-69r : Quur fluctuas anima = ib. 760 ff., « Exhortatio poenitendi ». Streckers Sigle E. — Beide Gedichte einst dem Isidor zugeschrieben, tatsächlich wohl aus seiner Schule.

69r-73r : Dicta sancti Augustini episcopi (= Migne, Patr. lat. 67 col. 1079). — 73r-82v : De decem virtutibus animae. — 83r-93v : De igne purgatorio et de adventu Christi ad iudicium necnon et de aeterno cruciatu. (Prosatexte.)

f. 94r leer. 94v : stark gekürztes Antiphonar der Palmsonntags-, Ostersonntags- und Himmelfahrtsmesse (Hesbert, Antiphonale sextuplex n. 73, 80 und 102), leicht tropiert, ohne Neumen. Hier das Hauptstück :

IN PASCHA. Hodie exultent iusti . resurrexit leo fortis . deo gratias dicite. *Resurrexi* [= Introitus]. *Terra tremuit et quievit* [= Offertorium] leo fortis, resurrexit dominus, deo gratias, eia. *Notus est dominus in Judea* [cf. Offert.-versus I], salus aeterna, gratias agamus deo illi, eia eia. *Et factus est in pace locus eius* [= Offert.-versus II]. *Ibi confregit* [Offert.-versus III : Ideo confregit]. *Pascha nostrum ymmolatus est Christus* [= Communio], ipse est enim verus agnus, eia.

Am Schlusse der Himmelfahrtsnotizen (noch 94v) steht wie ein Übergang zum folgenden Teil :

Alleluia !
excipias
nostra studia,
et gaudia
manentia
largiaris
nobis, deus,
In saecula.

(Der Codex schreibt alle Texte als Prosa.)

95r-103 : das *'Troparium'*. Inhalt vorhin S. 258.

103v-136v : *In codice regule pastoralis.* = Exzerpte des Paterius aus den Werken seines Lehrers Gregor d. Gr. (vgl. Manitius I 98).

136v : Auf 4 textfreien Zeilen ist noch ein radiertes Rubrum INCIPIT sichtbar : offenbar ist der Codex unvollständig erhalten.

2. *Die Gradualtropen der Aperhandschrift*

Tropus 0a :

Alma sancta voce canora,
pater, in aula laudes aeterna
plebs tibi dicit qui regis saecla
et mare et arva, cuncta sata :
quae soluta rutilat nativitate,
luce clara quae per cuncta
est saecula.

'Die Himmlischen preisen Gott'.

Tl f. 95r. Außerdem : Piacenza, Cod. Capit. 65 saec. 11-12 = P, mir bekannt durch Blume, Anal. hymn. 49 n. 521.

Vor 1 : *Alleluia* Blume (und P ?). — 1-2 : verbinde *Alma sancta in aula*. — 3 : *plebs* P ; *laus* Tl. *dicat* P, kaum richtig. — 4 : *et cuncta* P. — 5 : statt *nativitate* hat P : *redimita*. Das wäre Duplikat zu *soluta* ; man müßte schon beide Worte lesen : die *plebs*, 'die entfesselt schimmert, erlöst durch [des Sohnes] Geburt'. Mit *nativitate* allein kann man analog übersetzen, dann wär es ein Weihnachtsgedicht, oder : 'sie schimmert in der freien Geburt', nämlich der zum ewigen Leben. — 6/7 : 'die allzeit im Lichte ist'. — 7 & *secla* Tl.

P hat die Melodie, die keinen Parallelismus zeigt. Trotzdem hat Blume den Text auf 3 Doppelstrofen zurechtgestutzt. — Es folgt in Tl : *Item alia*, und dann die Sequenz 'Christe tua agmina' ; der Schreiber hat zwischen Tropus und Sequenz nicht unterschieden, vgl. vorn S. 259.

Form : zweihebige Vier- bis Fünfsilber, litaneihaft ; nur Z. 5 springt heraus. Ausklänge auf -a mit zwei Ausnahmen, die in P wegkorrigiert sind.

Tropus 6a :

Alleluia in « Pascha [nostrum immolatus est Christus] » :

1 Jam redeunt gaudia :
Festa lucent clara
Jam nobis paschalia !
Inferni rapit spolia
Agnus, tremunt quem omnia,
Qui regit, dispensat
Semper imperia.
Alleluia !

Christe, tu vita vera, 2
Quam pavescit ipsa
Mors nimis tartarea !
Te vocant nostra nunc ora
Ut emundes praecordia.
Qui regis aethera,
Laus tibi per saecla !

Tl f. 98r. — Der Alleluia-vers von Ostern. — Die zwei Strofen, offenbar Introduktion und Epilog, syllabisch genau gleich, wurden Anfang des 11. Jahrhunderts zu regelrechten Tropen über das « Pascha nostrum » aus-

geweitet, wohl in Bayern (Handschriften von Regensburg und Heidenheim), und sind in dieser Form A. h. 49 n. 436 gedruckt. Die kürzere Form auch vor 1000 in Sankt Gallen (Codd. 484, 381), bald danach in Oberitalien und (Str. 1) in Limoges.

Tropus 6b :

Alleluia « Domine deus sal[utis meae, in die clamavi . . .] » :

Pax gloriae et gaudium perenne,
Lux, vita, suavitas summa,
Christe, percipias
et modereris pie tempora nostra,
prospera ne rapiant :
In te sint, deus, nobis cuncta. Alleluia.

Tl f. 98r-v. Z. 3 und 5 verderbt oder lückenhaft. — Der Alleluiavers gehörte zum 15. (heute 12.) Sonntag nach Pfingsten sowie *de circulo anni :* Hesbert n. 187, 199 *a*. — Form : Liturgische Prosa.

Tropus 7a :

Alleluia « Deus iustus iudex » :

Arbiter, singulorum facta
qui probe pensas :
in examinis tui libra
ne trutines servorum acta,
nec in finem iratus
reserves merita iniqua,
sed pius misericorditer
solvas commissa.

f. 99r-v. — Z. 3 : *Libram* Tl. — Alleluiavers = 17. Sonntag nach Pfingsten oder *de circulo anni* (Hesbert 189*b*, 199*a*). — Form : 5 Neunsilber schaffen das Rückgrat einer Strofe ; -a-Ausklänge (außer 5 und 7), Schlüsse fallend (außer 7).

Tropus 7b :

Alleluia « Justus ut palma » :

Lux iustorum,
angelorum
gaudium, svavitas,
perpetua visio piorum,
deus, ne deseras
tuos, sed felicium
numero consocies :
tu semper confulgens,
et ubi videris,
regnans in gloria !

f. 99v gleich nach dem vorigen. 8 *cofulges* Tl.

11. Einzelüberlieferungen

1. *'Concelebremus sacram' :* auf Sankt Martial.

Das Kloster Sankt Martial in Limoges besaß zu Ende des 9. Jahrhunderts eine Sammlung älterer und neuerer Rhythmen, in der auch zwei Sequenzen mit doppeltem Cursus Platz fanden (vgl. vorn S. 242 Anm. 1). Hier hat nun eine wenig spätere Hand, » aber anscheinend noch im 9. Jahrhundert « (Handschin), eine liturgische Sequenz auf den Schutzherrn des Klosters eingetragen (f. 142v). Damals also sang man solche Texte in Limoges zur Messe und dichtete selber welche. Das 'Concelebremus sacram' erhielt sich bis zum 11. Jahrhundert an seiner Heimatstätte und steht auch im ältesten Tropar des Martialsklosters (Lm-A, worüber später im 3. Teil).

Druck der Sequenz : Anal. hymn. 7 n. 166 ; mit der Melodie in der Zeitschrift für Musikwissenschaft 13 (1930), S. 123 f. durch J. Handschin. — Die älteste Handschrift :

Lm-I = Paris, Bibl. Nat., lat. 1054. Vergleiche Handschin l. c. 122 ; Dümmler im Neuen Archiv 4 (1879), 114 f. ; Monum. Germ., Poetae lat. III 721 (Traube) und IV 451 f. (Strecker) ; Spanke in Studi medievali, N. S. 4 (1931), 288 ff. — Die Datierung auf Ende 9. Jahrhundert. (Traube) ist als zuverlässige Annäherung zu verstehn ; Dümmler schätzte aufs 10. Jahrhundert.

Besprechung der Sequenz : Kapitel 23.

2. *'Stans a longe' :* die Zöllnersequenz.

Hucbald von Saint Amand (vorhin S. 243) zitiert in seiner Harmonica Institutio als Beispiel für seine Musiklehren die *sequentia Stans a longe* (Migne, Patrol. lat. 132 col. 915). « Sequentia » bezeichnet hier wieder die Melodie — die in diesem Falle nach dem Sequenzen-text vom Zöllner heißt. Der ist wohlbekannt, er steht seit Ende des 10. Jahrhunderts in den Prosarien aller Länder als ein allgemeines Sonntagslied. Die Bauform wurde mehrfach auch in Notkers Schule verwendet und hieß hier « Metensis minor » : stammte wohl die Zöllnersequenz aus Metz ?

Abdruck und Würdigung des 'Stans a longe' Kap. 22. — Winterfeld in Zeitschrift für deutsches Altertum 47 (1904), S. 394 f. hebt hervor, daß die Melodie ursprünglich einfach « Metensis » hieß (weil sich eine 'größere' Form erst später abspaltete) und auf der Reichenau auch dieser Name nicht bekannt war ; man sagte stattdessen « Organa ». Das verstärkt für 'Stans a longe' die Annahme der Metzer Herkunft und spricht — neben andern Zeugnissen — dafür, daß diese Titel erst nachträglich in Deutschland erfunden wurden.

Hucbald, gestorben 930, könnte sein Musikbuch schon um 880 geschrieben haben, ein festes Datum fehlt. Wichtiger ist : er zitiert die 'Melodie Stans a longe' in der Annahme, seine Leser wüßten nun ohne weiteres Bescheid. Und da die Melodie ihm nach dem Gedichte heißt und zweifellos vom Dichter selber herrührte, so muß das Gedicht in den Sängerschulen von Flandern und Nordfrankreich, die Hucbald vor Augen hatte, wohlbekannt gewesen sein. Das 'Stans a longe' reicht bis *mindestens 850* zurück.

2a. *Deperditum :*

Ein Antiphonar des um 851 zerstörten Klosters Jumièges enthielt eine Sequenz, deren Melodie Notker für seinen Erstling 'Laudes deo' benutzte und « Organa » betitelte. Vgl. vorn S. 196.

Auch dies führt bis *vor 850*. Es sind unsre frühesten objektiven Daten.

3. *'Gaude eia unica' :* die Normannensequenz.

Die Sequenz wurde um 1100 in dem Pariser Kloster Saint Magloire aufgeschrieben ; in Reims lebte sie noch um 1500, andre Quellen fehlen. Ihre frühe Entstehungszeit ergibt sich aus einer eingeschalteten Doppelstrofe :

5 *a* De gente fera
nos libera Normannica,
quae nostra vastat, deus, regna !
5 *b* Senum iugulat
ac iuvenum et virginum
puerorum quoque catervas.

'Befrei uns, Gott, vom wilden Normannenvolk, das unsere Reiche verwüstet ! Die Greise würgt es, die Jünglinge und Jungfrauen, auch die Knaben scharenweis.'

Eine solche Namensnennung in einem sonst ganz allgemein gehaltenen Kultliede (man hätte ja auch von 'wilden Feinden' sprechen können) setzt wiederholte, immer neu zu erwartende Angriffe voraus. Diese begannen für die karolingischen *regna* in erheblicherem Maße etwa 840 und verebbten zu Anfang des 10. Jahrhunderts. Als Datierung der Sequenz ergibt sich also die 2. Hälfte des 9. Jahrhunderts, am ehesten die Zeit um 860 oder 880. Als Landschaft kommt nach der Überlieferung wie nach allgemeinen Erwägungen am meisten das nördliche Westfrankenreich in Betracht.

Druck : Anal. hymn. 9 n. 67. Vgl. auch CHEVALIER, Rep. I und V n. 6767. Von uns besprochen Kapitel 16.

Der Vollständigkeit wegen sei noch angemerkt: ein altertümlicher kleiner Musiktraktat, der sogenannte Anonymus Vaticanus, zitiert nach Handschins sehr dankenswertem Nachweis eine Sequenz auf Johannes den Täufer '*Alme mundi rex Christe*', die seit dem 11. Jahrhundert in italienischen Prosarien vorliegt: Anal. hymn. 37 n. 213. Kaum älter ist die aus Deutschland stammende Handschrift des Anonymus Vaticanus; aber ihr Text könnte beträchtlich früher verfaßt sein. Für uns genügt es, daß er auch Notkers Täuferhymne zitiert: für vornotkerische Entstehung jener italienischen Sequenz zeugt er sonach nicht. Stilkritisch würde das 'Alme mundi' allerdings zu den Initialsequenzen zu zählen sein.

Druck des Anon. Vatic. (lateinisch-deutsch) bei P. Wagner, Neumenkunde (1905), S. 214 f. Dazu E. M. Bannister, Monumenti Vaticani di paleografia musicale latina (Leipzig 1913), Testo p. 1 sq. n. 1 sowie p. 64 sq. n. 191; Tafel 1 und 33. Zitiert ist nur mitten aus dem Liede der Kurzvers *valeat phalanx nostra:* identifiziert durch J. Handschin in den Acta musicologica 15 (1944), p. 23.

In einer Handschrift von Werken Odos von Cluni (878-943), im 11. Jahrhundert gefertigt, ist auf der ersten Seite (!) eine Sequenz auf Maria Magdalena eingetragen: 'Adest praecelsa cunctis dies digne celebranda' (Anal. 37 n. 249). Dieser Eintragungsort beweist wirklich nichts für des großen Abtes Autorschaft, die aus mancherlei Gründen abzulehnen ist. Übrigens läge auch sie, wie die Sequenz jedenfalls, nach Notker.

12. Fehlzuschreibungen

Über eine dem *Alkuin* irrig zugeschriebene Michael-sequenz: 'Summi regis archangele' s. Kap. 2 unter 1 (S. 192).

Eine Martins-sequenz 'Ave summa praesulum' wurde in der Utrechter Diözese seit etwa 1400 viel gesungen. Sie hat die Formen des I. Stils und wurde einst von Dümmler versuchsweise dem Bischof *Radbod* von Utrecht zugeschrieben; andre haben das gutgeheißen.

Druck: Anal. hymn. 53 n. 182. Dazu Dümmler im Neuen Archiv 4 (1879), 549. Vgl. Winterfeld in Mon. Germ., Poetae lat. IV 161 und 165 *b*; A. h. 53, p. 299.

Radbod ist historisch wie literarisch wohlbekannt. Etwa gleichaltrig mit Notker, am Hofe Karls des Kahlen gebildet, wurde er in höhern Jahren Bischof (899-917), war allerdings die meiste Zeit durch die Normannen aus seinem Utrecht vertrieben. Er schrieb in Prosa und Vers, namentlich zu Ehren seines Lieblingsheiligen Martin, und ward nach dem Tode selber als Heiliger durch einen biographischen Nachruf gefeiert.

Vita Radbods in Mon. Germ., Script. 15, p. 568 ff. Seine Werke ib. p. 1239 ff. ; Poetae lat. IV 161 ff. Für Weiteres : W. WATTENBACH, Deutschlands Geschichtsquellen I ([7] 1904), 320 f. ; auch MANITIUS, I 603 f., II 812.

Radbod wird ja Sequenzen gekannt haben. Allein, jene Martinssequenz schrieb DÜMMLER ihm deshalb zu, weil sie sich « auf die Errettung der Stadt aus der normannischen Belagerung von 903 durch ein Wunder des hl. Martin bezieht ». Da ist dem Forscher etwas durcheinandergelaufen. Die 903 errettete Stadt war Tours : Radbod selber hat davon in einem Libell berichtet, in einem langen anapästischen Hymnus gesungen, auch in einem Martins-Officium dessen eigens gedacht [1]. In der Sequenz jedoch fehlt jede noch so leise Anspielung auf Normannen, Feinde, wunderbare Errettung, auf die Stadt Tours. DÜMMLER's Begründung also fällt weg : aber mehr, die Zuschreibung — etwa mit andern Gründen — ist gar nicht möglich. Denn während zu Radbods Zeiten Utrecht zerstört darniederlag und der Bischof nur vereinzelte Besuche dort machen konnte (Vita c. 5, p. 571), ordnet das 'Ave summa praesulum' Friesland in der friedlichsten Weise in die übrige Welt ein (Str. 6-7), und die Utrechter haben dort weiter nichts zu erbitten, als daß Martin den Bischof samt dem Klerus um des Himmelreiches willen Gott empfehlen möge (18-19). Die Sequenz stammt also aus Utrecht, aber sicher nicht aus einer Zeit elementarster Bedrängnisse.

Erst unter Bischof Baldrich (918-975) erholte sich langsam die Utrechter Kirche, und seit damals — kaum viel vor 950 — könnte irgendwann die Sequenz entstanden sein (offen bleibe, ob nicht gar erst im 14. Jahrhundert, unter Wiederbelebung der frühen Formen). Auch nach den Stilmerkmalen ist der Text mindestens eine Generation jünger als Notker. Die erste Schicht der Sequenz war geistig streng, da kommen Namen wie Gallia, Francia, Fresia (!) und die drei Erdteile (6-7) nur vor, wenn sie von der höhern Aufgabe diktiert sind, nicht in rhetorisch-patriotischer Aufzählung. Man halte nur die *Suevia suavis* in Notkers Gallushymne daneben !

Und nun : um 950 war die sanktgallische Martins-sequenz 'Sacerdotem Christi' schon geschaffen [2]. Mit ihr teilt die friesische die Bauform « Beatus vir qui timet » und immerhin so viel Einzelklänge, daß

[1] Monum. German., Script. 15 II, 1239-1244 ; Poetae IV, 163-165b.
[2] Anal. hymn. 53 n. 181 ; meist (irrig) dem Notker zugeschrieben.

man ein Gedicht nicht ohne Kenntnis des andern geschaffen zu denken vermag :

'Ave summa' 18 : te chorus flagitat, o Martine.
'Sacerdotem' an der gleichen Stelle der Form : te cuncti poscimus, o Martine.

Unter jedem Gesichtspunkt erweist sich die sanktgallische Sequenz als die ältere. Sie war früh allverbreitet, auch in den Niederlanden, während die friesische sich durch ihr zweimaliges Bekennen zur Heimat (7, 18) den Weg in die Ferne von vornherein verlegte. In den sanktgallischen Text fließen die vielen Ländernamen von selber ein, dem Gang der Martinslegende gemäß, über die sich der Dichter vielleicht allzuwenig erhebt : in Utrecht sind sie rhetorisch, und die Anregung dazu gab eben die südliche Vorlage. Diese ist, wie die nähere Prüfung zeigt, eine frühe und eigentümliche Schöpfung aus Notkers Umwelt. Dem Friesen war sie geläufig, aber nicht befriedigend in ihrer Kühle und Trockenheit. Wenn der Alemanne einsetzte : « Den Priester Christi Martin » besinge die ganze Kirche, dann war ihm das zu wenig für solch hohen Schutzherrn, er beginnt : « Heil dir, Inbegriff der Bischöfe, eia, o Christi Edelstein » — und so fort ; man sieht die Aufschwellung. Dergestalt bringt der Friese das stärkere Pathos, die reichen -a-Ausklänge. Bei jedem Martinswunder, dessen er gedenkt, kommt er auf unsre eigne Hilfsbedürftigkeit, und die allzu objektiven Hinweise der sanktgallischen Sequenz auf die Legende ersetzt er durch immer dringendere litaneihafte Anrufungen. Auch ohne die äußeren Daten läge es offen, was hier das erste und was das zweite ist.

(Fortsetzung folgt.)

L'Ordre de St-Jean et la Suisse

Par H. C. de ZEININGER

(Suite et fin)

Les anciennes commanderies suisses de l'Ordre de Saint-Jean de Jérusalem

Dans le territoire actuel de la Suisse, traversé de tout temps par de nombreuses routes d'une importance internationale, les Hospitaliers de St-Jean érigèrent, dans la seconde moitié du 12e siècle surtout, des hospices et établissements destinés en bonne partie à accueillir les pèlerins en route vers la Palestine [1] comme aussi d'autres voyageurs indigents. La fondation de ces maisons, qui portèrent dans la suite le nom de commanderies [2], était due, en général, et pour autant que nous soyons renseignés sur leurs débuts, au pieux zèle de membres de la noblesse du pays, dont bon nombre avaient pu se rendre compte, à Jérusalem même, de tout le bien que faisait l'Ordre de St-Jean, soit par la protection, de la part de ses chevaliers, des chrétiens en Orient, soit par les soins dont on entourait les personnes reçues dans son grand hôpital [3]. Ainsi la fondation la plus ancienne que nous connaissions en Suisse, celle de Münchenbuchsee, due au chevalier Cuno de Buchsee, fut faite expressément en souvenir de l'hospitalité que lui avait accordée l'Ordre de St-Jean à Jérusalem au cours du long et difficile voyage de Terre Sainte qu'il avait entrepris trois fois, et il mit cette clause

[1] Voir par exemple sur la distribution géographique des établissements de l'Ordre en Italie du Nord : Giacomo C. Bascapè, *L'attività ospitaliera dell'Ordine di S. Giovanni nel medio evo. Itinerarî ed ospizî dei pellegrini nell'Alta Italia*, dans la Rivista Araldica, Rome 1936, p. 71 sq. ; Emilio Nasalli-Rocca, *Lineamenti dell'organizzazione regionale e della funzione assistenziale dell'Ordine...*, dans *Studî in onore di C. Calisse*, Milan 1939.

[2] « Sous le nom de Commanderie, l'on comprend les ... Domaines ... & les Biens de toute autre espèce, qui appartiennent à l'Ordre » : Statuts de l'Ordre, tit. XIX, 15 (René Aubert de Vertot, *Histoire des chevaliers hospitaliers de S. Jean de Jérusalem*, 4e éd., Paris 1755, vol. 6, p. 266).

[3] Joseph Delaville le Roulx, *Les Hospitaliers en Terre Sainte et à Chypre*, Paris 1904.

que les Hospitaliers devraient recevoir et entretenir dans cet hospice des pauvres et des étrangers nécessiteux.

Avec la perte définitive des dernières possessions chrétiennes en Syrie, à la fin du 13e siècle, et aussi avec la fondation d'hôpitaux locaux plus spacieux, la destination première des hospices de l'Ordre de St-Jean n'atteignait plus son but et à l'exception des établissements situés le long des routes de grande communication, qui furent entretenus encore pendant des siècles [1], les bâtiments des commanderies servirent, dans la suite, principalement comme centres administratifs des propriétés de l'Ordre. Un pourcentage [2] des revenus de ces possessions était destiné à l'entretien du « Couvent » (nom donné au siège du grand-maître de l'Ordre), du grand hôpital et des fortifications, de la flotte et des troupes d'outre-mer [3].

Cette sortie d'argent était, alors déjà, fort peu dans les idées de la Confédération, et au moment où la perte de Rhodes [4] put servir de prétexte, les cantons s'empressèrent de réduire considérablement les contributions des commanderies suisses : au commandeur de Fribourg, par exemple, qui avait payé comme responsions en 1480, à l'occasion de la grande attaque contre le siège de l'Ordre [5], la somme considérable de 209 fl. [6], le Conseil interdit, en 1527, d'en verser plus de 12 fl. [7] ! La ville de Lucerne saisit même entièrement, en 1523, et pour une vingtaine d'années, les deux commanderies de Hohenrain et Reiden. L'introduction de la Réforme provoqua d'autres difficultés. Berne confisqua toutes les commanderies sur son territoire, et celles

[1] Pour la grande route du Simplon, voir par exemple : Mgr Denis Imesch, *Die Werke der Wohltätigkeit im Kanton Wallis*, dans Neujahrsblatt der Hilfsgesellschaft in Zürich, 1901.

[2] En général $^1/_5$, appelé « responsions » : Statuts, tit. V, 1 (Vertot, *op. cit.*, vol. 6, p. 64).

[3] Vers la fin de la domination de l'Ordre à Malte, ses revenus se sont élevés, en moyenne, pour l'époque de 1778 à 1788, à 2 722 000 fr. or par an, dont 950 400 fr. furent constitués par les responsions. Pour la même période, les dépenses étaient de 2 524 000 fr. par an : [D.] Miège, *Histoire de Malte*, Bruxelles 1841, tome 3, pp. 76-100.

[4] La nouvelle de la capitulation parvint en Suisse en mars 1523 : Heinrich Meisner, *Deutsche Johanniterbriefe aus dem 16. Jahrhundert*, dans Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, Carlsruhe 1895, vol. 10, p. 584.

[5] Sous leur grand-prieur Jean d'Ow, plusieurs chevaliers de la Langue d'Allemagne qui ont joué un rôle dans l'histoire suisse, ont participé à ce fameux siège : leurs noms (assez mutilés) dans Vertot, *op. cit.*, vol. 7, p. 439.

[6] Hans-Karl Seitz, *Die Johanniter-Priester-Komturei Freiburg i. Ue.*, Fribourg 1911, p. 49, note 97.

[7] Archives de l'Etat, Fribourg : archives paroissiales de St-Jean, N° 4.

du pays de Vaud subirent le même sort après la conquête de 1536. D'autres commanderies durent être vendues, et celles qui restèrent à l'Ordre fournirent le motif de continuelles interventions de la part des cantons catholiques désireux de tourner l'institution internationale des Hospitaliers à leur profit national et d'y installer comme commandeurs leurs propres ressortissants, ce qui ne se pouvait pas toujours très aisément puisque, avec la disparition ou l'émigration des grandes maisons féodales, les candidats suisses étaient rarement à même de produire les quartiers de noblesse requis. La Langue d'Allemagne surtout était plus exigeante que les autres et en demandait seize ; le Pape permit cependant aux gentilshommes dont les familles étaient domiciliées dans les cantons catholiques de faire des preuves moins rigoureuses [1].

D'autres ventes de propriétés de l'Ordre eurent lieu aux 17e et 18e siècles, de sorte qu'au moment de la perte de Malte, en 1798, il possédait en Suisse les commanderies suivantes : Bâle et Rheinfelden, Leuggern et Klingnau, Tobel, Hohenrain et Reiden, et Fribourg. La nouvelle République helvétique n'eut évidemment aucune sympathie pour ces vestiges du passé, surtout les nouveaux cantons d'Argovie et de Thurgovie qui guettaient une occasion de s'enrichir aux dépens de l'Ordre. Le récès de 1803 [2], de la Diète de l'Empire, qui sécularisa presque tous les princes ecclésiastiques, maintint cependant le grand-prieur de l'Ordre de St-Jean en Allemagne dont dépendaient les commanderies suisses ; elles échappèrent ainsi pour quelques années encore à l'appétit des gouvernements. Mais la plupart des Etats de la Confédération du Rhin s'étant emparés, en 1806 [3], des propriétés du grand-prieuré, la majorité des cantons saisirent, en 1806-07, ce prétexte pour mettre également la main sur les commanderies. Fribourg forma une exception ; on s'y rendit compte que la disparition d'un grand-prieuré, division administrative, ne signifiait nullement la fin de tout l'Ordre de St-Jean. Aussi a-t-on attendu jusqu'en 1825 avant de liquider la

[1] « La preuve qui suffit pour recevoir un Suisse, ne suffiroit pas souvent pour recevoir un Alleman » : Claude-François Menestrier, S. J., *De la Chevalerie ancienne et moderne...*, Paris 1863, p. 552 ; Beat-Emmanuel May, *Histoire militaire de la Suisse...*, Lausanne 1788, tome 8, pp. 472-3 ; Hans-Karl Seitz, *Die Aufnahme der Schweizer in den Johanniter-(Malteser-)Orden*, dans Archives héraldiques suisses 1914, p. 6 sq.

[2] *Recueil des principaux traités...*, éd. Geo. Fréd. de Martens, 2e éd., Gottingue 1831, tome 7, p. 485 (§ 26).

[3] Voir notre remarque dans la Revue d'histoire suisse 1946, p. 119.

plus grande partie des propriétés de la commanderie, et ce n'est que trois ans plus tard, après le décès du dernier commandeur, que le canton attribua la fortune de la commanderie au chapitre de St-Nicolas, dont le prévôt d'alors portait cependant lui-même la croix de St-Jean. Ce chapitre s'enrichit sans aucun scrupule des dépouilles d'une autre communauté religieuse à laquelle les supérieurs semblent avoir oublié de s'intéresser ; au vu des longues hésitations du gouvernement fribourgeois, il leur aurait cependant été probablement possible de la conserver à leur institut.

L'histoire des anciennes commanderies en Suisse a été traitée dans son ensemble sommairement et surtout du point de vue héraldique par un membre honoraire de l'Ordre [1] qui s'est basé surtout sur les renseignements, d'une valeur très inégale, du Dictionnaire historique et biographique de la Suisse [2]. Le court résumé de l'histoire de chaque établissement des Hospitaliers sur sol helvétique que nous donnerons ci-après, n'a naturellement pas la prétention d'épuiser ce thème. Du moins espérons-nous avoir évité quelques-unes des erreurs de nos devanciers.

Nous donnerons pour chaque commanderie les titres des monographies parues ou, à leur défaut, les titres et pages d'autres ouvrages qui en traitent. Les sources dont nous avons tiré les listes des commandeurs et que nous indiquerons également, sont, à vrai dire, d'une valeur assez inégale sans qu'il nous ait été toujours possible d'en éliminer toutes les erreurs ; les dates en particulier sont plutôt approximatives : le commandeur en question est mentionné pour telle ou telle année sans qu'elle indique, en général, ni son entrée en fonctions ni la date du moment où il les a cessées.

Bâle [3]. — Cette propriété de l'Ordre, qui est mentionnée pour la première fois en 1206 et dont le fondateur aurait été un chanoine

[1] Hans A. Segesser de Brunegg (chevalier d'honneur de l'Ordre 4-5-1932), *Die schweizerischen Komtureien des Johanniter-(Malteser-)Ritterordens*, dans Archives héraldiques suisses 1934, p. 74 sq. — La mention, par cet auteur, de la présence de l'Ordre aux Grisons, ne repose sur aucune preuve : information due à l'obligeance de M. Erwin Pœschel, le grand connaisseur de l'art de ce canton. (A Mesocco, il y a la tombe d'un membre de l'Ordre.)

[2] Neuchâtel 1921-34. — Parmi les commanderies de l'Ordre qu'énumère ce dictionnaire (vol. 5, p. 678), celles de Malcantone et Mesocco n'ont jamais existé.

[3] W. R. Staehelin, *Beitrag zur Geschichte des Johanniter-Ordens in Basel*, dans Archives héraldiques suisses 1915, p. 90 sq. ; du même, *Die Ordenskirche*

Lichstaller, comprenait une chapelle avec cimetière, des bâtiments d'habitation, des cours et jardins, le tout entouré de murs. Elle se trouvait à l'origine à l'extérieur des murs de la ville, entre le Rhin et la route qui mène vers le nord. Après l'agrandissement de Bâle, de 1361 à 1388, elle se trouva être à l'intérieur de la nouvelle muraille, à côté de la porte extérieure de St-Jean, à l'extrémité du faubourg « à la croix ». Depuis la fin du 14e siècle, la direction de la commanderie fut réunie personnellement à celle de Rheinfelden [1]. On est relativement mal renseigné sur l'histoire de cette maison, la presque totalité des archives ayant été envoyée au pilon, en 1860. On peut cependant se rendre compte de l'importance des bâtiments non seulement d'après des vues anciennes, mais déjà par le fait que l'Empereur Sigismond y élit domicile pour plusieurs mois en 1433-34, pendant le concile de Bâle.

Au moment du mouvement religieux au 16e siècle, la ville de Bâle essaya de s'emparer de la commanderie de St-Jean [2]. Pour le grand bien de l'Ordre, l'administrateur de la commanderie, un certain Schuli, bien plus zélé que son supérieur, Pierre d'Englisberg, dont nous aurons encore à parler, sauva les archives à Rheinfelden, empêchant ainsi le gouvernement bâlois de se rendre compte des propriétés sises en dehors de la ville et d'en encaisser les redevances. Malgré de nombreuses démarches — on demanda même l'intervention de l'évêque chassé pour qu'il agisse contre l'Ordre ! —, les tentatives des Bâlois restèrent vaines, car le nouveau commandeur, Conrad Fachheim, resta ferme. Un accord conclu en 1530 entre le grand-prieur d'Allemagne, Jean de Hattstein [3], et le gouvernement bâlois, rendit à l'Ordre

der Johanniter-Komturei, dans Basler Kirchen, éd. E. A. Stückelberg, vol. 1, Bâle 1917 ; Gottlieb Wyss, *Das Ritterordenshaus St. Johann in Basel*, dans Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde, vol. 37, Bâle 1938, p. 167 sq. : *Monuments d'art et d'histoire de la Suisse*, vol. 12 = C. H. Baer, *Die Kunstdenkmäler des Kantons Basel-Stadt*, vol. 3, Bâle 1941, pp. 429-448. — Nous n'avons pas réussi à trouver des traces d'une commanderie de « Bâle et d'Arlesheim », mentionnée par Vertot, *op. cit.*, vol. 7, p. 414, et Charles Falkenstein, *Geschichte des Johanniter-Ordens*, Dresde 1833, p. 123.

[1] Wyss, *op. cit.*, p. 169.

[2] Voir le travail de Wyss qui s'indigne vivement de ce que la tentative des Bâlois ait échoué !

[3] Un des participants au siège de Rhodes, en 1480 ; il joua un rôle de premier plan dans la défense des intérêts de l'Ordre pendant le mouvement religieux du 16e siècle. Sa pierre tombale (Hattstein mourut à l'âge de 100 ans et fut enterré à Heimbach) à Heitersheim : « Die Kunstdenkmäler des Grossherzogthums Baden », éd. François-Xavier Kraus, Tubingue et Leipzig 1904, vol. 6, p. 421, ill. 171.

les établissements existant en ville et il devait y faire ramener les archives ; la personne de l'administrateur devait être approuvée par le Conseil de la ville, et il devait payer une taxe de protection ; la célébration de la messe resta autorisée dans l'église de la commanderie, à condition que les portes fussent fermées.

Les commandeurs fixèrent assez souvent leur résidence à Bâle, surtout quand des guerres menaçaient leur siège à Rheinfelden. La Société des tireurs conserve encore aujourd'hui un vitrail que le commandeur Hermann Schenk de Schweinsberg lui avait donné en 1564 [1]. La pierre tombale de ce commandeur [2] comme celle de son prédécesseur [3] Béro de Melchingen, qui avait laissé à la commanderie de Bâle la somme considérable de 40 000 fl., se trouvent aujourd'hui au Musée historique de la ville. — Vers 1680, la nef de l'église fut démolie, et celle-ci disparut entièrement en 1775.

Les revenus de la commanderie provenaient surtout de ses propriétés à Fischingen, Binzheim, Eimeldingen, Kirchen et celles de la vallée de la Birse, de Therwil, Witterswil, Bättwil et Rodersdorf. — Le 17 décembre 1806, le dernier commandeur vendit, avec l'assentiment de ses supérieurs, les bâtiments de Bâle à des particuliers. Leurs derniers vestiges, situés au faubourg St-Jean N^os 84-88, ont disparu en 1929.

Commandeurs [4] :

1263	Conrad	1296	Erbo
1269	Berthold de Lindelberg	1328	Berthold Vitztum de Bâle
1274	Pierre d'Ehenheim	1336-37	Louis Schörlin
1280	Henri	1341-80	Garnier d'Eptingen († 1385)
1282-84	Henri de Löweneck	1389	Henmann zu Rhein († 1411)
1286-87	Nicolas Geselle		

(Pour la suite, voir ci-dessous sous « Rheinfelden ».)

Biberstein [5]. — En 1335, le comte Jean I^er de Habsbourg-Laufenbourg vendit à Rodolphe de Büttikon, commandeur de l'Ordre de St-Jean à Klingnau, pour 450 marks d'argent, le château fort et la minuscule ville ouverte de Biberstein, près d'Aarau, avec droit de

[1] Archives héraldiques suisses 1915, p. 95, ill. 132.

[2] Baer, *op. cit.*, p. 441, ill. 239.

[3] *Id.*, p. 439, ill. 237.

[4] Staehelin, *op. cit.*, p. 99.

[5] Eidgenössische Abschiede, Berne, Zurich, etc., 1839-86, vol. 4, 1 c ; Jean-Jacques Leu, *Allgemeines Helvetisches, Eydgenössisches oder Schweitzerisches Lexicon*, 4^e partie, Zurich 1750, pp. 9-10 ; Robert Hunziker, *Von Burgen, Rittern und Bürgern der aargauischen Heimat*, Aarau 1943, pp. 57-60, 66-67.

justice, la douane au bord de l'Aar, la pêche et la ferme de Rohr, sur la rive opposée de la rivière, le tout pour la date de son décès, survenu en 1337. L'Ordre acquit encore des terres et droits à Rupperswil, Werkheim, Kulm, Thalheim et Stüsslingen, ainsi qu'une maison à Aarau, mais surtout, en 1454, pour 550 fl. du Rhin, le fief impérial de la seigneurie de Königstein [1], dont il aliéna cependant tout de suite une partie de la haute justice. Les ducs d'Autriche auraient bien voulu racheter, en 1369, le château de Biberstein, mais l'Ordre refusa. La neutralité, scrupuleusement observée de la part des Hospitaliers, n'empêcha pas les Bernois de s'emparer du château à l'occasion de la guerre de 1499, et à l'époque de la Réforme, ils confisquèrent tout simplement toute la commanderie. La bataille perdue de Kappel rendit cependant plus de poids aux plaintes de l'Ordre, et, grâce à l'intervention des cinq cantons catholiques, un accord survint en 1535 entre le grand-prieur Jean de Hattstein [2], qui avait déjà pu sauver pour l'Ordre ses propriétés à Bâle et à Bubikon, et la ville de Berne, qui paya pour tous les droits et propriétés dépendant de la commanderie de Biberstein la somme de 3380 fl. du Rhin.

Le château fut, dans la suite, longtemps le siège de baillis bernois et abrite aujourd'hui un institut pour enfants retardés.

Commandeurs [3] :

1344	Rodolphe de Büttikon	1453	Jean-Arnold Segesser
1360	Hugues de Werdenberg		(administrateur)
1391	Jean Weiss (administrat.)	1454	Jean Wittich
1392	Jean Schultheiss (*id.*)	1503	Pierre Stolz
1399	Hermann Schultheiss (*id.*)	1520	Nicolas Stolz
1445	Jean d'Ow	1528	Jean de Hattstein

Bienne [4]. — Plusieurs commanderies de l'Ordre ayant possédé des vignes à Douanne, sur le lac de Bienne, le Conseil de cette dernière

[1] Le vendeur, Jean-Arnold Segesser, n'était naturellement pas chancelier de l'Ordre comme le dit Seitz dans les Archives héraldiques suisses 1914, p. 69, interprétation erronée mais adoptée sans contrôle par Segesser, *op. cit.*, sous Biberstein. J.-A. Segesser était, en 1503, procureur du grand-bailli Pierre Stolz, « des ietz gemelten Ordens Canzler ».

[2] Voir ci-dessus sous « Bâle ».

[3] Leu, *l. c.*

[4] C. A. Blösch, *Geschichte der Stadt Biel...*, Bienne 1855, vol. 1, pp. 232-36 ; Wolfgang Fr. de Mülinen, *Beiträge zur Heimatkunde des Kantons Bern, deutschen Teils*, cahier 6, Berne 1893, p. 92 ; Henri Türler, *Kirchliche Verhältnisse in Biel vor der Reformation*, dans Neues Berner Taschenbuch auf das Jahr 1903, Berne 1902, pp. 153-156 (*Das Johanniterkloster*).

ville, appréciant à sa juste valeur l'œuvre bienfaisante des Hospitaliers, conclut un accord, en 1454, avec le commandeur de Küsnacht, Henri Staler, en vue de la fondation d'un couvent de chapelains de l'Ordre, en l'honneur de la Vierge et de saint Jean-Baptiste. Dans ce but, la ville donna un emplacement, contribua financièrement à l'acquisition de six maisons avoisinantes et s'obligea encore à d'autres prestations. En 1460, on posa la première pierre de l'église, qui fut consacrée en 1466. Malheureusement, la Réforme interrompit l'activité des Hospitaliers, qui s'étaient occupés avec zèle de l'assistance publique à Bienne. Le conseil y avait contribué en leur assurant une rente de 30 fl. pour la distribution d'aumônes hebdomadaires.

L'église fut démolie, tandis que les autres bâtiments servirent d'abord comme maison des pauvres ; ils furent vendus par la ville, puis rachetés, et celle-ci installa son hôpital puis des écoles dans l'ancien couvent des Hospitaliers, complètement transformé au cours des siècles. L'école actuelle de la rue Dufour occupe le site de l'ancienne commanderie.

COMMANDEURS [1] :

1454	Henri Staler	1503	Jean Andres
1459	Erasme Wild	1524	Pierre Pfiffer
1467	Etienne Lang		

Bubikon [2]. — L'emplacement des premières maisons de l'Ordre dépendant presque toujours des terrains donnés par les pieux fondateurs, nous avons ici un exemple typique d'une commanderie située à l'écart des grandes routes et destinée dès l'abord à être le centre d'une exploitation agricole. En effet, la donation faite en 1192, par Diethelm de Toggenbourg, de propriétés au nord du lac de Zurich, servit plutôt

[1] TÜRLER, *op. cit.*, p. 156.

[2] Urkundenbuch der Stadt und Landschaft Zürich, 2 vol., Zurich 1888-92 ; H. ZELLER-WERDMÜLLER, *Das Ritterhaus Bubikon*, dans Mittheilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich, vol. 21, cahier 6, pp. 145-174, Zurich 1885 ; « Monuments d'art et d'histoire de la Suisse », vol. 15 = HERMANN FIETZ, *Die Kunstdenkmäler des Kantons Zürich*, vol. 2, Bâle 1943, pp. 155-172 (littérature : p. 162) ; HANS LEHMANN, *Das Johanniterhaus Bubikon*, dans Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich, vol. 35, cahiers 1-2, Zurich 1945-46 ; du même, *Führer durch die ehemalige Johanniterkomturei Bubikon*, Wetzikon et Rüti 1945 ; voir aussi nos rectifications quant aux publications de Lehmann, dans Revue d'histoire suisse 1945, pp. 130-134, et dans Revue d'histoire ecclésiastique suisse 1945, pp. 307-312, et 1946, pp. 75-77 ; en outre, les annuaires de la Société pour la conservation de l'ancienne commanderie (Ritterhausgesellschaft), qui paraissent depuis 1937.

de moyen pour d'autres acquisitions dont les revenus seraient utilisés pour les buts de l'Ordre en général, que pour l'établissement d'une maison hospitalière.

Après quelques difficultés avec les Bénédictins de St-Jean au Thurtal, applanies en 1217, les biens de la commanderie augmentèrent rapidement et considérablement, et les commanderies de Tobel et Leuggern, les plus importantes de Suisse, étaient à leur origine des dépendances de Bubikon. N'ayant toutefois, à Bubikon, que la basse justice, le commandeur Henri de Lichtensteig acquit, en 1287, la seigneurie de Wädenswil avec la juridiction, du dernier membre de cette famille. A deux ou trois exceptions près, les commandeurs du château fort sur la frontière entre Schwyz et Zurich furent toujours les mêmes qu'à Bubikon jusqu'au moment de la vente du premier, au 16e siècle. — En 1358, le commandeur Hugues de Werdenberg acquit de deux frères de Tengen leurs droits et biens à Küsnacht où fut également établie une commanderie de l'Ordre de St-Jean.

Pillée en 1443 par les Schwyzois pendant leur guerre avec Zurich, la maison de Bubikon fut vite réparée. C'est à cette occasion que fut refaite la pierre tombale du fondateur de la maison dont l'original se trouve aujourd'hui au Musée national à Zurich tandis qu'une copie a pris place dans la chapelle à Bubikon.

Depuis Jean d'Ow, devenu commandeur en 1467, Bubikon resta réservé au grand-prieur d'Allemagne dont le siège permanent se trouva dans la suite, après la guerre de 1499, à Heitersheim en Brisgau. — A la fin du 15e siècle, la commanderie comprit, outre le village de Bubikon avec la basse justice, des fermes à Pösch, Hombourg, Krähenried, Barenberg, Bühl, Diensbach, Zell, Fuchsbühl, Kämmoos, Rutschberg, le village de Hinwil avec la basse justice, le village de Ringwil, des biens à Gstalden, Bossikon, Bezholz, Oberhof, Rothenstein, Affeltrangen, Grüth et Ehrenstock, cinq maisons au Hellberg, une à Vorder-Waltersberg, une à Ehrlosen, et surtout une maison à Zurich, dite « à la croix blanche » ; enfin, le patronat des églises de Bubikon, Hinwil, Wald, Wangen, Buchs (district de Dielsdorf ; fief de l'Empire), et Brüttisellen. Les droits de patronat impliquant aussi des obligations, l'Ordre contribua aux restaurations et transformations de ces églises : les splendides vitraux de Bubikon (1498) et Wald (1508), qui se trouvent aujourd'hui au Musée national[1], en rendent témoignage.

[1] Fietz, *op. cit.*, p. 158, ill. 136 ; p. 159, ill. 137 ; p. 246, ill. 225.

En 1522, le grand-prieur Jean de Hattstein envoya à Bubikon comme prieur de l'église, un jeune homme, originaire de l'Odenwald, qui avait fait son instruction aux frais de l'Ordre : c'était Jean Stumpf qui, s'il ne resta pas fidèle à ses vœux de religion, devint du moins une des célébrités de l'historiographie suisse.

Bubikon eut à souffrir du soulèvement des paysans, en 1525, et deux ans plus tard, le prieur Stumpf, moins scrupuleux que l'administrateur laïque, Henri Felder, qui garda la croix que son maître lui avait donnée, livra la commanderie au gouvernement de Zurich qui en fit faire l'inventaire. Ce dernier permet de constater le fait curieux que la commanderie, bien que ne servant certainement pas ou plus d'hospice, disposait quand même encore de 24 lits, ce qui s'explique probablement par la nécessité d'héberger parfois le grand-prieur avec sa suite. L'importance de son exploitation agricole ressort du cheptel nombreux qui s'y trouvait alors : 10 chevaux, 10 bœufs, 30 vaches, 2 taureaux, 48 veaux et 10 porcs. — La bataille de Kappel fit déchanter le gouvernement de Zurich qui dut se résoudre à rendre, en 1532, au grand-prieur sa maison de Bubikon avec toutes ses dépendances, à condition toutefois qu'on ne demanderait pas compte des choses qui avaient disparu pendant la durée du séquestre, que la commanderie serait administrée par un Zurichois de la nouvelle confession, et que le patronat des églises dépendant de la commanderie ne pourrait être exercé qu'avec l'approbation du gouvernement.

En 1567, le grand-prieur Adam de Schwalbach vendit la maison de Zurich à son administrateur et en acheta une autre, au « Débarcadère », pour 1600 fl. Cet administrateur, Marx Vogel, fit réparer les bâtiments de la commanderie, en 1570, et c'est plus ou moins dans leur état d'alors qu'on les a restaurés récemment. Vogel avait été anobli par l'Empereur Maximilien II, en 1574, et un vitrail à ses armes a été donné par la famille pour une des salles de l'ancienne commanderie. — En 1618, le grand-prieur Jean-Frédéric Hundt vendit à la ville de Zurich la maison qui s'y trouvait, le patronat et les dîmes de Buchs et de Wangen, ainsi que ses droits de justice à Wangen et Brütisellen, pour la somme de 20 000 fl. — Le reste de la commanderie fut vendu, en 1789, à Jean-Georges Escher de Berg, par le grand-prieur Jean-Joseph-Benoît de Reinach, pour 100 000 fl. Les terrains comme les bâtiments furent morcelés et passèrent en de nombreuses mains.

Ce n'est qu'en 1936 que se constitua la Société pour la conservation de l'ancienne commanderie qui acheta, en 1938, les bâtiments prin-

cipaux, situés à quelque distance au sud-est de la gare du village. Grâce à des dons et des subventions gouvernementales, on procéda à une restauration complète de la plus grande partie des bâtiments. On y a installé un musée de l'Ordre de St-Jean qui est encore en plein développement [1].

COMMANDEURS [2] :

1217-44	Bourcart
1246-63	Henri de Toggenbourg
1261	Henri de Bongarten, précepteur
1268	Conrad
1272-73	..... Hirzkorn
1275	Fr. (?) de Stoffeln
1276-97	Henri de Lichtensteig
1297-1330	Hugues de Werdenberg
1330-43	Mangold de Nellenbourg
1344-45	Conrad de Falkenstein
1350	Herdegen de Rechberg (administrateur)
1357-67	Hugues de Werdenberg
1368-72	Frédéric de Zollern
1372-82	Garnier Schürer
-93	Hartmann de Werdenberg
1393-1444	Hugues de Montfort
1400	Jean Zürcher (admin.)
1445-46	Jean Lösel
1446-57	Jean Wittich
1460-67	Gautier de Bussnang
1467-80	Jean d'Ow
1481-1505	Rodolphe de Werdenberg
1506-12	Jean Heggenzer
1512-46	Jean de Hattstein
1546-54	Georges Schilling
1554-66	Georges de Hohenheim
1567-73	Adam de Schwalbach
1573-94	Philippe Flach
1594-98	Philippe Riedesel
1598-99	Bernard d'Angeloch
1599-1601	Philippe Lösch
1601-07	Wipert de Rosenbach
1607-12	Arbogaste d'Andlau
1612-35	Jean-Frédéric Hundt
1635-47	Hartmann de la Tann
1647-82	Frédéric de Hesse-Darmstadt
1682	François de Sonnenberg
1683	Godefroy Droste de Vischering
1684-1704	Hermann de Wachtendonk
1704-21	Guillaume de Reede
1721-27	Gosvin-Hermann de Merveldt
1728-52	Philippe-Guillaume de Nesselrode-Reichenstein
1752	Philippe-Joachim de Prasberg
1755-75	Jean-Bapt. de Schauenbourg
1775-77	Ant.-Christ.-Séb. de Remchingen
1777-89	Jean-Jos.-Benoît de Reinach

[1] Il faut espérer qu'avec l'intérêt que ce musée a suscité dans de larges sphères, on trouvera les moyens financiers pour permettre d'y installer un conservateur permanent. Dans l'état actuel des choses, la consultation de la bibliothèque spécialisée est impossible à distance, et l'auteur n'obtint pas d'en connaître le contenu, ses lettres étant restées sans réponse !

[2] ZELLER, *op. cit.*; LEHMANN, *op. cit.*; KARL FALKENSTEIN, *Geschichte des Johanniter-Ordens*, Dresde 1833, pp. 132-134.

La Chaux[1]. — Siège d'une commanderie, appelée parfois aussi préceptorie de Vaud, avec des possessions très étendues, la Chaux ne devint une propriété des Hospitaliers qu'après la suppression de l'Ordre du Temple auquel elle avait été donnée par les sires voisins de Cossonay, avant l'an 1223 ; dans cette donation, la juridiction du village avait cependant été réservée à la châtellenie voisine.

Antérieurement à l'acquisition de la Chaux, les chevaliers de St-Jean avaient déjà, en 1228, une commanderie en Crausaz (commune de Gollion) qui, dans la suite, fut administrée parfois par un commandeur particulier mais réunie en général à la Chaux. L'église de St-Jean-Bapstiste à Crausaz, qui fut longtemps un lieu de pèlerinage assez fréquenté, tomba en ruines sous le gouvernement bernois après la conquête du pays de Vaud ; à ce moment, les propriétés de l'Ordre étaient données en amodiation par les Bernois. Un incendie détruisit, en 1671, la maison de Crausaz.

Parmi les propriétés anciennes des Hospitaliers, notons l'hôpital de St-Thibaud de Thièle, avec plusieurs prairies, non loin de Chavornay, près du pont Morens. Il est mentionné depuis 1228 ; rien n'en subsiste plus.

L'hôpital de St-Jean à Moudon[2] était également en possession des Hospitaliers dès avant 1228. Situé sur la rive droite de la Broye, près du pont par lequel passe la route de Rue et de Vevey, il était très en faveur auprès des habitants de la petite ville, dont il devint la propriété sous le régime bernois ; il n'en reste plus rien, le bâtiment ayant disparu au 16e siècle déjà[3].

Un autre hospice se trouvait à Villars-Ste-Croix (commune d'Ecublens) où il est mentionné en 1272. En 1546, ce bâtiment ainsi que l'église tombaient en ruines. — A Entremont se trouvait une autre dépendance de la commanderie de la Chaux, sur la rive droite de la Mentue, au hameau de la Mauguette, près d'Yvonand. Il y avait là une chapelle dédiée à St-Denis. Mentionnée encore vers la fin du 16e siècle,

[1] M. L. de Charrière, *Les fiefs nobles de la baronnie de Cossonay*, dans Mémoires et documents de la Société d'histoire de la Suisse romande, vol. 15, Lausanne 1858, p. 289 sq. ; *Dictionnaire historique, géographique et statistique du canton de Vaud*, publié... par Eugène Mottaz, Lausanne, vol. 1 (1914), pp. 396-8, 202, 406, 513, 557-8, 659, 680, et vol. 2 (1921), pp. 295, 297, 354, 551-2, 780.

[2] Bernard de Cérenville et Charles Gilliard, *Moudon sous le régime savoyard*, dans Mémoires et documents publiés par la Société d'histoire de la Suisse romande, 2e série, vol. 14, Lausanne 1929 (surtout p. 555).

[3] Aimable information de Me Aloys Cherpillod, ancien syndic de Moudon.

il n'en reste plus trace aujourd'hui. — Le domaine de Roman-dessous (commune de Lonay) dépendait de la même commanderie, qui possédait également un autre domaine d'une assez grande importance avec des vignes, provenant des Templiers, à Benex (commune de Prangins). — L'Ordre de St-Jean avait enfin des biens et droits à Gollion, Penthaz, Cuarnens, Chevilly, la Coudre, Aclens, Senarclens, Allens, etc. La commanderie de la Chaux avait aussi le patronat de l'église de Saint-Jacques du Croset, dans le pays de Gex, et de celle de Montbrelloz, près d'Estavayer, desservie par des chapelains de l'Ordre. Dans cette dernière localité, le chœur de l'église et une statue de leur patron rappellent encore le temps des chevaliers. — A la Chaux même, il y avait une église particulière de la commanderie, dédiée à Notre-Dame, qui fut négligée après la conquête bernoise et jamais rebâtie.

La conquête du pays de Vaud, en 1536, y entraîna la disparition des Hospitaliers. Le dernier commandeur de la Chaux jura fidélité aux nouveaux maîtres et continua son existence comme amodiateur des biens de l'Ordre jusqu'à son décès, en 1539. Prise à ferme ensuite par les frères du réformateur calviniste Guillaume Farel, la commanderie fut vendue par les Bernois, en 1540. — Le bâtiment principal, appelé château, a été transformé en maison de campagne et garde encore quelques traces extérieures de l'ancienne architecture [1].

La Langue d'Auvergne, dont dépendait la commanderie de la Chaux, fit à plusieurs reprises des tentatives pour récupérer ces riches propriétés. Dans ce but, elle nomma des commandeurs qui tentèrent l'impossible, mais en vain. — Même Montbrelloz, cependant hors de l'atteinte bernoise, fut confisqué, en 1555, par le gouvernement de Fribourg qui semble avoir oublié de l'attribuer à la commanderie située dans sa propre ville mais qui dépendait de la Langue d'Allemagne [2].

Commandeurs de la Chaux [3] :

1277	Pierre de Besançon	(1458	Philibert de Cunscoi, comm. de Crausaz)
1315	Guillaume de Pierrefeux		
1345	Aymon de Cossonay	1458	Antoine de Mallères
1398	Pierre de Billens	1483	Louis du Franc
1452	Hugues de Boisset	1510	Guy Bonard, dit de Rossilion

[1] Pierre Grellet et Frédéric Gilliard, *Les châteaux vaudois*, Lausanne 1929, p. 137.

[2] P. Apollinaire Dellion, *Dictionnaire historique et statistique des paroisses catholiques du canton de Fribourg*, Fribourg 1897.

[3] Mottaz, *op. cit.*, vol. 1, p. 397.

1525-36	Jean Roland	1569	Pierre de Grammont [2]
1561	Pierre de Sales [1]		

Recteurs de l'hopital de Moudon [3] :

1340-49	Jacques Fabri	1473	P. de Pregny
1438-63	Pierre Berthod	1475	Pierre Séreillon
1463-65	L. de Castanea	1483	Claude Pétrod
14..	Géraud	1518	Philippe Pétrod

Compesières [4]. — Comme la Chaux, la commanderie du Genevois, appelée d'après son siège aussi de Compesières, dépendait de la Langue d'Auvergne. Les Hospitaliers, mentionnés pour la première fois dans le diocèse de Genève en 1212, le sont à Compesières en 1270. La suppression des Templiers augmenta considérablement les biens de cette commanderie.

A l'occasion de l'invasion de 1536, les Bernois installèrent leurs baillis dans le château des commandeurs, qui semblent cependant avoir pu garder l'administration de leurs revenus, grâce à une intervention de la cour de France pendant cette occupation, qui dura jusqu'en 1567. A ce moment, le commandeur de Genevois et en même temps titulaire de la Chaux, était Pierre de Sales, un oncle du saint évêque de Genève. — La guerre de Genève, en 1589, amena même l'arrestation du commandeur d'alors, Adrien Jacquelin de Jane, qui fut relâché comme franc-comtois et sujet du roi d'Espagne, mais perdit à cette occasion ses chevaux. Les suites de l'Escalade (1603) furent la cause de nouveaux désagréments pour Compesières, qui fut saccagé ; le commandeur, Pierre de Saconnex, plus tard grand-prieur d'Auvergne, fut fait prisonnier par les Genevois, qui ne lui rendirent la liberté que quelques mois plus tard et contre paiement de 400 ducats.

La commanderie dont les responsions annuelles s'élevaient, dans la seconde moitié du 16e siècle déjà, à la somme considérable de 1300 livres [5], possédait, outre des terrains à Compesières même, des

[1] Auguste de Montfalcon, *Compesières*, St-Maurice 1932, p. 16.

[2] Hans-Karl Seitz, *Die Johanniter-Priester-Komturei Freiburg i. Ue.*, Fribourg 1911, pp. 95-96.

[3] Cérenville et Gilliard, *op. cit.*, pp. 114, 555.

[4] Auguste de Montfalcon, *Compesières*, St-Maurice 1932.

[5] « Baillages et commanderies de France et leurs revenus en 1583 », manuscrit français 20152 de la Bibliothèque nationale à Paris, publié dans le Recueil de pièces pour l'histoire de France, p. 173 sq., et dans la Revue des questions archéologiques et héraldiques, Paris, 2e année (1899/1900), p. 41 sq.

possessions étendues dans les provinces environnantes : à Annecy, Clermont près Frangy (Haute-Savoie), Cologny sous Banz (Vulbens, Haute-Savoie), Dorches près de Chanay (Ain), où elle entretint anciennement un hospice, comme aussi à Droise (Mognard, Savoie) et à Hauteville près de Rumilly (Haute-Savoie) ; la chapelle de sa propriété à Moussy (Haute-Savoie), qui remonte au 12e siècle, existe encore, transformée en habitation. La maison de La Trousse ou de St-Jean de Vulpillières (Cercier, Haute-Savoie) est également habitée encore aujourd'hui et possède une vieille statue de saint Jean-Baptiste, provenant certainement des chevaliers. D'autres propriétés existaient à la Sauveté et la Roche (Haute-Savoie) et à Musinens-en-Michaille (Ain).

L'invasion française, en septembre 1792, mit fin à l'existence de la commanderie de Genevois, dont le dernier commandeur est décédé en 1815. — Compesières fut cédé par la Sardaigne au canton de Genève, qui en prit possession en 1816.

Le bâtiment de l'ancienne commanderie, dont le gros œuvre remonte au commencement du 14e siècle, a subi des transformations au 17e et a été partiellement démoli au commencement du 19e siècle. Vendu à des particuliers, en 1796, avec les biens de la commanderie, il fut acquis, en 1822, par la commune et sert aujourd'hui en partie comme mairie de Bardonnex, en partie comme cure de la paroisse de Compesières. La salle du conseil municipal a un curieux plafond à poutres apparentes, décorées de guirlandes au 17e siècle.

Commandeurs [1] :

1270, 1280	Guy de Chevelu	-1566	Guillaume de Coppier
1343	Humbert de la Balme	1565	Pierre de Sales
1384-1420	Aynard Venturi, dit Talebart [2]	1573	Claude de Dortans [3]
		1573-74	Jean de Lugny
1435-46	Guy de Luyrieux	1578-79	(vacant)
1439	Girard de Bruel	1582	Laurent de Veigy
1459	Amédée de Seyssel	1589, 1590	Adrien de Jacquelin de Jane
1491-1512	Jean de Grolée		
1515	François de Grolée	1598-1611	Pierre de Saconnex
1535	Louis Bornisien	1615	Juste de Bron de la Liegue
-1564	Louis de Châtillon		

[1] Montfalcon, *op. cit.*

[2] Joseph Delaville le Roulx, *Deux aventuriers de l'Ordre de l'Hôpital. Les Talebart*, dans « Moyen âge », tome 13, 2e série, 1909, p. 7 sq.

[3] Vertot, *op. cit.*, vol. 7, p. 111, l'appelle « Claude d'Ortans ».

1617-46	Jacques de Cordon d'Evieu [1]
1650, 1681	Jacques de Cordon d'Evieu (neveu du précédent)
1690, 1718	François-Christophe de la Barge
1723, 1741	Claude-François de Lescheraine [2]
1751, 1759	Jean-Baptiste de Rigaud de Laigue
1763-1792	Louis-Gaspard-Esprit de Tulle de Villefranche († 1815)

Contone [3]. — On trouve dans un document de 1219 la première mention de cette commanderie, appartenant à la Langue d'Italie, et située à la bifurcation de la route venant du Monte Ceneri et de celle menant de Bellinzone à Magadino. Vers cette époque, ses propriétés sont estimées à une étendue de plus de 1000 perches, comprenant un hospice, d'autres bâtiments, des terrains cultivés, des forêts.

On n'a que peu de matériaux sur cette maison qui fut donnée, dans la seconde moitié du 15e siècle, en usufruit et à vie, en récompense de ses services comme ingénieur, à un certain Bernard Biondetti, originaire de Porza (Tessin). Mais ce dernier [4] laissa ses biens et même la commanderie de Contone à l'hôpital de Ste-Marie de Lugano. Cette donation illégale provoqua un procès, qui fut terminé en 1569 seulement, par un accord selon lequel l'hôpital luganais paierait à l'Ordre la somme de 1200 écus mais garderait les propriétés de l'ancienne commanderie. L'hôpital ne paya cette dette qu'en 1593 et vendit, dans la suite, les biens ainsi acquis.

L'église de la commanderie, dédiée au patron de l'Ordre, devint plus tard l'église paroissiale du village. Elle existe encore, mais a été refaite au 19e siècle. — En 1932, le curé d'alors, François Pelloni, plus tard chapelain honoraire d'obédience magistrale de l'Ordre, obtint du grand-maître Chigi la donation d'une chasuble et la permission d'ajouter la croix de l'Ordre au sceau de la paroisse.

[1] Voir Ferdinand de Hellwald, *Bibliographie méthodique de l'Ordre souv. de St-Jean de Jérusalem*, Rome 1885, p. 164.

[2] Ses armes à l'intérieur de la cure actuelle.

[3] Alphonse Codaghengo, *Il Sovrano Militare Ordine di Malta (schizzo storico) — La commenda di S. Giov. Batt. in Contone*, Lugano-Massagno 1941 (tirage à part du Giornale del Popolo, Lugano, octobre 1940) ; du même auteur, *Storia religiosa del cantone Ticino*, vol. 2, Lugano 1942, pp. 302 sq.; Virgile Chiesa, *L'Ospedale civico di Lugano*, Bellinzone-Lugano 1944, pp. 26-27 (*I beni di Contone e l'ing. Bernardo Biondetti*).

[4] Le portrait de Bernard Biondetti, qui se trouve parmi ceux des bienfaiteurs de l'hôpital de Lugano et dans lequel Codaghengo (*La commenda...*) voit celui du donateur de Contone, est en réalité celui d'un autre personnage du même nom, qui avait légué, en 1639, 200 ducatons à cet hôpital.

Fribourg[1]. — Les chevaliers Rodolphe de Hattenberg et Thierry d'Englisberg semblent avoir fait une donation, en 1224, pour l'établissement d'une maison des Hospitaliers à Fribourg, au quartier de l'Auge. L'Ordre avait déjà, depuis la fin du 12e siècle, un établissement à Magnedens qui fut réuni, en 1229, à celui de Fribourg. Se sentant à l'étroit, l'Ordre transféra, en 1259, la commanderie de l'autre côté de la Sarine, sur le bord de la rivière, où le Conseil de la ville lui avait donné un terrain. La chapelle, consacrée en 1264, forme le chœur de l'église actuelle de St-Jean, au quartier de la Planche.

Bien qu'on ait compté, à la fin du 15e siècle, encore 15 lits disponibles dans les bâtiments de la commanderie, il ne semble pas que les chevaliers y aient entretenu un hospice, sans qu'ils aient négligé pour autant l'assistance publique, comme le montrent leurs budgets qui sont encore conservés. — La commanderie de Fribourg n'a jamais été très riche. Elle a possédé, au commencement du 14e siècle, des propriétés à Fribourg même, à La Poya, en l'Auge et à la Planche, comme aux villages de Cormagens, Praroman, Essert, Ependes, à Bundtels (commune de Guin), Gerenwil (commune d'Alterswil) et Liebistorf, les villages entiers d'Avry-sur-Matran et d'Hermisberg (St-Ours) et la plus grande partie de Misery ; dans le canton de Berne, à Wahlern, Ochenwil et Oberneich ; des vignes près de Blonay, au pays de Vaud. Mais les 14e et 15e siècles virent un lent appauvrissement, dû en bonne partie aux exigences du trésor de l'Ordre ; de plus, une nouvelle charge incombait à la commanderie du fait de l'érection, en 1511, de son sanctuaire en église paroissiale. Des prétentions continuelles de la part du chapitre de St-Nicolas, mais particulièrement les exigences toujours croissantes des paroissiens nécessitaient de grandes dépenses.

Mentionnons parmi les commandeurs : Guillaume Huser, dans la seconde moitié du 14e siècle, qui fit pas mal de dettes mais agrandit

[1] Meinrad Meyer, *Histoire de la commanderie et de la paroisse de St-Jean à Fribourg*, dans les Archives de la Société d'histoire du canton de Fribourg, vol. 1, Fribourg 1850 ; Hans-Karl Seitz, *Die Johanniter-Priester-Komturei Freiburg i. Ue.*, dans Freiburger Geschichtsblätter, 17e année, Fribourg 1910 ; du même, *Regesten der Johanniter-Komturei Freiburg i. Ue.*, ibid., 18e année, Fribourg 1911 ; du même, *Die Johanniter-Priester-Komturei Freiburg i. Ue., mit Regesten*, Fribourg 1911 ; Fréd.-Th. Dubois, *Le dernier chevalier de Malte de Fribourg*, dans Archives héraldiques suisses 1921, p. 86 sq. ; Victor H. Bourgeois, *Fribourg et ses monuments*, Fribourg 1921, p. 126 sq. ; Pierre de Zurich, *Guide historique et artistique de Fribourg*, Fribourg 1946, pp. 8, 62, 65, 66 (littérature : p. 16).

l'église et la fit orner de fresques dont on voit encore des restes ; Guillaume Velga, comme Huser d'une vieille famille fribourgeoise, sous l'administration duquel le grand-maître Philibert de Naillac, alors au concile de Constance, vint à plusieurs reprises à Fribourg ; Jean d'Ow, grand-prieur d'Allemagne, qui était aussi commandeur de Bubikon et de Buchsee et qui fit également agrandir la nef de l'église à Fribourg. Enfin Pierre d'Englisberg, apparenté aux familles gouvernementales de Fribourg et de Berne, qui réunit entre ses mains pendant quelque temps la plupart des commanderies suisses ; plus intéressé à ses propres affaires qu'à celles de l'Ordre, il risquait de faire tout perdre à ce dernier mais finit sur le tard quand même en bon catholique. Il est enterré à St-Jean, où l'on voit encore [1] sa pierre tombale, dans l'intérieur du chœur.

Après lui, la commanderie de Fribourg ne fut plus conférée qu'à des chapelains de l'Ordre, parmi lesquels il faut relever, pendant plusieurs générations, des membres de la famille des Duding [2], de Rivaz en Gruyère, qui, de 1686 à 1774, gouvernèrent sans interruption cette commanderie pour laquelle ils ont dépensé des fortunes. Tous les bâtiments de la commanderie ont été refaits ou construits à leurs frais ; on leur doit également la sacristie derrière le chœur. Par le fait que deux membres de cette famille, Jacques et Claude-Antoine, étaient en même temps évêques de Lausanne, la commanderie de Fribourg servit d'évêché pendant presque 40 ans.

Après eux, il y eut un déclin. Les commandeurs ne résidaient plus à Fribourg, et le dernier céda en 1825, d'une manière fort contraire à la règle de l'Ordre, les biens de la commanderie au gouvernement de Fribourg, qui lui accorda une pension viagère. Après son décès, en 1828, le gouvernement liquida les biens de la commanderie, attribuant le résultat, quelque 66 000 fr., au chapitre de St-Nicolas.

A titre de curiosité, il faut relever que la commanderie de Fribourg réussit à conserver et même à agrandir, grâce à la protection du gouvernement de Fribourg, des propriétés qu'elle possédait au pays de Vaud, encore après la conquête bernoise. Ce n'est qu'en 1807 que le nouveau canton de Vaud s'en empara [3].

[1] Des reproductions de sa pierre tombale, dans Archives héraldiques suisses 1914, 11, p. ill. 1, et dans Bourgeois, *op. cit.*, p. 130, ill. 68.

[2] Georges Corpataux, *Les Duding, chevaliers* [sic] *de Malte*, dans Annales fribourgeoises 1918.

[3] Voir notre travail *L'Ordre de St-Jean à Vevey*, dans Revue d'histoire suisse 1946, p. 115 sq. — Le dernier vestige de la présence de l'Ordre à Vevey est le

L'église de St-Jean de Fribourg a gardé de nombreux souvenirs de l'Ordre, car, à l'exception de la nef qui ne reçut sa forme actuelle qu'en 1885, le reste est encore tel qu'il l'était sous les Hospitaliers. Dans son trésor se trouve, entre autres, un magnifique calice du début du 16e siècle, qui est un des plus beaux chefs-d'œuvre d'orfèvrerie appartenant à la période de transition entre le style gothique et la Renaissance. — La cure actuelle de la paroisse fut construite en 1713 par le commandeur Jacques Duding et porte les armes de son neveu et successeur. L'ancienne résidence du commandeur sert actuellement de mess aux officiers de la caserne voisine.

COMMANDEURS [1] :

1229	Ulric de Montcristin
1248	Ulric
1266, '72, '75	Gérard
1271	Ulric
1275-(96)	Rodolphe
1297- 1320	Hugues de Diessenhofen
1304	Bourcart de Schwanden
1304-(18)	Jean de Dorlisheim
1319	Garnier (de Büttikon ?)
1325-(35)	Marcuard de Widen
1356- 61	Arnould de Krenkingen
1364-(90)	Guillaume Huser
1390- 1424	Guillaume Velga
1424-(36)	Udalric Paradiser
1438-(69)	Jean d'Ow
1469- 80	Benoît Fröhlich
1481-(93)	Philippe Stolz
1493- 1503	Jean Sturmfeder
1504- 45	Pierre d'Englisberg
1546- 73	Benoît Tuller
1573- 76	Wiprecht de Rosenbach
1576- 93	Michel Oliveri
1593- 94	Arbogaste d'Andlau
1595- 1614	Claude Fallius de la Court
1615- 28	Bonaventure François
1628- 57	Jean Gobet
1657- 60	Jean-Jos. de Beroldingen, administrateur
1660- 86	Guillaume Bonamici
1686- 1701	Jean Duding
1701- 16	Jacques Duding
1716- 45	Claude-Antoine Duding
1745- 66	Jacques Duding
1766- 74	Claude-Joseph Duding (administrateur)
1774- 90	Joseph-Antoine Streicher
1790- 97	Charles-Joseph Blesen
1797-1800	Clément-Marius de Dorion
1803- 28	François-Charles de Wigand

Hohenrain [2]. — Une des plus anciennes commanderies de l'Ordre en Suisse, celle de Hohenrain (district de Hochdorf, canton de Lucerne),

portail de son ancienne maison qui forme aujourd'hui la porte du N° 25 de la rue des Deux Marchés.

[1] SEITZ, *op. cit.*

[2] MELCHIOR ESTERMANN, *Geschichte der alten Pfarrei Hochdorf, des Johanniter-Ordenshauses Honrein...*, Lucerne 1891, p. 154 sq. ; ARNOLD NÜSCHELER (continuation par CONRAD LÜTOLF), *Die Gotteshäuser der Schweiz* dans Der Geschichtsfreund, vol. 57, Stans 1902, pp. 112-113, 126 ; « Katholische Kirchen des Bistums Basel », vol. 3, Olten 1937 = FRITZ BOSSARDT et ALOIS MÜLLER, *Kantone Luzern und Zug*, pp. 122, 125-126.

est mentionnée pour la première fois dans un document de 1182 ou 1183. La noblesse des environs, les Eschenbach, Wangen, etc. la comblaient de leurs donations. Déjà avant la fin du 13e siècle, elle possédait les fermes de Hohenrain, Günikon, Ibenmoos, Ebersol, Wangen, Ferren et Ottenhausen, ainsi que les patronats des églises de Hohenrain, Klein-Wangen, Römerswil, Aesch, Dietwil sur la Reuss, Apwil et Seengen, ces trois dernières en Argovie. S'y ajoutaient des propriétés à Sennenmoos, Kramoos, Apwil, Ballwil, Urswil, etc.

Après des difficultés, en 1314-15 déjà, avec le duc Léopold d'Autriche, comme avoué du chapitre de Beromünster, un procès retentissant avec ce dernier dura, sauf une courte interruption, de 1457 à 1466 sans avantage pour l'Ordre. La haute justice de la région ayant passé, en 1396, à Lucerne, la commanderie conclut un traité de combourgeoisie avec la ville, en 1413 et 1425, aux termes duquel chaque nouveau commandeur avait à payer une somme de 5 fl. du Rhin ; depuis 1376 déjà, la commanderie possédait une maison à Lucerne. — Depuis 1472, la commanderie de Reiden (voir ci-après) fut réunie à celle de Hohenrain.

Sous le commandeur Pierre d'Englisberg, dont nous avons parlé déjà au sujet de Bâle et de Lucerne et que nous rencontrerons encore à Münchenbuchsee, le gouvernement de Lucerne, poussé peut-être autant par le désir d'empêcher une infiltration du protestantisme que par l'idée que la chute de Rhodes provoquerait peut-être la fin de tout l'Ordre, mit sous séquestre, en 1523, les deux commanderies de Hohenrain et Reiden et ne les rendit qu'en 1542 à un nouveau commandeur substitué à Englisberg.

Contrairement à ce qu'on a dit [1] d'une hostilité systématique de la Langue d'Allemagne contre la réception de chevaliers suisses, on constate que, par exemple au 17e siècle, Hohenrain eut pendant 70 ans des commandeurs suisses, dont deux Lucernois, parmi lesquels il faut mentionner François de Sonnenberg que nous rencontrerons encore à Leuggern. Un pavillon turc, pris par Sonnenberg devant Tunis, se trouve aujourd'hui au musée de Lucerne.

Après une première tentative en 1803, le gouvernement lucernois confisqua Hohenrain en 1807, laissant l'usufruit au dernier commandeur, décédé en 1819. — Depuis 1848, les bâtiments de l'ancienne

[1] Jean-Charles Seitz, dans Archives héraldiques suisses 1914, p. 6 sq., attribue trop de créance aux écrits *pro domo* du commandeur F. J. N. Griset de Forel (1704-86), surtout à son « Mémorial » des archives de l'ancienne commanderie de Fribourg, aujourd'hui aux Archives de l'Etat, Fribourg, N° 602.

commanderie servent d'établissement cantonal pour sourds-muets et faibles d'esprit. Entourés encore au 19e siècle d'une double circonvallation, les plus anciens des bâtiments actuels datent de la période qui va de la fin du 15e siècle jusqu'au milieu du 16e siècle. La tour carrée si caractéristique [1] avec ses superstructions en bois, porte la date de 1561. L'église actuelle de Hohenrain a été consacrée en 1694.

COMMANDEURS [2] :

1183	Garnier, prieur
1208 (?), '30, '34	Bourcart, comm. de Bubikon
1232	Henri de Toggenbourg
1236	Renier, prieur
1256, '59	Bourcart de Winterberg
1261	Pierre
1264	Bonman
1269-72	Jean Ameltron
1273-80	Henri de Hermolzheim
1284	Henri de Lichtensteig
1284-96	Hartmann de Winzenheim
1299	Dornbiecht
1302	Hugues de Randegg
1304, '07	Bourcart de Schwanden
1312-35	Marcuard de Wyda
	Ulric de Rapperswil
1341-43	Rodolphe de (Bade-) Hochberg
1345	Rodolphe de Büttikon
1351, '69	Hugues de Werdenberg
1370, '71	Hugues de Wähingen
1374-79	Etienne Hoppler
1380	Rodolphe Müller
1384	Jean de Hegi
1393	Ulric de Dettingen
1396	Jean Zürcher
1404-07	Jean de Küssenberg
	Berchtold d'Ongersheim
	Jean Schaler (Staler ?)
	Jean d'Inkenberg
1425, '26	Nicolas Schaler
	Jean Wittich
1431-35	Jean Schlegelholz
1435-48	Alexis Bollinger
1448-66	Jean Hort
1469-89, '90	Jean Leiterlin
1474	Jean Reckrott
1483	Conrad Waltert (Walcher)
1488-1503	Jean Reckrott
1505-08	Jean Wick (Wirt)
1511-27	Pierre d'Englisberg
1527-32	Jérôme Merk
1533-42	Jacques Aeber (Eber), administrateur
1542-70	Joseph de Cambiano [3]
1571-74	Guillaume Riedesel
1574	Thibaud de Müseron, administrateur
1577-94	Wipert de Rosenbach
1594-1661	Georges-Christophe de Weitingen
1611-36	Nicolas de Fleckenstein
1636-40	Fréd.-Christian Forstmeister de Gelnhausen
1642-49	Frédéric de Hesse-Darmstadt
1649-82	François de Sonnenberg
1682-89	Wipert de Rosenbach
1689-96	Jean de Roll
1696-1714	Ours-Henri de Roll
1715-50	Thierry-Herman de Schade

[1] Reproduite par exemple dans WALTHER MERZ, *Die mittelalterlichen Burganlagen und Wehrbauten des Kantons Argau* (sic), Aarau 1906, vol. 2, p. 641, ill. 544.

[2] ESTERMANN, *op. cit.*

[3] Vitrail à ses armes, reproduit dans Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich, vol. 35, cahier 2 (Zurich 1946), p. 154 (de la collection historique du canton d'Argovie à Aarau), et pl. XVIII, 1.

1748-67	François-Jos.-Benoît de Reinach	1778, '79	Annibal-Ferd. de Schauenbourg
1767-	Henri Truchsess de Rheinfelden	1784-	Jean-Jacques de Ferrette
		1803-04	Christophe-Jos. de Freiberg
		1804-19	Jean-Bapt. de Gléresse

Klingnau [1]. — Les trois fils du fondateur de cette petite ville argovienne, Ulric de Klingen, donnèrent, en 1251, du terrain à l'ouest de la ville aux chevaliers de St-Jean de Leuggern, commanderie située sur l'autre rive de l'Aar, pour y construire un établissement de l'Ordre. Ils y ajoutèrent l'exemption du péage sur le pont de l'Aar — qui disparut au commencement du 15e siècle — et d'autres droits. La famille de Klingen, et spécialement le minnesänger Gautier, continuèrent à combler l'Ordre de leurs bienfaits. Ayant plus de confiance en la personne des prêtres de l'Ordre que dans le clergé séculier, Gautier de Klingen leur confia aussi, en 1257, les chapelles de Tegerfelden et Endingen. A ce moment, la nouvelle chapelle de la maison de Klingnau était déjà construite. Le donateur ajouta à ses fondations une ferme à Döttingen, la partie de la muraille séparant la ville de Klingnau de la commanderie, le droit exclusif d'utilisation d'une petite porte dans la muraille, une île dans l'Aar, quatre maisons près de la commanderie, etc.

Les privilèges des Hospitaliers à Klingnau furent formellement confirmés, en 1209, par l'évêque de Constance qui venait d'acheter la ville. Au même moment, le commandeur commun des deux maisons de Leuggern et Klingnau fixa sa résidence dans cette dernière localité ; du point de vue administratif, elles ont toujours été unies sous un seul commandeur, mais il y avait séparation quant aux compétences ecclésiastiques, qui furent exercées longtemps par deux prieurs différents, Klingnau étant dans le diocèse de Constance et Leuggern dans celui de Bâle.

Au 14e siècle, on trouve aussi à Klingnau une maison destinée à recevoir des sœurs de l'Ordre [2]. Mais on les répartit assez tôt entre d'autres couvents, et la maison, le Schollhof, fut vendue.

[1] B. Bilger, *Das St. Johann-Ordens-Ritter-Haus Klingnau*, Klingnau 1895 ; Otto Mittler, *Die Anfänge des Johanniterordens im Aargau*, dans Festschrift Walther Merz, Aarau 1928, p. 135 sq. ; « Katholische Kirchen des Bistums Basel », vol. 5, Olten 1937 = Otto Mittler, *Kanton Aargau*, pp. 136-138 ; du même, *Geschichte der Stadt Klingnau*, dans Argovia, Jahresschrift der Historischen Gesellschaft des Kantons Aargau, vol. 55, Aarau 1943.

[2] Otto Mittler, *Die Johanniterin Anna Manesse und die Schwesternhäuser des Johanniterordens in der Schweiz im 14. Jahrhundert*, conférence du

Au commencement du 14e siècle, la commanderie qui, dans la seconde moitié du siècle précédent, avait acquis de nombreuses propriétés par achat, possédait des biens considérables jusque dans le Fricktal, la Haute-Argovie, le canton actuel de Zurich, la vallée supérieure de la Surb et même sur l'autre rive du Rhin dans la Forêt noire. Ce développement continua pendant le même siècle, surtout sous l'administration habile de Rodolphe de Büttikon qui acheta Biberstein (voir ci-dessus) et, vers 1400, grâce à la « dot » de plus de 2000 fl. d'Anne Manesse, de la famille zuricoise bien connue. Un chevalier de l'Ordre à Leuggern, Godefroy Manesse, revêtit d'ailleurs la charge de maître de la cour du duc Léopold III d'Autriche, aux côtés duquel il perdit la vie à la bataille de Sempach.

Les discussions continuelles avec la ville de Klingnau et son seigneur, l'évêque de Constance, amenèrent le commandeur Rodolphe de Werdenberg à transférer, au commencement du 15e siècle, son siège à Leuggern, où il resta dans la suite jusqu'à la fin de la commanderie.

La maison de Klingnau, longtemps assez négligée, fut cependant reconstruite, vers le milieu du 18e siècle, par le commandeur d'alors, Jean-Ignace-Guillaume de Gymnich [1], dont on voit encore les armoiries au-dessus de la porte d'entrée. — Transformée dans la suite, elle sert actuellement d'habitation à plusieurs familles, tandis que l'ancienne église de l'Ordre, profanée depuis 1806, est utilisée comme entrepôt.

Un crucifix, de 1350, qui provient de cette commanderie, se trouve aujourd'hui au Musée historique de Bâle.

Commandeurs [2] :

1251-63	Conrad, prieur	1288-1302	Henri de Pfalheim
	Thierry (?)	1310	Berchtold de Stoffeln
1267-72	Conrad de Melstorf	1335-44	Rodolphe de Büttikon
1272-76	Ulric de Schüpfen	1373	Garnier Schürer
1277-78	Bourcart de Lubistorf	1399	Hermann Schultheiss
1280	Pierre		(voir sous « Biberstein »)
1284	Conrad Abloser	1404	Rodolphe de Werden-
1284	Berchtold Ritter		berg (?)

(Pour la suite, voir sous « Leuggern ».)

22 févr. 1946 dont le compte rendu a paru dans la « Neue Zürcher Zeitung » du 1er mars 1946.

[1] Son épitaphe à Heitersheim : *Die Kunstdenkmäler des Grossherzogthums Baden*, éd. François-Xavier Kraus, vol. 6, Tubingue et Leipzig 1904, p. 420.

[2] Bilger et Mittler (1928), *op. cit.*

Küsnacht[1]. — Hugues de Werdenberg-Sargans, grand-prieur d'Allemagne, commandeur de Bubikon, Biberstein, Hohenrain et Wädenswil, acheta, en 1358, de Conrad de Tengen, prévôt d'Embrach, et de son frère Jean, leur ferme avec le patronat de l'église de St-Georges à Küsnacht (district de Meilen, canton de Zurich), pour 1093 marks d'argent. Il y construisit, à côté de l'église, une maison pour 12 conventuels, 6 chevaliers et 6 chapelains de l'Ordre. Ayant contracté des dettes considérables, Werdenberg dut abandonner successivement la plupart de ses dignités, gardant toutefois la commanderie de Wädenswil d'où il obtint, en 1373, du pape Grégoire XI, l'incorporation de l'église de Küsnacht comme chapelle de l'Ordre sous la dépendance de Wädenswil, le couvent étant composé alors (et dans la suite) des seuls six chapelains qui desservirent les filiales de Herrliberg, Erlenbach, Wetzwil, Egg, Dübendorf et Seengen, cette dernière en Argovie.

Küsnacht resta exclusivement couvent de chapelains de l'Ordre pour lesquels le commandeur Jean Staler fit construire, en 1411, une nouvelle maison. — Nous avons mentionné déjà le commandeur Henri Staler qui inspira la fondation d'un couvent similaire à Bienne. — Un de ses successeurs, Garnier Marti, a fait peindre, à l'occasion d'une transformation, en 1482, des fresques au chœur de l'église, qui sont encore conservées et où l'on voit, entre autres, le donateur[2]. — André Gubelmann, dont il existe, au Musée national, un vitrail[3] du temps où il était conventuel à Bubikon, a également été commandeur de Küsnacht. — Le dernier, Conrad Schmid, ami de Zwingli, livra sa maison au gouvernement de Zurich et tomba à la bataille de Kappel, en 1531.

Le bâtiment, construit en 1411, sert, transformé, depuis 1834, de séminaire cantonal d'instituteurs. — D'autres traces des chevaliers se trouvent dans un ancien pressoir, orné de fresques vers 1410, sous le commandeur Jean Staler. — Quelques pierres tombales, fortement endommagées, parmi lesquelles celle de Rodolphe de Werdenberg, sont aujourd'hui au Musée national où se trouvent également des stalles et vitraux provenant de l'église de St-Georges.

[1] Voir sous Bubikon (Zeller) ; *Monuments d'art et d'histoire de la Suisse*, vol. 15 = Hermann Fietz, *Die Kunstdenkmäler des Kantons Zurich*, vol. 2, Bâle 1943, pp. 367-380 (littérature : p. 367).

[2] Fietz, *op. cit.*, p. 375.

[3] *Id.*, p. 158, ill. 136.

Commandeurs [1] :

1381, '91	Bourcart Bilgeri, admin. pour C. de Brunsberg	1421-37	Jacques Kiel
1383, '92	Bourcart Bilgeri	1449-59	Henri Staler
av. 1396	Rodolphe de Landenberg	1459-72	Rodolphe Keller
1396-1400	Hermann Schultheiss	1478-96	Garnier Marti
1407-16	Jean Staler	1496-1519	André Gubelmann
		1519-31	Conrad Schmid

Leuggern [2]. — Les possessions de l'Ordre de St-Jean à Leuggern (Argovie) provenaient, selon toute probabilité, d'une donation de René de Bernau à la commanderie de Bubikon. Cette dernière possédait en tout cas le patronat de l'église en 1231 lorsque le comte Rodolphe de Habsbourg le lui contesta. Un arbitrage donna raison aux Hospitaliers qui eurent cependant, en 1236, avec Ulric de Klingen, de nouvelles difficultés, qui furent également aplanies par un arbitrage en faveur de l'Ordre. — L'établissement de Leuggern a été détaché de Bubikon peu de temps seulement avant la donation faite, en 1251, par les frères de Klingen, d'un terrain en dehors des murs de Klingnau, donation dont nous avons déjà parlé. Grâce aux générosités de la noblesse des environs, mais aussi par suite de ses propres achats, la commanderie devint une des plus importantes sinon la plus riche de l'Ordre en Suisse. — La résidence du commandeur, établie pendant un peu moins de 150 ans à Klingnau, fut fixée à nouveau à Leuggern sous Hugues de Montfort, qui était aussi grand-prieur d'Allemagne et commandeur de Bubikon et Wädenswil.

La conquête de l'Argovie par les VIII cantons fit de ces derniers les protecteurs de Leuggern, auxquels chaque nouveau commandeur devait, depuis 1467, prêter serment de fidélité et payer une taxe qui fut fixée, au 18e siècle, à 424 couronnes. — La guerre de Souabe, en 1499, entraîna une occupation de la maison par les Confédérés, et ce n'est que grâce aux cantons catholiques que les troubles religieux du 16e siècle laissèrent la maison indemne, mais le grand-prieur Jean de Hattstein jugea prudent de vendre les propriétés sises dans des cantons non catholiques, comme par exemple le patronat de Horgen, sur le lac de Zurich. Aussi les commandeurs crurent-ils devoir construire de nouvelles fortifications encore au 16e siècle.

Un inventaire de 1687 nous apprend qu'à ce moment la comman-

[1] Zeller, *op. cit.*

[2] Voir sous Klingnau (B. Bilger et O. Mittler) ; « Katholische Kirchen des Bistums Basel », vol. 5, pp. 139-141, 143.

derie possédait la basse justice et le patronat à Leuggern, la basse justice à Leibstadt, Full, Gippingen, Reuenthal, Hettenschwil, Guggenmühle, Fehrenthal, Eien, Petit-Doettingen, sur l'île dans l'Aar, la seigneurie d'Umiken[1] ; en outre, des biens à Klingnau, Koblenz, Nieder-Weningen, Kadelbourg, Ober-Frick, Veltheim, dans la Forêt-Noire ; des moulins à Brugg et Böttstein, des vignes à Doettingen et Tegerfelden, etc.

François de Sonnenberg, que nous avons rencontré déjà comme commandeur de Hohenrain, résida souvent à Leuggern où il fit agrandir l'église (remplacée en 1850 par la construction actuelle) dans laquelle il a été enterré. On y voit encore ses armoiries ; sa pierre tombale se trouve maintenant au cimetière[2]. — D'autres commandeurs, du 16e au 19e siècle, ont également laissé à Leuggern des traces héraldiques encore visibles. Le dernier, Ignace Rinck de Baldenstein, comme Sonnenberg grand-prieur d'Allemagne, s'était réfugié à Leuggern pendant les guerres de la révolution française ; il était particulièrement populaire et fit beaucoup de bien, par exemple par une fondation pour l'entretien d'un médecin permanent à Leuggern.

Le canton d'Argovie fut, de tous, le plus pressé à s'emparer des biens de l'Ordre ; il le fit en 1806 sous des prétextes particulièrement futiles et en l'absence du grand-prieur, très âgé, retourné à Heitersheim où il s'éteignit, l'année suivante, à l'âge de 86 ans. — A ce moment, la valeur capitalisée de la commanderie fut estimée à la somme vraiment considérable de près de 850 000 fr. or. Les biens, à l'exception de quelques forêts, furent vendus à des particuliers.

Dans les bâtiments de la commanderie, à Leuggern, on installa l'hôpital du district qui s'y trouve encore aujourd'hui.

Commandeurs[3] :

des 13e au 14e siècles, voir ci-dessus sous « Klingnau »		1458	Jean Laiterlin
		1520	Nicolas Stolz
1404 (?), '16, '40, '44	Hugues de Montfort	1544	Joseph de Cambiano
		1552	Gothard de Landenberg
1414	Henri Leutfried	1580	Bernard d'Angelloch
1416	Alexandre de Machbourg	1599	Hartmann de la Tann
		1609-48	Jean-Louis de Roll[4]

[1] Voir « Argovia », Jahresschrift der Historischen Gesellschaft des Kt. Aargau, vol. 56 (Aarau 1944), pp. 49, 52.

[2] Voir aussi Archives héraldiques suisses 1914, pp. 121 et 122.

[3] Bilger, *op. cit.*

[4] Ce personnage remuant est à la source de tous les ennuis entre la Langue d'Allemagne et la Confédération : Archives héraldiques suisses 1914, pp. 66-68.

1648-82	François de Sonnenberg	1720	Gaspard-Arnold de Nehem
1683, '87	Bernard-Ernest de Reede	1731	Jean-Ign.-Guill. de Gymnich
1700	Jean-Philippe de Schoenborn	1740	Jean-Melchior San (administrateur)
1703, '08	Jean-Phil. de Westrem	1753-1806	Ignace-Balth.-Willibald Rinck († 1807) [1]
1713, '14	Claude-Antoine Duding (amodiateur)		

Münchenbuchsee [2]. — Cette commanderie, située au nord-ouest de Berne, est la plus ancienne de l'Ordre dont nous ayons connaissance en Suisse. Elle provenait d'une donation de Cuno de Buchsee, chevalier qui, ayant visité trois fois le St-Sépulcre à Jérusalem, où il avait reçu l'hospitalité de l'Ordre de St-Jean, lui donna ses biens à Buchsee avec le patronat de l'église, ainsi que Wankdorf et Worblaufen, des vignes près de Nugerol, etc., avec l'obligation d'installer un hospice pour la réception et l'entretien des pauvres et des étrangers nécessiteux : cette donation fut confirmée, en 1180, par l'évêque de Constance. Les donations de la noblesse, mais aussi des riches bourgeois de Berne vinrent bientôt s'ajouter à la première fondation. La commanderie reçut le patronat des églises de Douanne en 1252, Moosseedorf en 1256, Krauchtal en 1273, Bremgarten en 1307, Wohlen en 1320. Elle avait, en outre, des biens et des dîmes à Moosseedorf, Schüpfen, Schwanden, Bremgarten, Urtenen, Wiggiswyl, Diemerswyl, à Lyss, Grossaffoltern, Seewyl, Herzwyl, Säriswyl, Möriswyl, Uetligen, un moulin à Bolligen. Des traités de combourgeoisie la liaient avec Berne, Soleure, Bienne, Berthoud et Douanne, localités dans lesquelles elle possédait des maisons. A l'emplacement de celle de Berne, on construisit, en 1864, l'église des SS. Pierre et Paul.

[1] Décédé le 30 juin 1807 (registres paroissiaux de Leuggern : Bilger, *op. cit.*, p. 71). Falkenstein, *op. cit.*, p. 134, dit « 30-7 », date indiquée aussi par Mülinen, dans Archiv des Historischen Vereins des Kantons Bern, vol. 7, cahier 1, Berne 1868, p. 45. Die *Kunstdenkmäler des Grossherzogthums Baden, cit.*, p. 420, dont les auteurs avaient cependant son épitaphe à Heitersheim sous les yeux, donnent le 4-8 qui est la date de sa naissance (1721).

[2] Friedrich Stettler, *Die Regesten des Männerhauses Buchsee (Johanniterordens)*, dans Die Regesten der Archive in der schweizerischen Eidgenossenschaft, éd. Théodore de Mohr, 1er vol., Coire 1849, cahier 2, p. 112 sq. ; Egbert Fr. de Mülinen, *Der Johanniter- oder Malteserorden ... in der Schweiz, speziell das Johanniterhaus Buchsee*, dans Archiv des Historischen Vereins des Kantons Bern, vol. 7, cahier 1, Berne 1868, p. 33 sq. ; du même, *Münchenbuchsee (Johanniterhaus)*, dans Beiträge zur Heimatkunde des Kantons Bern, deutschen Teils, cahier 2, Berne 1880 ; Roland Petitmermet, *Aus der Geschichte des Johanniterhauses und späteren Landvogteisitzes Münchenbuchsee*, s. l. ni d. (Aarau 1946).

Parmi les commandeurs, on peut citer, au milieu du 13e siècle, Henri Fischer, d'une famille de Berne aujourd'hui éteinte, qui a donné un avoyer à cette ville ; au 15e siècle, Jean d'Ow, grand-prieur d'Allemagne et commandeur de Bubikon et Fribourg, qui fit de Buchsee sa résidence préférée : une plaque armoriée y rappelle aujourd'hui la mémoire de ce guerrier valeureux [1] qui avait participé à la célèbre défense de Rhodes, en 1480. La collégiale de Berne conserve un vitrail de Pierre Stolz [2], grand-bailli de l'Ordre en 1491 et commandeur de Buchsee en 1498 et de Biberstein en 1500. Le dernier commandeur résidant fut Pierre d'Englisberg qui, plus soucieux de ses intérêts personnels que de l'honneur de son Ordre, livra la maison, en 1529, à l'insu de ses supérieurs, aux Bernois, qui lui laissèrent à vie le château de Bremgarten et une riche pension [3].

Malgré les prétextes des Bernois, alléguant que Buchsee aurait été donné seulement à l'hôpital de Jérusalem qui aurait disparu « à cause du désordre et des abus commis », l'Ordre, fort de son droit, ne l'entendit pas de cette oreille et continua à faire des démarches auprès de la Diète pour récupérer la commanderie perdue. Il nomma aussi dans ce but des commandeurs de Buchsee, en général des Suisses, et cela jusqu'au 18e siècle, mais rien n'y fit.

Le passé des Hospitaliers à Buchsee est rappelé de nos jours par les magnifiques vitraux du 14e siècle [4] qui se trouvent à l'église, dont le chœur date de la fin du 13e siècle. Les bâtiments de la commanderie, dans lesquels on a découvert récemment [5] des fresques datant du temps des chevaliers, servent actuellement en partie de salle de cinéma pour les enfants sourds-muets, de remise, etc.

[1] La participation du commandeur ou de chevaliers de l'Ordre à la bataille de Morat (Paul [Régnier] de Vallière, *Morat, le siège et la bataille*, Lausanne 1926, p. 109) n'est pas prouvée. La commanderie a fourni un contingent de 60 hommes de cavalerie (Gottlieb-Friedrich Ochsenbein, *Die Urkunden der Belagerung und Schlacht von Murten*, Fribourg 1876, p. 549), mais aucun document n'existe mentionnant la présence de membres de l'Ordre.

[2] Les Stolz de Bickelheim étaient de la meilleure noblesse, ce qu'a ignoré Seitz (Archives héraldiques suisses 1914, p. 66, note 1), se fiant au « Mémorial » de Griset de Forel.

[3] Mülinen, *op. cit.*, pp. 56-58.

[4] Pour les vitraux des commandeurs Neuenegg, Stolz et Englisberg, voir Lehmann, *op. cit.* (sous Bubikon), 1946, pp. 152-3.

[5] Il faut mentionner le zèle intelligent et désintéressé de MM. Paul Riesen et Roland Petitmermet, auxquels on doit l'exposition qui fut organisée, en été 1946, et qui mit en relief le rôle de l'Ordre à Buchsee.

COMMANDEURS [1] :

1237-57	Henri de Toggenbourg
1257	Gérard
1257-62	Henri Fischer
1264	Pierre de Hochdorf
1267-77, '81 et '92, '97	Degenhard
1278-1281	Bourcart de Lübistorf
1285, '92	Henri de Löwenegg
1298-1308	Bourcart de Schwanden
1310	Conon de Falkenstein
1310	Henri de Rümlingen
1312	Erbon de Rumersheim
1316-20	Hugues de Diessenhofen
1323-27	Berchtold Vitztum
1331-39	Hugues d'Offenbourg
1340-49	Pierre de Kienberg
1350-62	Conrad de Lindnach
1363-64	Thierry de Keppenbach
1370-81, '83-'84	Egyde de Keppenbach
1382-83	Marcuard de Büttikon
1386	Etienne Gutwerer
1387	Hesso Schlegelholz
1387-94	Egyde de Keppenbach
1396-1407	Jean d'Ow
1412-20	Conrad Schaler ?
1421-22	Conrad de Gengenbach, administrateur
1427	Hugues de Montfort
1429	Egyde Wolf, administrat.
1439-49	*id.*, comm. (aussi 1455)
1450-80	Jean d'Ow
1482-86	Jacques de Reiffenberg
1488-97	Albert de Neuenegg
1498-1503	Pierre Stolz
1505-28	Pierre d'Englisberg († 1545)
1533-73	Adam de Schwalbach
	Charles de Bernhausen
1584-1625	Jean-Louis de Roll
16 -82	François de Sonnenberg
16 -96	Jean-Louis de Roll
16 -1729	Léonce de Roll

Reiden [2]. — Cette petite maison des Hospitaliers, dans le canton de Lucerne, à quelques kilomètres au sud de Zofingue, semble être une fondation de Marcuard d'Iffenthal qui joua un certain rôle à la cour de Rodolphe de Habsbourg ; la commanderie existait déjà en 1284. La basse juridiction sur le village appartenait pour une moitié à la commanderie, et pour l'autre, avec le comté de Willisau, depuis 1407, à Lucerne. Le gouvernement de cette dernière ville prit, en 1421, la commanderie sous sa protection, mais sans daigner conclure un traité de combourgeoisie.

Les propriétés peu considérables de la maison la firent confier presque toujours au commandeur d'un autre établissement de l'Ordre ; depuis 1472, c'était régulièrement celui de Hohenrain.

De 1523 à 1542, Reiden fut placé sous séquestre par le gouvernement lucernois qui se méfia, non sans raison, des principes du com-

[1] STETTLER, MÜLINEN, *op. cit.* ; *Fontes rerum bernensium*, Berne 1877 sq.

[2] « Der Geschichtsfreund », vol. 57, Stans 1902, p. 126 ; « Katholische Kirchen des Bistums Basel », vol. 3, Olten 1937 = FRITZ BOSSARDT et ALOIS MÜLLER, *Kantone Luzern und Zug*, pp. 155-156 ; HANS LEHMANN, *Die Johanniterkommende Reiden*, dans Zofinger Neujahrsblatt 1945, p. 3 sq. (voir aussi nos rectifications dans la Revue d'histoire ecclésiastique suisse 1945, p. 307 sq.).

mandeur Pierre d'Englisberg. — L'Ordre, qui avait le patronat de l'église du village, assuma les frais d'un nouveau sanctuaire qui fut consacré en 1796, tandis que la chapelle de la commanderie, qui semble avoir été à l'origine l'église paroissiale, fut désaffectée en 1802.

Confisquée en 1807, la maison de la commanderie servit de maison de travail pour orphelins et pauvres et brûla en 1831. Les bâtiments transformés, lesquels abritent actuellement la cure, présentent cependant un joli aspect sur la petite colline dominant l'église. — Cette dernière possède un trésor remarquable, provenant de la munificence de l'Ordre.

COMMANDEURS [1] :

1284	Degenhart	1391-1403	Marcuard de Büttikon
1296	Jacques Beitler [2]	1412	Conrad Fuchs, admin.
1301	Henri de Horb [3]	1413-20	Conrad Schaler
1304	Conon (Conrad ?) de Falkenstein	1421-24	Jean d'Inkenberg
		1425	Nicolas (Conrad?) Schaler
1315-19	Ortolphe de Trèves	1449, '55-71	Jean Bitterli, admin.
1331	Rodolphe de Büttikon	1452	Jean Böckli, admin.
1342	Rodolphe de (Bade-) Hochberg	1466	Hermann Murer, admin.
		1472	Pierre Buttling, admin.
1373, '76	Henri de Büttikon		

(Pour la suite, voir ci-dessus, sous « Hohenrain ».)

Rheinfelden [4]. — Depuis 1212 [5], Demut, femme du chevalier Berchtold de Rheinfelden, et ce dernier, ministérial des ducs de Zæhringen, firent différentes fondations pour l'installation et l'entretien d'un

[1] LEHMANN, *op. cit.*

[2] *Fontes rerum bernensium*, Berne 1877 sq., III, 643.

[3] *Id.*, IV, 76.

[4] G. KALENBACH, *Bilder aus der alten Stadt Rheinfelden*, Einsiedeln 1903, p. 36 sq., 91 sq. ; WALTHER MERZ, *Die mittelalterlichen Burganlagen und Wehrbauten des Kantons Argau* (sic), vol. 2, Aarau 1906, p. 422 sq. ; SEBASTIAN BURKART, *Geschichte der Stadt Rheinfelden*, Aarau 1910, p. 678 sq. ; OTTO MITTLER, *Die Anfänge des Johanniterordens im Aargau*, dans « Festschrift Walther Merz », Aarau 1928, p. 135 sq. ; Aargauer Urkunden, vol. 4 = *Die Urkunden der Johanniterkommende Rheinfelden*, éd. F.-E. Welti, Aarau 1933.

[5] La date de la fondation de la commanderie, placée en général en 1204, a fait l'objet d'une controverse entre Mittler et Welti. Le document en question n'existe plus que dans une copie très mal écrite, mais dont l'original n'a pu être de la date qu'elle mentionne : le titre de commandeur ne paraît pas en Suisse alémanique avant 1250, et le document est daté de la maison de l'Ordre *à* Rheinfelden tandis que les autres documents d'avant le transfert de 1455 parlent toujours de la maison *devant* Rheinfelden. L'interprétation de Mittler semble donc la vraie.

établissement des Hospitaliers en dehors des murs de la ville de Rheinfelden, établissement auquel le chevalier Henri de Zeiningen [1] donna, en 1224, la moitié de sa ferme à Maisprach (Bâle-campagne). L'évêque de Bâle, pour se conformer aux privilèges de l'Ordre, avait exempté déjà en 1212, la commanderie qui accrut ses propriétés par des donations de la noblesse, des Oeschgen, Heidegg, Friesen et Wintersingen, de bourgeois de Rheinfelden comme les Spiser, Ruffingen et Kienberg, mais aussi par des achats, de sorte qu'un inventaire de 1426 énumère des biens dans 39 localités différentes. — Depuis la fin du 14e siècle, la commanderie se trouvait en union personnelle avec celle de Bâle.

Lorsque le bailli autrichien de Laufenbourg, Jean de Rechberg, se fut, en 1448, emparé de la ville, il fit raser les bâtiments de la commanderie qui gênaient sa défense. Les chevaliers acquirent, en 1451, une propriété à l'intérieur de la ville, dans l'angle entre la muraille orientale et le Rhin, pour 200 fl. du Rhin ; quatre ans plus tard, l'archiduc Albert autorisa la reconstruction de la commanderie sur ce dernier terrain, en lui accordant tous les droits et exemptions dont avait joui l'établissement détruit.

A la suite des pertes subies — Rheinfelden étant exposé aux répercussions des guerres qu'avait à soutenir la maison d'Autriche —, la commanderie possédait encore, à la fin du 18e siècle, outre les bâtiments, des jardins, des prés, des terres arables dans le district de la ville, le village entier de Warmbach, de l'autre côté du Rhin, et des dîmes dans différentes communes, par exemple à Magden. — Le dernier commandeur, François Truchsess, lui-même descendant d'une vieille famille de Rheinfelden, avait dépensé beaucoup d'argent pour la réfection des bâtiments de la commanderie : pendant la seule année 1799, la commanderie avait dû fournir des logements pour un millier de Français, officiers et domestiques, en plus des prestations en nature et en argent ! Aussi le commissaire français intervint-il en sa faveur auprès du gouvernement du petit canton du Fricktal, après que ce pays eut été détaché de l'Autriche. Après l'incorporation du Fricktal à l'Argovie, le commandeur prêta serment à l'Etat qui lui

[1] Aarg. Urkunden, vol. 4, p. 3. — Cette famille, qui n'a pas paru assez intéressante pour figurer au Dictionnaire historique et biographique de la Suisse, paraît depuis 1316 (Aarg. Urkunden, vol. 4, p. 46) au Conseil de la ville de Rheinfelden, prend depuis la fin du 14e siècle le nom de Zeininger (*id.*, p. 68), mais quitte la région après la perte par la ville, de l'immédiateté impériale en 1439/48 (Aarg. Urkunden, vol. 3, Aarau 1933, p. 113).

laissa, même après la confiscation de 1806 que nous avons mentionnée en parlant de l'autre commanderie argovienne de l'Ordre à Leuggern, le droit d'habitation dans la commanderie et une pension jusqu'à son décès, survenu en 1810.

Les immeubles avec l'église furent vendus à des particuliers ; l'église profanée devint un bûcher ! Aussi l'Association argovienne pour la protection du pays se décida-t-elle enfin, en 1942, à racheter la petite église gothique [1] qui date de 1458 et qui contient, outre quelques fresques, une statue du patron de l'Ordre avec les armes du grand-prieur Lösel [2], ainsi que plusieurs souvenirs des Hospitaliers, un tabernacle et d'autres objets étant conservés au musée historique de la ville. Les frais de la restauration de la seule chapelle furent estimés à 70 000 fr. : c'est dire qu'une politique un peu moins « éclairée » que celle du gouvernement de 1806 aurait valu une économie appréciable aux citoyens d'aujourd'hui !

COMMANDEURS [3] :

1242, '44	Bourcart de Winterberg
1270, '71	René de Laufen
1271	Rodolphe
1276	Pierre
1279-84	Henri de Vristenberg (Fürstenberg)
1287	Bourcart de Lubistorf
1288-89	Roger d'Ockenheim
1289, 1300-14	Bourcart de Löwenegg
1290	Rodolphe
1297	Erbo de Rümersheim
1315, '18	Martin de Randegg
1316	Ulric dit le Chevalier
1321, '24	Ulric Maréchal
1335-40	Arnauld de Krenkingen
1357	Ulric de Gundolfingen
1357-72	Garnier d'Eptingen
1380-1411	Henmann zu Rhein
1413	Conrad de Muterheim
1419	Landolphe (de Wetzlar)
1445-60	Jean Lösel
1466-70	Engelhard Noll
1478-1501	Béro de Melchingen
1508-29	Pierre d'Englisberg
1529-(43)	Conrad Fachheim
1560-72	Hermann Schenk de Schweinsberg [4]
....	Ulric de Sternfels
1587-89	Wipert de Rosenbach [5]
1589	Auguste de Mörsberg
1591-1609	Hermann d'Andlau [6]
1609-	Othmar-Thierry de Ramschwag [7]
1616-30	Georges-Bourcart de Schauenbourg

[1] H. LIEBETRAU, *Die Johanniterkapelle in Rheinfelden*, Rheinfelden 1942.

[2] Enterré à Bâle : BAER, *op. cit.*, p. 438, ill. 234.

[3] MITTLER, BURKART ; *Aarg. Urkunden*, vol. 3.

[4] Un vitrail de 1564 : STAEHELIN, *op. cit.* (sous Bâle), p. 95, ill. 132 ; ses armes, de 1568, dans LIEBETRAU, *op. cit.*, p. 6.

[5] Une sculpture de ses armes : KALENBACH, *op. cit.*, p. 55.

[6] Une sculpture de son écu : BAER, *op. cit.* (sous Bâle), p. 445, ill. 243.

[7] Dessin ancien pour un vitrail armorié : STAEHELIN, *op. cit.*, p. 97, ill. 135.

1647-52	Guillaume-Hermann de Metternich	1770-80	François-Conrad-Joseph Truchsess de Rheinfelden
1656-75	Jean-Frédéric Reding		
1690-96	Jean de Roll	1790	Victor-Conrad-Fidèle de la Tour et Valsássina [2]
1696	Frédéric Schenk de Stauffenberg	17..-1806	François-Bernard-Everard Truchsess de Rheinfelden († 1810)
17..	François-Albert de Rosenbach [1]		
1749-62	Antoine-Philippe de Vehlen		

Salquenen [3]. — Sur les routes conduisant de France vers l'Italie du nord, nous avons rencontré des hospices de l'Ordre au pays de Vaud ; mais on y trouvait aussi des établissements valaisans qui dépendaient du rectorat des Hospitaliers à Salquenen (district de Loèche). C'est en 1235 qu'on rencontre la première mention des maisons de l'Ordre, à Salquenen même et sur le Simplon. La première se trouvait d'abord au centre du village, à la place où l'on établit plus tard une fontaine. Dans la suite, les conventuels habitèrent une autre maison, dont la tour carrée subsiste encore comme annexe de la nouvelle cure. — En 1537, l'Ordre construisit une nouvelle chapelle ou restaura l'ancienne ; cette chapelle, de style gothique, disparut avec la construction d'une nouvelle église, en 1886-87. Cette dernière possède encore un tableau de l'ancien sanctuaire, représentant la décollation de saint Jean, cette fête donnant lieu à des pèlerinages où l'on invoque le Précurseur, particulièrement pour être protégé de l'épilepsie.

Mentionnons que le rectorat avait aussi, au 13e siècle, des dîmes à Corbeyrier, sur Aigle, qu'il vendit toutefois, en 1385, à Jean Patrici, bourgeois de cette dernière ville [4].

Rattaché, peut-être seulement depuis le 16e siècle, à la Langue d'Auvergne, le rectorat de Salquenen n'avait plus beaucoup de raisons d'être, les rares pèlerins des Lieux Saints s'y rendant par d'autres

[1] Vertot, *op. cit.*, vol. 7, p. 414.

[2] Sur l'origine de cette famille qui, si elle ne descend ni des della Torre milanais ni des Valsássina, peut néanmoins alléguer un ancêtre de bonne noblesse et plus lointain que le pharmacien de Wil ; cf. Alfred Lienhard, *Armoriale ticinese*, Lausanne 1945, p. 480 sq.

[3] J. Gremaud, *Documents relatifs à l'histoire du Valais*, dans Mémoires et documents de la Société d'histoire de la Suisse romande, vol. 29, pp. 319, 387, et vol. 31, p. 359 ; Grégoire Mathier, *Beiträge zur Geschichte der Pfarrei Salgesch*, dans Blätter aus der Walliser Geschichte, vol. 4, Brigue 1913, p. 14 sq. ; Jean-Emile Tamini et Pierre Délèze, *Nouvel essai de Vallesia christiana*, St-Maurice 1940, pp. 400-401, 402, 404-405.

[4] Voir le Dictionnaire de Mottaz (cit. sous la Chaux), p. 513.

chemins. Aussi le grand-maître autorisa-t-il, en 1633, le commandeur de Conflans (en Savoie) à vendre le reste des propriétés de l'Ordre au Valais. Leur valeur n'atteignit pas 3400 livres et elles versaient alors des responsions annuelles de 19 ou 20 thalers. Mais ce n'est qu'en 1655 qu'on trouva un acquéreur en la personne de Gaspard de Stockalper, qui paya la somme de 800 pistoles d'or ; il vendit, en 1680, la chapelle à la commune.

L'emplacement exact de l'hospice de l'Ordre au Simplon n'est pas certain. On suppose qu'il se trouvait près de l'hospice Stockalper, bâti au 17e siècle ; celui de l'Ordre tombait en ruine un siècle plus tôt déjà, après avoir rendu pendant des centaines d'années des services signalés. L'Ordre vendit ces restes en 1590 à un bourgeois de Brigue.

Dans cette dernière ville, les chevaliers semblent avoir possédé également un logement réservé à leur personnel. On l'identifiait avec l'aile est de l'hôtel « Couronne et Poste », démolie il y a quelques années.

Une dépendance du rectorat de Salquenen était enfin la chapelle de St-Jean-Baptiste, à Birgisch [1], à quelque distance de Naters. Elle est mentionnée comme telle, en 1379, lorsqu'elle fut confiée à vie à un pieux ermite, Henri de Zurich, contre l'obligation de laisser à la chapelle tout ce qu'il possédait de reliques et d'autres objets précieux. La chapelle, dans laquelle on fête encore actuellement en particulier le jour de la St-Jean-Baptiste, possède en effet un grand nombre de reliques, provenant probablement de cette donation du 14e siècle, époque à laquelle on peut attribuer aussi le crucifix qui se trouve à l'extérieur de la chapelle.

Recteurs de Salquenen [2] :

1235	Pierre de la Cluse	1346-54	Pierre d'Aoste
1240	Barthélemy	1363	Antoine de Croix
1241-43	Jacques	1370-75	Perrod Magni
1246-55	Bernard	1375-83	Antoine de Croix
1287	Pierre des Vallées	1380-86	Jean Magni
1290-1301	Jean de Loèche	1386-1404	Jean de Lyma
1316-18	Bérenger Durandi	1407	Gérasius
1322	Barthélemy Grandi	1421-25	Etienne Barberii
1324-46	Jacques de Pletua (Platea)	1434-37	François Buverii

[1] Nous devons ces renseignements à l'obligeance de Mgr Denis Imesch, grand spécialiste de l'histoire valaisanne, qui les a tirés des archives O. de Riedmatten et de Valère et en parle aussi dans le « Walliser Jahrbuch-Kalender für das Jahr 1947 », p. 18 sp.

[2] Mathier, *op. cit.*

1438-68	Hugues de la Fontaine	15..-87	Pierre Pontrueli
1471-1502	François Zurkirchen	1587	Louis Rollier
1522	Jean Thiebaud	1594-98	Claude Pernodi (Berodie?)
1523	Pierre Rey	1612	Pierre L'Hôte (Wirt ?)
1534-63	Jean Thiebaud	1626-32	Louis Favre
1563-65	Pierre Giettettaz	1643-44	Jean Rey
15..-69	Jean Giettettaz	1644-45	Jean Jeanneret
1580	François Michelet	1651-52	Jean-Michel Cordier

Thunstetten [1]. — Fondée probablement au commencement du 13e siècle, par Othon de Méranie [2] et son épouse Béatrice de Bourgogne, de la maison des Hohenstaufen, la commanderie de Thunstetten (district d'Aarwangen, canton de Berne) est citée pour la première fois en 1220. Ses possessions, dues autant à la libéralité des nobles qu'à des achats et échanges judicieux, particulièrement avec le couvent de St-Urbain, s'étendirent de la Haute-Argovie au canton de Soleure et dans le Seeland bernois. Souvent en dispute avec St-Urbain au sujet de droits et de dîmes, la commanderie fut obligée de vendre de ses propriétés dans la première moitié du 14e siècle, pour en acheter de nouveau depuis 1340, et en revendre dans la seconde moitié du siècle suivant : le rapport avec les nécessités du Trésor commun de l'Ordre paraît évident [3].

Mais l'inventaire de 1530 indique encore le patronat des églises et des biens à Thunstetten, Langenthal, Douanne (acquis en 1253), Lotzwil (1259), Rohrbach (1345), ainsi que des propriétés à Forst, Ried, Renggershäusern, Dietwil, Rütschelen, Sossau, Actingen, Bolodingen, Gondiswil, Thörigen et Waltrigen. — Après l'acquisition du

[1] F. A. Flückiger, *Geschichte des Amtes Aarwangen*, dans Abhandlungen des Historischen Vereins des Kantons Bern, 1re année, cahier 1, Berne et Zurich 1848, p. 98 sq. ; Lohner, *Die reformierten Kirchen... nebst den vormaligen Klöstern*, Thoune 1864, p. 647 ; Wolfgang Fr. de Mülinen, *Beiträge zur Heimatkunde des Kantons Bern, deutschen Teils*, cahier 5, Berne 1890, p. 201 ; Arnold Kümmerli, *Die Johanniter in Palästina und Thunstetten*, dans Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde, Berne 1940, p. 114 sq. (Ce dernier auteur, pasteur à Thunstetten, dont le travail contraste avec la manière superficielle et chargée de haines confessionnelles de Lehmann, a terminé le manuscrit d'un « Heimatbuch » qui attend la publication.)

[2] Othon d'Andechs, duc de Méranie, qui épousa en 1208 Béatrice de Hohenstaufen, a été confondu par Lehmann (*op. cit.* sous Bubikon, 1945, p. 15) avec un membre de la famille des comtes modernes de Meran ! La confusion de Meran avec Méranie est un exemple typique de l'insuffisance de cet auteur surestimé.

[3] Conquête de Rhodes 1306/08, défense de cette île contre des attaques réitérées en 1444 et 1480.

comté d'Aarwangen par Berne, en 1432, la commanderie conclut, en 1466, un traité de combourgeoisie avec cette ville qui fut renouvelé en 1494 et en 1504.

Le dernier commandeur était Pierre d'Englisberg que nous avons rencontré à plusieurs reprises [1]. En 1527 déjà, le gouvernement de Berne installa un bailli à Thunstetten, auquel le commandeur remit les biens de son Ordre en 1529 contre le « dédommagement » que l'on sait.

L'église de Thunstetten, dont la tour est plus ancienne, semble avoir été rebâtie vers 1522. L'épaisseur des murs de la cure actuelle indique une époque qui remonte certainement au temps des chevaliers.

Commandeurs [2] :

1220	Bourcart	1317-20	Henri de Grünenberg
1257, '63	Gérard	1322-27	Berchtold Vitztum
1269	Ulric	1340-56	Pierre de Kienberg
1270, '74	Conrad de Krauchtal	1373	Thierry de Keppenbach
1275	Berchtold	1387	Hesso Schlegelholz
1277	H.....	1396	Jean d'Ow
1281	Garnier de Büttikon	1453	Jean Wittich
1282-83	Henri d'Eschenz	1461	Rodolphe de (Bade-) Hochberg
1284-85	Degenhard		
1293-95	Nicolas ... Rustheim	1466	Conrad de Gärtringen
		1478	Jean Zwick
1296	Jacques Beitler	1494	Ulric Betzenberg
1304-07	Conon de Falkenstein	1504-14	Jacques Kreiss
1308	Bourcart de Schwanden	1520-29	Pierre d'Englisberg († 1545)
1315-17	Erbo de Rümersheim		

Tobel [3]. — A la suite d'un fratricide dans la maison des comtes de Toggenbourg, la commanderie des Hospitaliers à Bubikon avait reçu des terres au sujet desquelles un arrangement intervint, en 1228, avec d'autres membres de la famille, arrangement selon lequel l'Ordre

[1] Voir ci-dessus, sous Bâle, Fribourg, Hohenrain, Münchenbuchsee, Reiden.

[2] Flückiger, *op. cit; Fontes rerum bernensium*, Berne 1877 sq.

[3] [Jean Gaspard Mörikofer], *Tobel*, dans Thurg. Neujahrsblatt, 9e année, Frauenfeld 1832 ; K. v. R., *Die Regesten... der Johanniter Comthurei Tobel*, dans Die Regesten der Archive in der schweizerischen Eidgenossenschaft, éd. Théodore de Mohr, vol. 2, cahier 3, Coire 1853, p. 34 sq. ; Karl Schoenenberger, *Die Johanniter-Komturei Tobel* (tirage à part de la Thurgauer Volkszeitung), Frauenfeld 1929 ; « Katholische Kirchen des Bistums Basel », vol. 1, Olten 1937 = Karl Schoenenberger et Albert Joos, *Kantone Basel, Thurgau und Schaffhausen*, pp. 91-92, 174-176, 178-179.

reçut le village de Tobel (district de Münchwilen, Thurgovie) avec le patronat de l'église et tous les droits, contre l'obligation d'y entretenir deux prêtres et un frère servant. Depuis 1258 paraissent des commandeurs particuliers à Tobel. La maison devint très riche, recevant des donations des Heitnau, Löwenberg et Wildern, mais surtout des comtes de Toggenbourg et, en 1464, encore l'héritage des Bussnang. — Brûlée par les Appenzellois en 1405, la commanderie ne fut tout à fait réparée qu'un siècle plus tard, son administration restant, pendant ce temps, aux mains soit des grands-prieurs soit d'un membre de la famille de Bussnang, qui habitait probablement chez lui sinon dans une de ses autres commanderies.

La conquête de la Thurgovie par les Confédérés, en 1460, entraîna pour la commanderie une surveillance étroite qui fut le point de départ de toutes sortes de chicanes à l'adresse des commandeurs qui n'étaient pas du goût des cantons. On exigeait en outre des contributions, parmi lesquelles une taxe de protection pour chaque nouveau commandeur, taxe qui s'éleva, au 18e siècle, à la somme plutôt considérable de presque 900 fl. — L'influence de Zwingli eut comme conséquence, en 1529, la destruction des autels et des objets sacrés à l'église de la commanderie, ce qui obligea les chevaliers à partir et ils ne purent rentrer qu'après la seconde guerre de Kappel. Grâce à leur fidélité à la foi, la cause catholique put recouvrer beaucoup du terrain perdu en Thurgovie, ceci malgré les obstacles de la part du gouvernement zuricois.

Au 18e siècle, la commanderie possédait [1] le patronat de l'église catholique de Tobel et des temples protestants d'Affeltrangen [2] et de Märwil. Sa seigneurie comprit le village de Tobel avec Tägerschen, Braunau, Märwil, Buch, Affeltrangen, Zezikon, Oberhof, Isenegg, Hub, Nägelishub, Oberhausen, Bächlingen, Haghof, Bühl, Niederhäusli, Ghürst, Bohl, Azenhausen, Reute, Rietmühle, Ober- et Nieder-Langnau, Buntenforen, Hölzli, Beckingen, Hittingen, Fürhäusern, Ueterschen, enfin Herten avec Ober-Herten, Griesen, Hub et Egerten, la moitié de Maltbach, Baltenhausen à l'exception d'une maison, Kaltenbrunnen. — Le commandeur Gosvin-Hermann de Merveldt fit construire, en 1706-07,

[1] Les frontières exactes sur la carte du landgraviat de Thurgovie, dans Thurgauische Beiträge, II (1861).

[2] Le chœur de cette église, qui contient encore les vitraux du commandeur Conrad de Schwalbach et de l'administrateur Jean Bannwart, de 1508, et servait d'église aux catholiques du village, fut abandonné par ces derniers aux protestants, en 1934 (« Katholische Kirchen... », *cit.*, p. 176).

la nouvelle église paroissiale, qui a comme clocher la tour de l'ancien château des chevaliers. La maison de la commanderie, un bâtiment central avec deux ailes entourant une cour carrée, remonte au commandeur François-Antoine de Schönau, qui le fit ériger de 1744-47 pour la somme de 20 000 fl.

Les nouvelles idées venues de St-Gall suscitèrent quelques troubles parmi les sujets de la commanderie vers la fin du 18e siècle, mais l'ordre fut rétabli. — Le commandeur d'alors, Philippe de Hohenlohe, se mit à la disposition du nouveau canton de Thurgovie, ce qui n'empêcha pas ce dernier de s'emparer, en 1807, de la commanderie. La valeur capitalisée de la commanderie de Tobel fut évaluée alors à 200 000 fl. : c'était sans doute le plus beau domaine du canton. Hohenlohe reçut une pension viagère de 4000 fl. ; il est décédé à Lucerne, en 1824.

On installa, en 1811, dans les bâtiments de l'ancienne commanderie, un pénitencier et une maison de travail où l'on procéda, dans la suite, à de nombreuses transformations.

Commandeurs [1] :

1258	Thierry	1420-25	Henri Leutfried
1266-70	Hildebrand de Woenstein	1429-44	Hugues de Montfort
1270-97	Henri de Lichtensteig	1444-69	Gautier de Bussnang
1286	Herm. de Bonstetten (?)	1474-92	Conrad de Wechingen
1302	Ulric de Tettingen	1494-1501	Albrecht de Neuenegg
1306	Hugues de Montfort	1501-28	Conrad de Schwalbach
1310	Gautier de Bodman	1531-41	Thiébaut Gyss de Gyssenberg
1333-36	Henri de Hombourg		
1339	Rodolphe de Büttikon	1543-73	Adam de Schwalbach
1341-71	Rodolphe de Friedingen	1586-1603	Arbogaste d'Andlau
1377	Rodolphe de Landenberg	(1596-1618	Louis de Roll [2])
1377	Jean de Hegi, admin.	-1608	Gautier de Heussenstein
1382-1404	Ulric de Tettingen	1607	Jean-Garnier de Reitnau
1409	Frédéric Gremlich de Jungingen	1609	André Sturmfeder [3]

[1] K. v. R., *op. cit.* ; liste établie par Théodore de Liebenau (12 décembre 1861), aux Archives cantonales de Frauenfeld (collectanea IV, archives M-Z).

[2] Roll, reçu dans l'Ordre à l'âge de 7 ans grâce à une dispense du Pape obtenue par son père, le très influent colonel Gautier de Roll, fut l'occasion de grandes difficultés entre l'Ordre (spécialement la Langue d'Allemagne) et les Confédérés, qui installèrent Roll comme commandeur à Tobel, en 1596, sans l'assentiment de ses supérieurs. Radié à plusieurs reprises des rôles de l'Ordre, Roll finit par se soumettre et fut récompensé, en 1609, par la riche commanderie de Leuggern.

[3] Seitz (Archives héraldiques suisses 1914, p. 66, note 1), se fiant au « Mémorial » tendancieux de Griset de Forel, fait de lui un « bourgeois » du nom

1633	Georges-Bourcart de Schauenbourg	1706-22	Gosvin-Herm.-Othon de Merveldt
1634	Jacques-Christ. d'Andlau	1722-36	Hermann de Bevern
1645	Guillaume-Hermann de Metternich	1736-48	François-Antoine de Schönau
1648-50	Christian d'Osterhausen	1748-67	François-F.-J.-H.-N. de Hatzfeld-Schönstein
1664-84	Adrien-Ernest de Neuland		
1684-96	Charles-Philippe de Freitag	1767-1806	Charles-Philippe de Hohenlohe-Schillingsfürst
1699-1702	Frédéric-Gobert de Reckheim d'Aspremont		

Wädenswil [1]. — Henri de Lichtensteig, commandeur de Bubikon, acheta, en 1287, de Rodolphe III de Wädenswil, la seigneurie [2] ancestrale de ce dernier, avec le patronat de l'église de Richterswil et le village d'Uetikon sur l'autre rive du lac, pour 650 marks d'argent. L'entrée en possession ne devait avoir lieu qu'après le décès du vendeur, qui survint en 1300. A ce moment, il y eut des difficultés avec ses héritiers auxquels il fallut payer encore une somme de 270 marks. Le patronat et l'avouerie de l'église de Wädenswil, incorporée dans la suite à leur maison, durent être achetés par les chevaliers, en 1291, du couvent de Wettingen, pour 400 marks. Toute l'acquisition avait donc coûté 1320 marks, somme fort élevée.

L'Ordre ne retira pas beaucoup de satisfactions de cette seigneurie si chèrement payée. La conclusion, en 1342, d'un traité de combourgeoisie avec Zurich, valut aux chevaliers, qui gardèrent cependant toujours une stricte neutralité, de sérieux ennuis durant les guerres de cette ville. D'autre part, le Conseil de Zurich s'immisça dans les affaires de la seigneurie, intervention rendue plus facile encore par les difficultés qui surgirent entre les commandeurs et leurs sujets, qui semblent avoir peu apprécié la tranquillité que leur valut l'attitude politique de leurs seigneurs. — Une illustration de la chronique de

de Sturmfelder. Les Sturmfeder d'Oppenweiler, aujourd'hui éteints, étaient de la meilleure noblesse souabe.

[1] Heinrich Escher, *Urkundliche Geschichte der Burg und Herrschaft Wädenswil bis 1550*, dans Hottinger et Schwab, « Die Schweiz in ihren Ritterburgen und Bergschlössern, » vol. 1, Coire 1828 ; J. Heinrich Kägi, *Geschichte der Herrschaft und Gemeinde Wädenswil*, Wädenswil 1867 ; Albert Keller, *Aus der Geschichte der Herrschaft Wädenswil*, dans Neujahrsblatt... der Lesegesellschaft Wädenswil, 1930-33 ; J. Isler, *Die Burg Wädenswil*, 3e éd. par Alfred Kitt, Wädenswil 1942 ; « Monuments d'art et d'histoire de la Suisse », vol. 15 = Hermann Fietz, *Die Kunstdenkmäler des Kantons Zurich*, vol. 2, Bâle 1943, pp. 296-299 (littérature : p. 298).

[2] L'actuelle commune de Richterswil (canton de Zurich).

Gérold Edlibach représente la conférence organisée sur le lac, en 1446 [1], entre les Schwytzois et les Zuricois, par le grand-prieur Jean Lösel, alors commandeur de Wädenswil. Il y fit faire de nouvelles constructions [2] en 1450 et 1458.

L'administration économique de la commanderie passant toujours plus sous l'influence du Conseil de Zurich, ce dernier fit occuper la seigneurie, en 1468. Le soulèvement de Waldmann, en 1489, rencontra beaucoup de sympathie dans la population inquiète de Wädenswil, qui participa également aux troubles de 1515 et au soulèvement des paysans, en 1525.

L'introduction de la Réforme, ordonnée par Zurich quatre ans plus tard, n'était évidemment pas pour plaire aux chevaliers, et de nouvelles difficultés avec les sujets amenèrent le grand-prieur Georges Schilling à vendre, en 1549, la seigneurie de Wädenswil à la ville de Zurich, qui la paya 20 000 fl. Cette transaction provoqua des protestations de la part des cantons catholiques ; Zurich dut consentir à la démolition du château fort qui fut enfin démantelé en 1557.

Grâce à l'initiative d'un industriel de la région, le reste de la ruine fut acquis, en 1902, et transmis à la commune. Des travaux de consolidation ont été effectués ces dernières années, et la ruine de Wädenswil, la plus grande du canton de Zurich, d'où l'on jouit d'une belle vue sur le lac, est devenue un but d'excursion pour les amateurs des choses du passé.

COMMANDEURS [3] :

1322-32	Hugues de Werdenberg-Sargans	1445-60	Jean Lösel
1335	Rodolphe de Büttikon	1460-67	Gautier de Bussnang
1342-54	Herdegen de Rechberg	1467-80	Jean d'Ow
1357-75	Hugues de Werdenberg-Sargans	1481-1505	Rodolphe de Werdenberg-Trochtelfingen
1377-1412	Hartmann de Werdenberg, évêque de Coire	1506-12	Jean Heggenzer
1412-44	Hugues de Montfort	1512-46	Jean de Hattstein
		1546-49	Georges Schilling

Nombreux ont été les Suisses qui firent partie de l'Ordre de St-Jean

[1] Voir aussi : Emile Stauber, *Vor fünfhundert Jahren*, dans Neue Zürcher Zeitung, du 10 février 1946.

[2] Dans son désir de dénigrer partout l'activité de l'Ordre, Lehmann (*op. cit.* sous Bubikon, 1945, p. 66) émet des doutes absurdes sur l'utilisation de deux chambres comme infirmerie.

[3] Zeller, *op. cit.* (sous Bubikon) ; Keller, *op. cit.*

comme chevaliers encore pendant les trois cents dernières années de son existence en Suisse : nous en avons compté, entre 1500 et 1800, parmi les membres des familles de Beroldingen, Englisberg, Fégely, Fleckenstein, Gléresse, Griset, Heggenzer, Landenberg, Pfyffer, Reding, Reich, Reinach, Rinck, Roll, Segesser, Sonnenberg, Tanner, Tour, Truchsess de Rheinfelden, Tschudi, Waldner, Werdenberg. Mais avec la disparition de la dernière commanderie de l'Ordre sur sol helvétique, l'intérêt des Suisses à faire leur profession dans cet institut religieux s'évanouit également, puisqu'il n'y avait plus de possibilité pour eux de se faire accorder des bénéfices que leurs gouvernements s'étaient appropriés. L'appauvrissement des anciennes classes dirigeantes a empêché en même temps la fondation de nouvelles commanderies qui, selon un usage relativement répandu, surtout en Italie [1] jusqu'à ces dernières années, auraient pu donner un certain appui aux besoins de l'Ordre, tout en sauvegardant le patronat [2] des descendants des fondateurs, qui en conservent l'usufruit principal selon les stipulations de l'acte de fondation.

Le grand prestige que valurent à l'Ordre son histoire glorieuse et les importantes faveurs spirituelles dont les Papes l'avaient enrichi [3], avait amené le grand-maître à octroyer, et cela spécialement depuis le 18e siècle [4], à certains personnages de marque, la croix à huit pointes avec affiliation aux mérites spirituels des Hospitaliers. Telle est l'origine des membres d'honneur et de dévotion, non prévus par les anciens statuts. Depuis la perte de l'île de Malte, en 1798, ces concessions d'abord rares, se multiplièrent au point que, à l'heure actuelle, le nombre des membres honoraires en est arrivé à dépasser de beaucoup celui des réguliers [5]. D'une manière générale, on peut dire que la vraie raison

[1] La Cour de Cassation (1re section) a décidé, le 18 mars 1935, que l'acquisition de biens immeubles dans le territoire de l'Etat italien, dans un but conforme à la destination de l'Ordre, n'a pas besoin d'une autorisation gouvernementale. Les commanderies patronales de l'Ordre de St-Jean ne sont pas équivalentes à des fidéicommis.

[2] « Costituzioni del S. M. Ordine Gerosolimitano..., conformate al Codice di Diritto canonico », Rome 1936, tit. III, chap. 7, art. 64 (1).

[3] Bref « Inter illustria », du 12 mars 1753, dans « Codex Iuris Gentium recentissimi », éd. Fréd.-Aug.-Guill. Wenck, Leipzig 1788, vol. 2, p. 726 sq.; voir aussi « Costituzioni... », tit. V, chap. 6, art. 137 (1).

[4] Dans les Ordonnances du chapitre général de 1631, ad tit. II, 13 (Vertot, *op. cit.*, vol. 6, p. 285), on trouve le premier indice de l'existence de chevaliers honoraires.

[5] En 1874 : 105 chevaliers de justice contre 941 d'honneur et 25 de grâce ; en 1941, 67 chevaliers de justice contre 1644 d'honneur et 946 de grâce.

d'être de ces membres honoraires est aujourd'hui de contribuer à l'accomplissement des tâches actuelles de l'Ordre qui, depuis l'impossibilité d'exercer une activité militaire, sont redevenues celles de ses débuts : l'hospitalité, la charité sous toutes leurs formes.

L'Ordre de St-Jean compte de nouveau un certain nombre de chevaliers et chapelains honoraires en Suisse, bien qu'on s'aperçoive à peine de leur existence : peut-être travaillent-ils pour le bien des hommes en général, sans assister personne en particulier. Ces cercles, restreints plus par absence d'informations utiles [1] que par nécessité, auraient cependant devant eux aujourd'hui un terrain particulièrement fécond. Dans un pays où l'on ne porte pas de décorations, ils ne courraient certainement aucun risque d'être pris pour des vaniteux cherchant l'occasion de se pavaner dans leur brillant uniforme et de se vanter d'un insigne flatteur. Mais ils pourraient se montrer les héritiers consciencieux des premiers Hospitaliers de Jérusalem et de ces généreux chevaliers qui, en Terre Sainte, à Rhodes comme à Malte, savaient non seulement mourir pour la foi, mais l'enseigner par leurs bonnes œuvres et leur indéfectible charité [2]. Ainsi, on pourrait faire revivre en Suisse non seulement le souvenir, mais l'existence effective d'un Ordre qui a rempli une grande et belle place dans le pays pendant 650 ans : l'âge actuel de la Confédération ! Les nouvelles constitutions des Hospitaliers de St-Jean [3] leur ont tracé la voie en disant que leur « destination spéciale est de servir les pauvres de Jésus-Christ, exerçant les œuvres de miséricorde, particulièrement par l'assistance sanitaire, sous ses différentes formes, en temps de paix et de guerre, et de se dédier au service de la foi ».

[1] Par décision de Clément VIII, du 5 mai 1599, confirmée par une bulle du 8 juin 1599, les gentilshommes dont les familles sont domiciliées dans les cantons catholiques peuvent se faire recevoir en prouvant une noblesse d'au moins cent ans d'ancienneté et huit quartiers catholiques ; aucune des personnes figurant dans ces huit quartiers ne doit avoir exercé une espèce de commerce, mais si elle a revêtu des charges supérieures de la magistrature ou au moins le grade de capitaine dans l'armée, ces dignités peuvent suppléer à ce qui pourrait leur manquer par rapport à la noblesse de leurs alliances. — Pour les chapelains et donats, une preuve de noblesse n'est pas exigée.

[2] Voir un exemple qui nous semble typique, dans Mgr Michel Even, *La vie du chevalier Gabriel du Bois de la Ferté*, Laval 1941.

[3] « Costituzioni... », *cit.*, tit. I, chap. 1, art. 10.

Kleine Beiträge — Mélanges

Eine staatskirchliche Urkunde der Cadi von 1477

Die Urkunde vom 20. Juni 1477 betrifft das Verhältnis der Cadi zur Abtei Disentis und war bislang nur in kurzen Inhaltsangaben vorhanden. Sie zeigt den staatskirchlichen Charakter der Gotteshausleute, die Verquickung von Staat und Kirche, die ja als eine der wichtigeren Umstände angesehen wird, welche zur Glaubensspaltung führten. Der Abt geriet, wie so manche geistlichen Fürsten seiner Zeit, in die Abhängigkeit des Hochgerichtes [1]. Sogar in die Novizenaufnahme mischte sich die Cadi ein und wollte die Landeskinder vordrängen. Anderseits war die Disentiser Gerichtsgemeinde stolz auf ihre geistliche Spitze, verlangte sie doch vom Abte, daß er sich um das Münzrecht bemühte, nur damit die Gotteshausleute nicht die Münzen von Chur annehmen müßten. Ein Fürstabt an der Spitze des Oberlandes bedeutete immer noch mehr als ein wechselnder Mistral. Zum Inhalte vergleiche man im übrigen die bisherigen Arbeiten [2]. Das Original der Urkunde haben wir freilich auch nicht vor uns, es ist möglicherweise mit einem ähnlichen Dokumente von 1472 beim Tode des Abtes Jakob Bundi 1614 in weltliche Hände gekommen, auf alle Fälle heute unauffindbar oder nicht mehr vorhanden [3]. Unser Text ist jedoch eine sehr alte Papier-Kopie, ohne jegliche Siegel, aus dem 15. Jahrh. (oder höchstens dem Anfange des 16. Jahrh.), aufbewahrt im Archiv der schweizerischen Benediktinerkongregation in Einsiedeln (A. SF. (1) nr. 8). Durch den Volltext lernen wir neue Vermittler kennen : Paul von Capal und die beiden Landrichter Hans Wintzapff und Jenutt Matzina [4]. Die ganze Urkunde beweist, daß Abt Augustin Stöcklin († 1641) sein lateinisches Regest inhaltlich genau abgefaßt hat und hier wie auf der ganzen historiographischen Linie nicht wenig Verdienste aufweist [5]. Doch wird der Originaltext selbstredend noch klarer sprechen als die Inhaltsangabe.

[1] Allgem. über Bünden *Vasella O.*, in Zeitschrift f. Schweizer. Geschichte 22 (1942) 1-19 bes. darüber, daß Bischof ein Bündner sein muß.

[2] Jahresbericht der Hist.-Antiquar. Ges. von Graubünden 71 (1941) 172-174 ; Disentiser Klostergeschichte 1 (1942) 214.

[3] Bündner Monatsblatt 1938, S. 63.

[4] Über die letzteren siehe *Vincenz P. A.*, Der Graue Bund 1924, S. 279. Paul von Capal dürfte vielleicht identisch sein mit Otto Paul von Capal, Vogt auf Hohentrins 1470 und bischöflicher Vogt auf Aspermont 1485-1502. Hist.-Biogr. Lexikon der Schweiz 2 (1924) 490.

[5] Regest *Stöcklins* in *Van der Meers* Chronicon Disertinense (18. Jahrh.), Kopie Disentis, S. 79-80. Daraus einige Notizen von *Eichhorn P. A.*, Episcopatus

Auf Rat von Dr. Oscar Vasella, der uns bei der Lesung behilflich war, sind in der Edition Satzzeichen und Großschreibung (letztere nur bei Eigennamen und Pund = Grauer Bund) vom Herausgeber besorgt worden; ebenso wurde vokalisches v als u, konsonantisches als v, ferner langes j als einfaches i geschrieben, sofern es dem heutigen Werte entsprach. Die übergesetzten Zeichen und Buchstaben sind in der Handschrift oft unfolgerichtig und zweifelhaft und können schon aus drucktechnischen Gründen nicht mit genügender Genauigkeit dargeboten werden [1].

WIR Johanns von gottes gnaden abbt dez erwirdigen gotzhus Tisentis, ammann, rät und gantz gemain daselbs tünd kunt offennlich mit disem brief, als spenn unnd jrrunng entzwischent uns gewesen sind här rürrend, den conuent zů besetzen, die lehen zů verlÿhen, so von dem gotzhus zů lehen her rürend, ouch von dez kaufs briefs wegen, so der herschafft Sant Jörgenberg halben begriffen ist, unnd von der múntz wegen, daz wir der gemelten spenn halben durch die ersamen wysen ammann Lusser, vännrich zů Ure Peter Muchaim, Caspar Schnôglin landtrichter gemains Pŭnds, Paulen von Capal, Hannsen Wintzapffen vnd Jenutta Matzina, bayd alt landtrichter, vnnser güt frúnde, mit vnnser bayder tail wissen unnd gůten willen bericht unnd veraint sind in der form alz harnach volgett. Unnd ist dem also.

Dez ersten als wir gemelter abbt Johanns vermeynend, wir mùgent ain conuent setzen wie unns dann bedunckt, das wir dez ere vnd nutz haben gegen got und den lúten, darwider aber wir genant ammann vnnd rät vermaynend, er sölle den conuent besetzen mit unnserm rät, darinn ist betädingt, das wir obgenannter abbt Johanns den conuent uff dis mál sùllen vnd môgent besetzen und ordnen wie wir dann vermaynend, daz ez des erwirdigen gotzhus ere vnd nutz sy, und die gemelten vom gotzhus sùllend uns daran nit sumen noch irren. Doch so ist innen hierinn vorbehalten, ob sie yetz oder hiernach vermainten darin beswârt zesin, wenn es dann zeschulden kâm, das aber ain conuent besetzt werden und sy daz ainen apt nit thůn wölten laussen, das sÿ daz mùt recht ob sie daz nit enberen wèllent wol sůchen mùgent, wo daz billich ist und sich dez durch recht lausen entschayden.

Item von der lehen wegen, darinn wir gemelter apt Johanns vermainent, wen sy die von unns enpfahenn wôllend, nach dem und sy von appt Johannsen säligen unserm vorfarend an uns zů verlÿhen gefallen sind, so sol unns ain yeder, so enpfahen wil, geben zehen pfund maylisch vnd ain mâss win. Dar wider aber die gerúrten ammann vnd rât vermaynent, sie syend nit mer schuldig by sôllichem enpfahen dann ain mass win. Darinn ist abgereth, daz wir obgenannter apt Johanns ainem yeglichen sine lehen uff dis mal lÿhen sôllent und da von nit mer nemen dann ain

Curiensis 1797, S. 245. Einzig auf Eichhorn bezieht sich *Mohr Th. v.*, Regesten der Abtei Disentis 1853, Nr. 217.

[1] Über derartige Schwierigkeiten klagt schon *Wartmann H.*, Rätische Urkunden 1891, S. v-vi.

mass win. Doch so sind hierinn vorbehalten die lehen, so edellút innhaben und auch die die lùte || S. 2 || inn haben, die unnserm gotzhus nit zů versprechen stond. Und mer so sind die alpen jn Tafötsch unnd Tschamutt gelegen, daruff wir jårlich zinss habend, ouch usgeschlossen. Also dz wir nach dem unnd wir vermaynend mer gerechtigkait daran zů haben, daz wir daz mit recht wol er sůchen mögent. Jtem welcher ouch nach unns apt wirdet, der mag ez der lehen halben by disem vertrag belyben laussen, ob er will, vermaint er aber darinn beswârt sin, so sol bayden tailen das recht gegen ain ander offenn unnd behalten sin ungeverlich.

Item von dez kouffbriefs wegen der herschafft sant Jörgenberg antreffend, darinn wir bemelter apt Johanns vermaynend nach dem und derselb kouff noch unbezalt und unnsers gotzhus zehend zů Emps darumb verpfendt ist, das wir denselben kouffbrief by unns selbst wöllen behalten untz daz wir mûgend zů wegen pringen die bezallung dz berùrten kouffs. Dar wider wir genampten ammann und rät vermaynend der gemelt kouffbrief sol zů andern des gotzhus briefen und briuilegÿen in daz sigental gelegt werden. Dar inn ist abgereth, daz wir berürter apt Johanns den gemelten brief hinder unns selbst súllend und mögend behalten untz daz wir den gemelten zehenden erlösen. Und wir sôllend den, so wir erst mùgend lösen, unnd ob wir notturfftig wurdent ander unser gotzhus güter zů versetzen, sôllich losunng zů thůn, damit dz der berürt zehend jn ewigkait von dem gotzhus nit vall, daz mùgent wir thůn und sy súllend unns dar zů helffen, da mit ez mit dem minsten schaden beschåch. Unnd als bald der genampt zehend also erlößt ist, so sùllend unnd wöllend wir als dann von stund an den bemelten brief on widerred in daz sigental zů den andern legen.

Item und von der mùntz wegen ist abgereth vnnd betädinget, nach dem unnd uns und gemainem Pund mandat und gepott brief von vnserm gnädigisten herrn, dem römschen kayser, geantwúrt sind, Curer múntz ze halten, dar inn sich mangerlay, daz hie zů beschriben nit not ist, haut erloffen, und wir gemelter ammann vnnd rát dazselbe gebott us merclicher ursach stattlich nit gehalten mögend. Darumb sollen wir obgenanter apt personlich rÿten gen Cur oder wo dz im Pund notturfftig wúrd, mit sampt vnnsern gotzhuslúten vnd inen hilfflich vnd ratlich || S. 3 || sin zů erwerben ain múntz fúr unns selbs zů rüffen. Und ob daz also funden môcht werden, alz dann sollen wir zůsammen sitzen und unns alda mit hilff unser pundsgenossen, ob wir dez sust nit ainig möchten werden, ainer múntz vertragen und aynen, die uns bayder sÿt nach dem lantz löff und gestalt der sach nůmtzlich unnd aller bydenlichist sÿ ungeverlich. Unnd ob wir aber sôllichs nit möchten vinden, nůt destminder sùllen wir in den andern obgemelten artigklen geschlicht und wie obstát gericht sin. Ob óch der muntz halben also ettwz costungs wúrd uff louffen, den sôllend wir ammann unnd gemaind abtragen ane dez genanten vnsers gnádigen herren schaden, ussgenomen die zerung, so er selbs tůn wúrd mit sinen knechten der sach halben, die sol er selbs usrichten alles ungeverlich.

Item es ist ouch beredt, daz dise gütliche täding den richtungen vnd spruchen, so vor entzwischent uns gemacht sind unnd begriffen, unschäd-

lichen sin sûllend in all weg alles getrüwlich unnd ungeverlich. Unnd darumb daz dise obgenannte tâding von unns bayden tailen wie obstât getrüwlich gehalten werd, dez zû warem urkünd haben wir obgenanter apt Johanns unnser aptÿ unnd wir ammann rät und gemain unnser gemaind innsigel fúr unns unnd unnser nachkomen offennlich laussen hencken an disen brief, dero zwen gemacht und yedem taÿl ain in glicher lut geben sind an frÿtag vor Sant Johanns tag ze sunwendi als mann zalt von gottes gepurt vierzehen hundert sibentzig vnnd siben jär.

P. *Iso Müller.*

Die Schweizer Ausgabe der Stolbergischen Religionsgeschichte

Im Jahre 1800 legte der als Dichter und Mensch hochangesehene Graf Friedrich Leopold zu Stolberg mit seiner Gattin Sophie in der Hauskapelle der Fürstin Gallitzin zu Münster in Westfalen das katholische Glaubensbekenntnis ab und schloß sich damit auch äußerlich jenem Kreise von Persönlichkeiten näher an, den man als die Münsterische Familia sacra bezeichnet hat, und der sich im wesentlichen um den Minister von Fürstenberg und die Fürstin von Gallitzin gruppierte. Ihm gehörte als besonders wichtiges Mitglied noch der berühmte Pädagoge Bernard Overberg an; außerdem waren die vier Brüder von Droste-Vischering geistige Söhne dieser « Familie ». Unter ihnen haben Kaspar Max als Bischof von Münster und Clemens August als Erzbischof von Koln in der Geschichte der deutschen Kirche eine Rolle gespielt.

Mit dem Eintritt des Grafen Stolberg in den Fürstenberg-Gallitzin-Kreis gewann dieser einen Repräsentanten des deutschen Schrifttums, dessen Fähigkeit man sich zum Nutzen der religiosen Erneuerung dienstbar zu machen suchte. Von den Brüdern von Droste-Vischering, besonders von Clemens August, ging der Gedanke aus, den berühmten Dichter und Übersetzer zur Abfassung einer religiös orientierten Weltbetrachtung zu bewegen, und daraus entstand der Plan der « Geschichte der Religion Jesu Christi ».

Die Entstehung des bekannten Werkes als Gemeinschaftsarbeit der Familia sacra zu erweisen, ist der Leitgedanke meines Werkes über die Münsterische Familia sacra, das eine Frucht jahrelanger Studien darstellt.

Seltsam wie die Erscheinung eines rein religiösen Werkes aus der Hand eines Laien ist auch die Tatsache, daß die Geschichte der Religion Jesu Christi in mehreren Ausgaben zugleich veröffentlicht wurde. Im Norden Deutschlands brachte sie der Protestant Perthes [1] in Hamburg

[1] Vgl. Cl. TH. Perthes, *Friedrich Perthes' Leben.* 3 Bände. 6. Auflage. Gotha 1872.

heraus, im Süden erschien das Werk in einer Wiener und in einer Schweizer Ausgabe, zu denen sich noch eine Mainzer Edition gesellte.

Stolberg selbst verfaßte von 1800-1819 nicht weniger als 15 Bände, welche Friedrich von Kerz und Brischar um weitere 35 vermehrte, sodaß schließlich ein derart voluminöses Werk entstand, daß eine Wirkung auf große Volkskreise davon nicht mehr ausgehen konnte.

Von Bedeutung sind naturgemäß auch nur die Bände, welche Stolberg selbst sprachgewandt gestaltete. Sie erlebten auch noch eine neue Auflage und erzielten — das beweist u. a. die durch die Lektüre des Werkes geförderte Konversion Fr. von Schlegels — eine ungewöhnliche Wirkung.

Die Schweizer Ausgabe besorgten in der « neuen Auflage » der Buchdrucker Valera, bey « Ant. Advokat » und der Solothurner « Matth. Schwäller Sohn » (1817). Vom zweiten Bande ab heißt es auf dem Titelblatte « Sitten und Solothurn in der Schwällerischen Buchhandlung », während vom vierten bis zum elften Bande dann wieder Advokat und Schwäller Sohn als Herausgeber bezeichnet werden ; die letzten Bände tragen endlich wieder den Vermerk « Sitten und Solothurn in der Schwällerischen Buchhandlung ».

Von hohem Reiz sind nun die Subskribentenlisten, welche vom dritten Bande fortlaufend bis zum zehnten einschließlich dem Texte vorangestellt sind und uns die Möglichkeit geben, die Verbreitung des Werkes im Elsaß, im Seekreis, in dem Mainzer Gebiete und in der Schweiz festzustellen. Wir beschränken uns hier auf die schweizerischen Abnehmer, welche nach den Kantonen aufgeführt werden.

Darnach zählte man im Aargau 50, in Basel 9, in Bern 3 Abonnenten (dritter Band), in Freiburg 28, in Graubünden 10 (vierter Band), in Luzern 97 (fünfter Band), in Solothurn 110 (siebenter Band), in St. Gallen 46, in Schwyz 7, im Thurgau 15 (achter Band), in Unterwalden 12, in Uri 4, im Wallis 31, in Zug 30 (neunter Band) und im zehnten Band werden dann noch in einer summarischen Übersicht 17 Abonnenten aus der Schweiz genannt, die aus verschiedenen Kantonen stammen.

Bei näherer Betrachtung ergibt sich, daß nach Verrechnung dieser Zahlen sich die Ziffern erhöhen bei Aargau auf 57, Basel 10, Bern 5, Solothurn 113, Schwyz 8, Uri 6, ein Abnehmer entfällt auf das Benediktinerstift Disentis, macht insgesamt 470 Abonnenten. Tatsächlich wurden jedoch 499 Exemplare im Abonnement abgesetzt, da manche doppelt bestellten, ein Buchbinder sogar 12 Exemplare wünschte. Rund 500 Abnehmer — eine stattliche Zahl für ein bändereiches Werk religiösen Inhalts.

Aus welchen Berufen setzten sich nun die Subskribenten zusammen ? Die Abnehmer der Stolbergischen Religionsgeschichte im Kanton Aargau waren bis auf zwei Theologen, fünf unter ihnen Theologiestudierende. Als Nichttheologen erscheinen der Gemeindeschreiber Suter in Frick und der Student Jos. Kretz von Beinwil. Dem Range nach hielt die Spitze der « Statthalter und Pfarrer in Sins », Eugen von Büren.

Unter den zehn Abonnenten in Basel befand sich ein Seminarist, alle anderen waren Priester.

Bern war mit dem Pfarrer Dolder in Bern, der drei Exemplare erhielt, dem Professor Har. Ert'l in Pruntrut, dem ehemaligen Solothurner

Professor Voisard, einem Pfarrer und einem Handelsmanne in der Liste vertreten.

An der Spitze der Abonnenten aus dem Kanton Freiburg standen der Bischof Petrus Tobias und sein Generalvikar Josef Schaller. Neben mehreren Kanonikern und geistlichen Professoren waren die Franziskaner durch den berühmten Pädagogen P. Girard, der damals Provinzial war, die Kapuziner durch den Guardian und Prediger Donat sowie zwei Patres, und die Augustiner durch den Prior und einen Pater vertreten. Von Laien hatten sich der Richter und Notar Rädle aus Freiburg und ein Student eingezeichnet.

Die elf Abonnenten aus dem Kanton Graubünden verteilten sich auf fünf Kleriker des Weltpriester-, drei des Ordensstandes und drei Studierende.

Den ersten Platz unter den Luzerner Abonnenten behauptete der Apostolische Generalvikar und Stiftspropst Göldlin von Tiefenau in Beromünster. Den zahlreichen Weltpriestern schlossen sich an fünf Kapuziner nebst den Bibliotheken der Kapuzinerkonvente zu Schüpfheim und Sursee. Auch die Lesegesellschaft in Ettiswyl bestellte das Werk. Neben drei Seminaristen erscheinen nicht weniger als 15 Laien, darunter der Arzt Dr. Troxler in Münster, sowie Kanzler Jost und Schaffner L. Schnyder von Wartensee. Der Buchbinder in Sursee Michael Schnezler verlangte gar 12 Exemplare. Aus Sempach hatten sich gemeldet der « gewesene Finanzpräsident » P. Genhardt und der « Gerichtsstatthalter » Heinrich Rüttimann.

An Zahl der Abonnenten übertraf der Kanton Solothurn alle anderen, eine Tatsache, die deshalb nicht besonders auffallen konnte, da das Werk in Solothurn gedruckt wurde.

Dem Range nach behauptete die Spitze der Abt Ackermann von Mariastein, neben dem sich auch der Kapitular F. H. Walter und Professor B. Braun eingezeichnet hatten. Von den Kapuzinern nahmen acht, von den Franziskanern vier das Werk ab. Ferner begehrten mehrere Chorherren des Solothurner Kollegiat- (späteren Dom)-Stiftes, darunter die Herren von Glutz-Blotzheim und Glutz-Ruchti, sowie mehrere Kanoniker des Stiftes Schönenwerd die Stolbergische Religiongeschichte. Das Professoren- und Lehrerelement vertraten Männer wie der Exeget und Orientalist F. X. Nüßle, der Mathematiker Suter und der bekannte Professor der Dogmatik und Pastoral F. X. Vock. Fast ein Drittel der Bezieher des Werkes gehörten dem Laienstande an. Vom einheimischen Adel waren der Staatsschreiber Friedrich von Roll, das Ratsmitglied Felix von Sury und der Appellationsrat A. Vigier (irrtümlich Wigier) von Steinbrugg ; in Solothurn hatten sich sogar zwei Damen zur Subskription gemeldet : die « Jungrätin » von Roll und « Mde Brunner, geborene Schnyder von Wartensee, Gastgeberin zur Kronen ». Wir finden dann noch die Namen des Gunzinger Statthalters Forschter und des Solothurner Ratsmitglieds U. V. Vogelsang auf der Liste. Daneben stehen wieder die Namen vieler Studierenden ; der Kuriosität halber sei auch der Name des « Lehrers der Zeichnungskunst » Walther aufgeführt.

Die Subskribentenliste von St. Gallen bietet wieder dasselbe Bild ;

in der Mehrzahl sind die Käufer Weltgeistliche, zwei St. Gallener Stiftsherren, mehrere Kapuziner, Studenten; unter den Laien hoben sich ab der Altlandammann Bürgi in Lichtensteig, ein Kantonsrat und ein Stadtschreiber von Rapperswil und drei Wiler Kaufleute.

Unter den Abnehmern in Schwyz befand sich gleichfalls der Altlandammann D. Kündig aus Schwyz, im übrigen Welt- und Ordensgeistliche.

Unter den Thurgauer Abonnenten zeichneten sich durch ihre Stellung der Fischinger Abt Seb. Meyenberg und der Prior des gleichen Klosters aus. Sonst gewahrt man Theologen, Studenten und — einen Kaufmann (Öll in Bischofszell).

Der neunte Band bringt die Namen der Abonnenten des Werkes aus dem Kanton Unterwalden und Uri — alle Theologen bis auf einen Studenten —, aus Wallis und Zug. Da in Sitten der zweite Verleger saß, hatte man dort als Abnehmer den Bischof Zen-Ruffinen und mehrere Domherren, den Staatsrat Jos. von Lawallaz und den Gerichtsschreiber von Riedmatten gewonnen. Die übrigen waren mit einer Ausnahme Priester.

In Zug endlich hatten außer den Weltgeistlichen und drei Kapuzinern aus der Anstalt Zug der Stadtschreiber Bossard in Zug, zwei Buchdrucker, ein Pfleger, ein Lehrer, zwei Studenten, die Stadtbibliothek von Zug — und ein Leutnant (Hegglin von Menzingen) auf Stolbergs Werk abonniert.

Die Übersicht zeigt, daß Stolbergs « Geschichte der Religion Jesu Christi » eine sehr große Verbreitung fand; denn über den Rahmen des festen Abnehmerkreises hinaus wurde die Bändereihe doch auch noch freihändig abgesetzt. Namentlich der Weltklerus las die Religionsgeschichte mit großem Eifer. Aber auch der Ordensklerus fehlte nicht. Auch nicht die Laienwelt. So hat das Geschichtswerk des Dichtergrafen an der religiösen Erneuerung der Schweiz ebenso seinen Anteil wie an der Wiedergeburt des christlichen Geistes in Deutschland und Österreich, und eine zukünftige Geschichtschreibung wird dieses Anteils zu gedenken haben.

Dr. *Ewald Reinhard.*

REZENSIONEN — COMPTES RENDUS

Histoire illustrée de l'Eglise. Fasc. VIII : *Le drame politique du moyen âge. Le sacerdoce et les princes* (VIII^e-XIII^e siècles). Fasc. IX : *Déchirements et combats de la chrétienté :* le schisme grec. La défense du monde chrétien : *Croisades* par **Georges de Plinval.** Genève, Editions de l'*Echo Illustré*, pp. 317-408.

Avec ces 2 fascicules se termine la part assumée par M. de Plinval dans la rédaction de l'*Histoire illustrée de l'Eglise*. Dans le N° 8 (46 pages), il commence par rappeler que l'Eglise, spirituelle dans ses aspirations, n'en réside pas moins sur terre, état de choses qui a inévitablement entraîné certains conflits. Non pas qu'il faille s'imaginer que « l'histoire de l'époque médiévale a été remplie par la lutte obstinée de deux puissances incapables de s'entendre » (p. 318). L'accord a été, entre elles, la règle habituelle. Des difficultés ont néanmoins surgi, dont M. de Plinval se propose de rechercher les causes et de décrire les aspects principaux.

De ces conflits, les donations faites à l'Eglise sous les Mérovingiens ont été le point de départ lointain. Plus tard, Charles-Martel se permit de spolier, de « nationaliser » cette immense réserve de biens ecclésiastiques (qui équivalait au tiers environ du sol cultivable d'alors). Pépin régularisa jusqu'à un certain point les usurpations commises au profit des laïques en déclarant qu'elles étaient provisoires et que les détenteurs auraient à verser au clergé spolié une redevance annuelle : le *census*.

Sous les Mérovingiens, les rois étaient intervenus pour nommer les évêques et leur choix avait, parfois, été très bon. Charles-Martel qui, lui aussi, s'était arrogé la disposition complète des évêchés et des abbayes, ne considérait malheureusement, pour se prononcer, que les services rendus à la guerre et la fidélité politique de ses créatures. Sous les Carolingiens, les nominations d'évêques furent, en général, excellentes. On eut alors des pasteurs tels que les voulait saint Boniface : énergiques, droits, de moralité indiscutée et animés d'un réel « esprit missionnaire ». Le totalitarisme de Charlemagne, qui voulait tout réglementer et qui confondait un peu les deux pouvoirs, s'inspirait cependant des meilleures intentions et n'aboutit pas aux fâcheuses conséquences qu'on aurait pu craindre. Sous son timide successeur, Louis le Débonnaire, il se forma même, dans la première moitié du IX^e siècle, un parti sacerdotal, qui décréta très nettement l'intangibilité des biens ecclésiastiques.

Quant aux relations entre l'Empereur et la Papauté, elles se ressentirent de la tutelle exercée par Théodoric et par les empereurs de Constantinople, qui influencèrent la désignation des souverains pontifes. Tout changea depuis l'installation des Lombards en Italie et de la désaffection (commencée avec la querelle des images) des Romains à l'égard des Byzantins qui en

fut la conséquence. Devant le danger de voir le petit duché de Rome devenir la proie des Lombards, le pape fit appel aux Francs et leur intervention aboutit à la création de l'Etat pontifical (il aurait été préférable de ne pas désigner ce dernier sous l'appellation de « patrimoine de Saint-Pierre », mais de réserver cette expression, ainsi que l'a fait Duchesne, pour les domaines qui, à partir du Ve siècle, avaient été donnés au Pape par des particuliers en Italie, en Dalmatie, en Afrique, etc., longtemps avant l'établissement, au VIIIe siècle, de l'Etat pontifical proprement dit).

Puis nous passons au couronnement de Charlemagne (M. de Plinval ne souffle mot du désappointement que l'empereur ne put s'empêcher de laisser paraître à cette occasion) et de ses successeurs. La Papauté tombe ensuite « sous la tyrannie des familles romaines » : Théphylacte, sa femme Théodora et leur fille Marozie. Sur les scandales de cette triste période, l'auteur n'insiste pas, et il note très justement : « C'est dans ce « climat » de dévergondage que l'on a voulu situer l'aventure grotesque de la « papesse Jeanne », sans aucun fondement historique, qui a été propagée par des écrivains hostiles à l'Eglise et qu'aucun historien sérieux n'admet plus » (p. 332, n. 1).

Cette lamentable déchéance amène l'intervention des empereurs allemands. Différent de celui de Charlemagne par l'esprit qui le caractérise et aussi par sa délimitation géographique, — il se porte sensiblement vers l'est et les nations de l'Europe occidentale échappent en partie à son influence — le saint Empire germanique, « sans posséder peut-être cette ouverture intellectuelle qui donnait au règne de Charlemagne un aspect supranational, ne doit cependant pas être considéré comme une incarnation exclusive de l'esprit allemand ; il reste pénétrable à des courants qui en assoupliront la raideur originelle » (p. 334). Ses intérêts politiques l'obligeront plus d'une fois à défendre son jeu sur l'échiquier italien. L'action des grands évêques de l'époque ainsi que des abbés de Cluny, de Fulda et d'Hirsau précisent son orientation de « Saint-Empire ». Les empereurs travaillent simultanément à l'expansion de la loi chrétienne et de la puissance germanique. Ils sont d'inspiration catholique, pieuse même avec Henri II, attachante et chevaleresque avec Otton III, pour lequel, dit M. de Plinval, les historiens ont été trop durs. « La masse même de l'Etat reçoit de la religion sa forme organisée. Autant et peut-être davantage que la coopération des vassaux laïques, c'est la hiérarchie épiscopale de l'Eglise qui soutient l'armature de l'empire. Pour contrebalancer le pouvoir des féodaux, les princes développent le plus qu'ils peuvent la puissance temporelle des évêques. Tandis que les fiefs concédés à titre héréditaire à un seigneur laïque sont, en effet, perdus pour jamais et contribueront à grossir les ressources d'une famille éventuellement rivale ou dissidente, l'empereur sait que les biens et pouvoirs donnés à tel évêque reviendront toujours à sa disposition, puisqu'il nommera le successeur et le choisira en vertu de ses aptitudes et de son dévouement. » Il désire en particulier que soit laissée aux évêques l'administration des villes les plus importantes. L'Eglise en arrive ainsi à n'être plus qu'une doublure de l'ordre politique. Or, depuis la main-mise du monde féodal, elle souffre de deux maux : la

simonie et l'incontinence des clercs. Parmi les papes qui ont réagi contre ce double fléau, l'auteur nous entretient en particulier des deux saints que furent Léon IX et Grégoire VII. Il explique bien, à la suite de M. Fliche, quelle a été la véritable portée de Canossa et, avec d'autres, estime que, politiquement parlant, pour l'Allemagne comme pour l'Eglise, il eût mieux valu ne pas céder. Après l'exposé de la querelle des investitures, il poursuit l'histoire des relations entre la Papauté et les empereurs : Frédéric Barberousse, Frédéric II (qu'il n'hésite pas à appeler un « prince athée » p. 352) et il aborde déjà le pontificat d'Innocent III (sur lequel on reviendra) et même d'Innocent IV, pour souligner que c'est *ratione peccati* que les papes ont parfois déposé des rois, toujours prêts, au surplus, à les réintégrer dès qu'ils donneraient des indices de repentir, et soucieux, ordinairement du moins, de ménager ceux qui, naturellement parlant, étaient destinés à devenir leurs héritiers.

L'auteur termine par le récit des soulèvements des Romains contre la personne du Souverain Pontife, des dissidences parmi les cardinaux et de l'élection d'antipapes qui en fut la conséquence : le schisme de 1130 sous Innocent II notamment, où le monde catholique prit la défense de ce dernier contre l'Italie. Il rappelle enfin la mesure prise par le concile de Latran de 1179, demandant, afin d'empêcher le retour de ces scissions, que, pour être élu, un pape obtienne les deux tiers des voix du Sacré-Collège.

M. de Plinval parle enfin des révolutions qui éclatèrent au centre de la chrétienté : celle en particulier d'Arnauld de Brescia voulant instaurer à Rome « une sorte de « commune » socialiste et anticléricale » (p. 361), si bien que les papes durent, momentanément, quitter la Ville éternelle. Cette instabilité de l'opinion, ces dissentiments incessants, qui partagent l'aristocratie, le sénat et le clergé, expliquent « certains fléchissements de la politique pontificale, les complications et parfois les contradictions de sa diplomatie », faisant d'abord des avances à tel Etat puis se tournant tout d'un coup vers tel autre, « exaltant les empereurs pour faire ensuite appel aux Normands de Sicile, passer de Charles d'Anjou à Pierre d'Aragon et, dans les jours malheureux, chercher asile sur la terre de France » (p. 362).

Avec le fascicule IX (46 pages), nous reprenons le fil de l'histoire, sur lequel la fin du N° VIII avait un peu anticipé. « Sur cette Cité de Dieu réalisée sur terre et dont le Soleil d'En-Haut semble blanchir les cathédrales », planaient des menaces de natures diverses. Après l'offensive perse, passagèrement arrêtée par la bravoure de l'empereur byzantin Héraclius, c'est maintenant l'Islam, auquel l'auteur consacre de nombreuses pages. « Le paradoxe de Mahomet est d'avoir réussi à satisfaire des aspirations de valeur étrangement inégale... Il a réalisé ce prodige de répondre ou paraître répondre aux élans religieux et moraux les plus élevés de la nature humaine, tout en laissant pratiquement le champ libre à ses instincts de plaisir, de despotisme et de cupidité » (p. 366). « Le Coran est par-dessus tout un évangile de guerre, la guerre à l'infidèle » (p. 367). Aussi bien ses conquêtes furent-elles foudroyantes. Il avait d'ailleurs trouvé des appuis à l'extérieur : en Espagne, les Juifs formaient une « 5e colonne ». Il y eut,

en outre, malheureusement, des complaisances et même des trahisons de la part des Chrétiens. Il ne faut malgré tout pas comparer l'invasion arabe à celle des Vandales. L'incendie de la bibliothèque d'Alexandrie est une légende et, sauf dans l'Afrique du Nord, les Arabes, du moins au début, n'ont pas cherché à extirper la religion chrétienne : elle a été simplement mise en état d'infériorité. Il y a eu cependant des centres de résistance, en Espagne surtout, qui, avec le sentiment de son unité spirituelle et de sa mission héréditaire, procéda, au XII^e^ et au XIII^e^ siècle, à la reconquête de ses provinces. L'empire byzantin, « dont on n'a trop souvent voulu dépeindre que les tares et l'impuissance » (p. 377), fit preuve, lui aussi, de bravoure.

Malheureusement, il y avait des désunions dans la chrétienté, tout d'abord sur le plan doctrinal. M. de Plinval expose la question du monothélisme et de la querelle des images. Puis il passe au schisme grec et présente les deux personnages autour desquels celui-ci se cristallise : Photius d'abord, qui était de fait, en tant que patriarche, premier ministre de l'Empire d'Orient, fonctionnaire capable et zélé, homme d'une immense érudition, comparable à celle de nos grands humanistes. L'affaire se corsa du fait que les Bulgares, devenus chrétiens, après avoir hésité entre Constantinople et Rome, se décidèrent pour cette dernière et adoptèrent le rite latin (pas pour longtemps d'ailleurs). Photius mit alors ses connaissances théologiques au service de cette cause plus nationaliste que religieuse. Après une accalmie de deux siècles, la controverse reprit sous Michel Cérulaire, homme à l'animosité sectaire et haineuse contre Rome. Ce fut, de la part du pape, une erreur d'avoir envoyé à Constantinople — au lieu de quelque Romain souple et adroit, comme il s'en serait trouvé plus d'un — le cardinal Humbert à la tête d'une délégation à « la brusquerie lorraine ou tudesque » (p. 385). L'excommunication que ces légats fulminèrent contre Michel Cérulaire était d'ailleurs nulle, car leurs pouvoirs expiraient avec la mort de Léon IX. Au reste, « si injurieuse qu'en fût la forme, l'anathème d'Humbert n'atteignait que la personne de Michel Cérulaire. L'Orient, égaré par de mauvais bergers, s'est séparé de Rome (cela était déjà arrivé bien des fois) mais jamais Rome n'a condamné l'Orient » (p. 385). De cette Eglise grecque, qu'il ne faut pas identifier avec ses patriarches, M. de Plinval exalte la foi, spécialement la dévotion mariale, les vertus austères de ses ascètes, de ses moines et de ses saintes femmes, ainsi que la grandeur d'âme de certains défenseurs des images.

L'auteur passe ensuite aux croisades. Il caractérise bien l'élan des guerriers de cette épopée, leur foi, leurs espoirs, leur inconscience parfois, mais aussi, trop souvent, leur cruauté. Il rappelle que dans l'intention des papes, « ce n'est pas la guerre en tant que telle qui est sainte, c'est l'esprit dans lequel on la fait : esprit de pénitence et de sacrifice. Ce n'est pas le fait de tuer l'ennemi qui est méritoire et qui ouvre le ciel, c'est celui de succomber, à l'instar d'un martyr, sous les coups de l'infidèle » (p. 388). Le royaume chrétien créé à Jérusalem, malgré sa faiblesse congénitale, dura cependant près de deux siècles. On élabora même « un plan inouï, d'une ampleur insensée : celui d'une coalition totale des nations chrétiennes

contre les infidèles sur tous les fronts ensemble » (p. 393). Puis les Musulmans se groupèrent sous le commandement de Saladin, adversaire « résolu et hardi, d'ailleurs généreux et beau joueur » (p. 395). La partie devenait inégale. Ce fut pour les croisés le désastre irrémédiable, malgré l'ultime essai tenté par saint Louis, mettant « au service de la cause sa bravoure personnelle, la fougueuse et sportive ardeur de sa noblesse et les ressources de son royaume » (p. 397). Les croisades n'avaient pas atteint le but immédiat que s'étaient proposé les animateurs qui en avaient conçu l'idée. Elles n'en demeurent pas moins, malgré certains aspects peu reluisants, une manifestation de foi unique dans l'histoire. « Quand les Turcs voulaient d'un seul nom désigner les croisés, ils disaient : « les Francs » ; c'était à juste titre. On ne saurait oublier, en effet, que c'est en la personne d'un roi de France que se réalisa la plus pure expression de l'idéal « croisé », et que c'est en France qu'avait jailli d'abord, en réponse à l'appel d'un pape français, le cri unanime : *Dieu le veut* » (p. 400).

Dans les dernières pages, M. de Plinval revient à « la défense du front intérieur », c'est-à-dire à la lutte contre l'hérésie. Il estime que dans la religion cathare il faut voir, plus que la persistance des doctrines de Manès et de Marcion, « la christianisation d'un très vieux concept slave » (p. 401). La campagne menée contre l'albigéisme amène l'auteur à consacrer, pour terminer, 2 pages à l'inquisition (avec, p. 407, une interprétation un peu trop bienveillante pour les « Vaudois »).

Ainsi s'achève la part que M. de Plinval s'est réservée dans cette *Histoire illustrée de l'Eglise*. On doit, en terminant la lecture de ces 400 pages grand format, constater qu'il a fidèlement rempli la tâche qu'il s'était tracée. Laissant de côté les détails inutiles et les questions accessoires, qui eussent alourdi son récit, il s'en est tenu aux grandes lignes. Dans une langue choisie et colorée, il a écrit des pages lumineuses. Nous ne connaissons pas d'Histoire de l'Eglise, ne dépassant pas l'étendue de celle-ci, exposant si bien, si clairement et avec autant de sens des nuances, ce qu'il fallait dire, faisant ressortir les effets de certaines causes, soulignant la répercussion des événements principaux et l'influence des personnages les plus marquants. L'auteur a fait nettement justice de certaines calomnies, mais il n'a pas hésité non plus à sacrifier l'une ou l'autre légende ou à signaler, alors même qu'elles brisaient avec un enseignement traditionnel, les conclusions auxquelles, sur tel ou tel point, la critique historique est arrivée aujourd'hui. Par-dessus tout, il a mis en relief tout le bien qui s'est accompli dans l'Eglise et par elle, par ses saints, ses pontifes, ses moines, nous donnant de ces douze siècles de son histoire un récit qui, dans de nombreux cercles de lecteurs, la fera mieux connaître, plus justement apprécier et davantage aimer.

L. Wæber.

Analecta Sacra Tarraconensia, vol. XIV à XVII (années 1941-44), Barcelone, Bibliothèque Balmes, 1943-45.

Cette importante revue scientifique d'histoire de l'Eglise a continué de publier régulièrement ses deux numéros par an. La bibliographie espagnole

d'histoire ecclésiastique qui constitue l'un de ses principaux intérêts s'est enrichie pendant la guerre des fascicules X et XI (1940-41 et 1942), œuvre du Dr José Vivès, bibliothécaire de la Balmesiana, aidé de Dom Alamo, bénédictin de Silos, et de quelques autres collaborateurs. Les onze fascicules parus fournissent l'indication de quelque 12 500 travaux historiques, en matière religieuse ou ecclésiastique, imprimés en Espagne ou traitant de l'Espagne. De brèves notices, non critiques, renseignent sur le contenu de chacun d'eux. Voici le classement sommaire de cette bibliographie : travaux concernant les auteurs espagnols ; les bibliothèques et les archives ; l'Etat, l'Eglise, les Missions, l'enseignement, l'art et l'archéologie ; la liturgie et l'hagiographie ; les institutions juridiques et sociales ; la théologie et la philosophie ; les sciences bibliques, enfin. L'organisation progressive du travail critique en Espagne a permis dans ces derniers temps d'alléger cette liste. On cherchera désormais la bibliographie des études sémitiques dans la revue *Sepharad* ; celle des études islamiques dans la revue *El Andalous* du regretté M. Asin y Palacios ; enfin celle de l'archéologie hispano-romaine, dans la revue *Ampurias*.

En dehors de ces précieuses listes, on trouvera dans la revue d'intéressants articles. Notons au passage, dans le volume XVI, l'édition d'après les Registres du Vatican de deux Rotuli de grâces concédées à l'université de Valladolid par Clément VI et Benoît XIII (1355 et 1403). Ils nous font connaître respectivement 92 et 115 professeurs et étudiants de l'université (quelques erreurs manifestes dans les chiffres et les renvois, l'absence de références pour le premier rotulus édité, inquiètent un peu quant à l'exactitude de l'édition...). Volume XVII, notez la description d'un certain nombre de manuscrits patristiques de la bibliothèque de l'université de Barcelone, par Fr. Miquel Rosell, et l'article de José Ma Coll, O. P., sur les écoles de langues orientales aux XIIIe et XIVe siècles. Cette dernière étude sur les écoles dominicaines de Tunis et de Murcie, sans apporter de documents inédits, critique avec soin et corrige ce qu'on avait dit sur ce sujet.

M.-H. Vicaire O. P.

Anton Helbling : Die Geschichte der alten Pfarrei Bußkirch am obern Zürichsee. 312 S. mit zahlr. Illustr. Rapperswil, Kommissionsverlag Gasser & Co., 1945.

Diese Darstellung der Geschicke der einstens bedeutenden Pfarrei ist eine recht verdienstliche Leistung. Sie zeugt zwar nicht in jeder Hinsicht von einer streng methodischen Schulung des Vf., dafür aber von seiner echten Liebe zur Heimat- und Ortsgeschichte. Weil er sich an weitere Kreise wenden will, wählt A. H. eine durchaus ansprechende, wenn auch öfters weit ausholende Darstellungsform (vgl. etwa 23 f. 32 f. 52 f. 85, 97) nach Art eines getreu erzählenden Chronisten, dem indessen kritischer Sinn durchaus nicht fehlt (vgl. 23).

Diese Pfarrgeschichte verdient aus besonderen Gründen Beachtung ; denn sie ist ausgezeichnet durch ganz singuläre Rechtsverhältnisse, die erst in jüngster Zeit in ihrer Entwicklung einen Abschluß erreicht haben,

indem die einstige Kollaturpfarrei von Pfäfers zum einfachen Benefizium degradiert und eine Aufteilung ihres Pfarreigebietes samt den damit verbundenen Vermögensrechten hauptsächlich zwischen Rapperswil und Jona stattfand. Die prozessualen Auseinandersetzungen hierüber legt uns A. H. ausführlich dar.

Der bemerkenswerten Daten in der mittelalterlichen Geschichte sind im ganzen nicht viele, gemessen am Umstand, daß Bußkirch zu den ältesten Pfarrkirchen der Landschaft gehört und es die einstige Pfarrei von Rapperswil war (bis 1253) und in ihrem Umkreis etwa 10 verschiedene kirchliche Stiftungen standen. Das vielleicht Wertvollste finden wir in den Schilderungen der verschiedenen Schwesternhäuser bezw. Klöster. Seltsam berührt z. B. das Schicksal der Vorsteherin des St. Agnes-Klösterlein im Grünwald (103), die ihr Leben als Hexe enden mußte. Beachtenswert ist sodann die Art der Aufhebung des Wyden-Klösterleins (107), wobei man der Kritik Hs. an den inneren Zuständen durchaus zustimmen kann. Daneben bestanden noch die Kapelle zum hl. Kreuz, das Siechenhaus St. Nikolaus an der Flüe, die Kapelle auf dem Hungerbühl, vor allem für Pilger, wie H. annimmt. Hervorheben möchten wir auch die St. Josephsbruderschaft (seit 1674). Die religiösen Bräuche zeichnet A. H. sorgfältig auf (vgl. etwa 86 f., 104 f., 121, 127, 261). Auch sonst schenkt A. H. vielen Fragen, wie sie mit dem Leben und der Geschichte einer Pfarrei zusammenhängen, eine liebevolle Aufmerksamkeit. Das Kunsthistorische steuerte Frl. D. Rittmeyer bei (229-238).

Einiges wirkt in der Darstellung störend, so p. 50 die irrtümliche Titelüberschrift : D. Zehender, *epice* Bellinensis, ebda. wird Bellinensis mit : von Bellinen wiedergegeben. Der Bischof von Konstanz heißt Otto von Sonnenberg, nicht Tannenberg, wie A. H. es von seinem Chronisten übernimmt (50). Weihbischof Daniel wird S. 50 als Franziskaner, S. 51 als Predigerbruder bezeichnet. S. 52 soll es Traugott, nicht Franz Schieß heißen. Schade, daß dem Vf. die Regesten zur Geschichte der Bischöfe von Konstanz offenbar nicht bekannt sind. Unhaltbar sind die zu schroff formulierten Äußerungen S. 60 f. Rühmenswert ist die vortreffliche Illustration des Buches, das reichen Einblick in die überaus wechselvolle Geschichte einer Pfarrei bietet.

O. Vasella.

Freiburger Geschichtsblätter, herausgegeben vom deutschen geschichtsforschenden Verein des Kantons Freiburg, Bd. XXXVIII, 1945. 120 Seiten mit Illustrationen.

Nachdem die letzten 4 Bände der Geschichtsblätter Einzelmonographien gewidmet waren, wurde es sicher von vielen Lesern begrüßt, daß zur Abwechslung wieder ein Sammelband zusammengestellt wurde, der sich würdig an die besten Nummern der Zeitschrift reiht.

Zur Einleitung des als Festnummer gedachten Bandes bietet Ferdinand Rüegg in *Fünfzig Jahre geschichtsforschender Verein des Kantons Freiburg* einen lehrreichen Überblick über die vielgestaltige Arbeit, die der Verein während eines halben Jahrhunderts geleistet hat und weist auch auf die

Aufgaben hin, die noch der Lösung harren. Aufschlußreiche statistische Angaben über Mitarbeiter und Referenten, sowie eine wertvolle Zusammenstellung der im Verein gehaltenen Vorträge und veröffentlichten Arbeiten veranschaulichen den anregenden Rückblick.

Daran schließt sich ein Aufsatz von Othmar Perler, der die *Freiburger Wallfahrtsgebräuche und Weihegeschenke* zum Gegenstand hat. Der Verfasser hat es meisterhaft verstanden, die kleine, ortsgeschichtliche Studie in die großen historischen Zusammenhänge hineinzustellen. Dadurch reicht ihr Wert über das bloß lokale Interesse hinaus. Ausgehend von der Entstehung der Muttergottesverehrung unter dem Titel « Mariahilf » im allgemeinen, gibt uns O. P. einen knappen geschichtlichen Überblick über das Werden der Kapelle Mariahilf bei Düdingen und die Entwicklung des Heiligtums zum beliebten Wallfahrtsort. Der zweite Teil bietet eine sachkundige kunstgeschichtliche Auswertung der 7-800 Votivbilder, die vor einiger Zeit auf dem Dachraum über dem Chor der Kapelle entdeckt wurden, während im dritten Teil der interessante Fund von der volkskundlichen Seite her untersucht wird. Mehr als ein Dutzend glücklich ausgewählter und gut gelungener Reproduktionen verleihen der wertvollen Arbeit eine packende Anschaulichkeit.

Nicht weniger Interesse verdient die Arbeit von Johann Scherwey, *Die Schulpolitik von Bischof Marilley unter der radikalen Freiburger Regierung*. Der Verfasser zeichnet zuerst kurz die grundsätzliche Haltung von Bischof Petrus Tobias Yenni (1815-1845) in Fragen der Schule und gewinnt so einen wertvollen Anhaltspunkt zur Beurteilung der Schulpolitik seines Nachfolgers, Bischof Stephan Marilley (1846-1879). Er stellt fest, daß die beiden Kirchenfürsten in ihren Grundsätzen zwar nicht voneinander abwichen, in der Praxis jedoch ganz verschiedene Wege einschlugen. Während Bischof Yenni der radikalen Regierung die Stirne bot, kommt uns die Haltung seines Nachfolgers wie eine Kapitulation vor der laizistischen Schulgesetzgebung vor. Sehr interessant hat J. Sch. die praktischen Folgen dieser Haltung an den Schulen von Schmitten, Bösingen und Giffers illustriert. Trotz der regen gesetzgeberischen Tätigkeit auf dem Gebiete des Unterrichtswesens, macht der Verfasser die Feststellung, daß die Schule im deutschen Bezirk unter dem liberalen Regime materiell und moralisch Schaden gelitten hat.

Bernardin Wild widmet einen Aufsatz den *Bruderschaften an der ehemaligen Augustinerkirche St. Moritz zu Freiburg*. In einem kurzen und klaren Längsschnitt führt uns diese verdienstvolle Arbeit durch die Geschichte des Bruderschaftswesens an der ehemaligen Freiburger Augustinerkirche vom ausgehenden Mittelalter bis hinauf ins 19. Jahrhundert. Der Verfasser leistet damit nicht nur einen bedeutsamen Beitrag zur Geschichte des Freiburger Augustinerkonvents, sondern auch zur Geschichte des religiösen Volkslebens in der Stadt Freiburg. Es gelingt B. W., nicht weniger als 11 Bruderschaften festzustellen, von denen einzelne weit über tausend Mitglieder aus allen Schichten des Volkes zählten und erbringt so den Beweis, wie sehr die Freiburger Augustiner mit dem Volke von Stadt und Land verwachsen waren. Wer sich mit der Geschichte der Freiburger Augustiner

beschäftigen will, findet in dieser kurzen Studie eine Menge wertvoller Anregungen und interessanter Gesichtspunkte.

Ein weiterer Beitrag von Heinrich Emmerich trägt den Titel : *Froideville. Die Geschichte eines ehemaligen Klostergutes.* Der Verfasser schildert das ehemalige Klostergut der Cisterzienser von Hauterive in seiner Entwicklung als Grangie, Pacht- und Gutshof. Damit ist Froideville als typischer Cisterzienserhof gekennzeichnet, spiegelt er doch deutlich die verschiedenen Epochen wieder, welche die Geschichte der cisterziensischen Klosterwirtschaft in der Folge der Jahrhunderte durchlaufen hat. Schade, daß der Verfasser diese Feststellung nicht besser zu Nutzen gezogen hat. Es wäre sicher wertvoll gewesen, wenn die Geschichte dieses typischen Cisterzienserhofes besser mit Hauterive verknüpft worden wäre. Die verschiedenen Angaben über die einzelnen Pächter machen die Arbeit vor allem familiengeschichtlich interessant. Auch die genauen Nachrichten über die Pachtverhältnisse, die detaillierten Angaben über die Höhe der Zinsen, Zehnten und sonstigen Lasten sind wirtschaftlichtsgeschichtlich überaus wertvoll.

Den Abschluß der vielseitigen Nummer bildet die Studie von Abraham Horodisch : *Ein unbekannter Bibliophile aus dem Anfang des* 16. *Jahrhunderts : der Augustiner Hieronymus Candelphius (Gandelfing).* Mit wissenschaftlich einwandfreier Methode gelingt es A. H., die zerstreuten Bestände von Gandelfings wertvoller Bibliothek neu zusammenzustellen. Die genaue Beschreibung der bibliophil bemerkenswerten Einbände hebt die Arbeit über das rein lokale Interesse hinaus und sie bietet einen willkommenen Beitrag zur Einbandgeschichte im südwestdeutschen Kulturkreis zu Beginn des 16. Jahrhunderts. Wertvoll ist das methodisch sauber zusammengestellte Verzeichnis der Bücher mit genauer Angabe aller handschriftlichen Eintragungen. Die paar biographischen Streiflichter, die der Verfasser aus diesen handschriftlichen Notizen zusammenträgt, sind zwar sehr interessant, doch ist es schade, daß es ihm nicht glückt, die Persönlichkeit Gandelfings schärfer zu umreißen und aus dem Kreis bloßer Vermutungen herauszutreten. Ein kurzes, aufmerksames Durchgehen des 1744 zu Würzburg gedruckten Werkes von M. F. A. Höhn, « Chronologia Provinciae Rheno-Suevicae » hätte dazu genügt. Darin ist nämlich Seite 150, 151 und 156 die Rede von Hieronymus Candelphius, und zwar ist dieser Mann kein Geringerer als der Prior von Konstanz und einer der Generaldefinitoren des Augustinerordens. 1515 begibt er sich mit dem aus Freiburg i. Ue. stammenden P. Konrad Treger ans Generalkapitel nach Ariminum, um da mit dem General über den Stand des Ordens in Deutschland zu verhandeln. Dank dieser Feststellung wäre es nicht nur gelungen, Candelphius genau zu lokalisieren, sondern es hätten sich dem Verfasser auch manche neue Gesichtspunkte ergeben müssen, besonders für die Untersuchung, wie die Bücherei Gandelfings nach Freiburg i. Ue. kam. Es ist sicher unzutreffend, wenn man annimmt, Candelphius habe seine letzten Jahre in Freiburg verbracht (S. 100). Seine Bibliothek scheint vielmehr auf Umwegen über Konrad Treger in den Besitz des Freiburger Augustinerklosters gelangt zu sein. Treger hatte nämlich als Provinzial der rheinisch-schwäbischen Provinz (von 1518 bis 1543) sehr enge Beziehungen mit dem Augustiner-

kloster Konstanz, war in den zwanziger Jahren des 16. Jahrhunderts mehrmals selber dort und verhandelte mit dem Rat über den Weiterbestand des Klosters. Es wurde aber 1529 trotzdem aufgehoben. Ungefähr 1523 muß Gandelfings Bibliothek in den Privatbesitz von Dr. Konrad Treger gekommen sein, der sie dann bei seiner Rückkehr nach Freiburg zu Anfang des Jahres 1525 in sein Mutterkloster mitnahm. (Über Treger vgl. E. A. Haller, in Monatsrosen des schweizerischen Studentenvereins 1896, S. 280-286, 321-335, 390-396, ferner N. Paulus, Der Augustinermönch Johannes Hoffmeister, Freiburg i. Br. 1891, S. 145 ff.) Auch das Testament Tregers im Freiburger Staatsarchiv, Ratsmanual 60, 1543, Januar 15., das dem Verfasser wahrscheinlich nicht bekannt ist, weist auf die gleichen Zusammenhänge hin. Darin ist nämlich vom Büchernachlaß Tregers die Rede, den man in Ehren und beieinander halten möge ; zudem sollten « die unzugebundenen bůcher ingebunden werden », damit so « gemelts herrn säligen lesten willen » erfüllt werde. Aus dieser Notiz hätte sich dem Verfasser sicher ein Anhaltspunkt ergeben können für die Lokalisierung wenigstens einzelner der 12 Werkstätten, in denen nach des Autors Untersuchungen die Einbände hergestellt wurden. Trotz dieser Mängel, die bei etwas gründlicherem Forschen leicht hätten vermieden werden können, bleibt die Arbeit überaus beachtenswert.

So bietet der Band XXXVIII der Freiburger Geschichtsblätter eine stattliche Reihe wirklich wertvoller Beiträge zur Geschichte der engen und weitern Heimat, die nicht nur bei den Fachgelehrten, sondern auch bei vielen andern geschichtsbeflissenen Lesern Beachtung finden werden.

Hans Wicki.

Dr. P. Ignaz Hess : Die Kunst im Kloster Engelberg. 4. 5. u. 6. Heft der Sammlung *Schriften zur Heimatkunde von Engelberg*, 1946, 136 S. Selbstverlag des Verfassers. Stiftdruckerei Engelberg.

Le P. Ignace Hess, archiviste et jadis professeur d'esthétique au collège d'Engelberg, a réuni dans ce petit volume une série d'articles parus dans les *Titlis-Grüsse*, revue destinée aux amis et anciens élèves du couvent ; mais elle paraît maintenant enrichie d'illustrations supplémentaires.

L'auteur a divisé son travail en 3 parties : *a*) l'architecture ; *b*) les arts plastiques, avec de nombreuses pages sur le célèbre crucifix du XIII^e^ siècle conservé à la sacristie et dans lequel le P. Ignace incline à voir l'œuvre de l'abbé Henri (1197-1223) ; *c*) la peinture, à commencer par ce qu'il appelle la *Buchmalerei*, soit les beaux manuscrits dont s'enorgueillit à juste titre la bibliothèque du couvent, puis la peinture proprement dite (*Tafelmalerei*) et enfin les vitraux.

Le P. Ignace s'est placé, ainsi qu'il le précise lui-même au début, davantage au point de vue de l'histoire de l'art que de l'histoire tout court. On trouvera cependant dans ce petit volume nombre de renseignements, précieux pour les historiens, sur les différentes étapes de la construction du couvent, de l'église et du collège, puis sur les calligraphes qui, au XII^e^ siècle, ont écrit et orné les splendides manuscrits qui ont heureusement

échappé aux deux incendies de 1306 et de 1729, soit avant tout ceux de l'époque de l'abbé Frowin, conservés au nombre de 36 et dont notre auteur s'occupe longuement.

Les amis du couvent et ses visiteurs seront heureux d'avoir dans cette plaquette, très abondamment illustrée, l'inventaire détaillé et commenté *con amore* des trésors artistiques que l'abbaye d'Engelberg est heureuse de posséder.

L. Wæber.

Katholisches Missionsjahrbuch der Schweiz 1946. 13. Jahrg. 26. Jahrbuch des akademischen Missionsbundes, Univ. Freiburg i. d. Schw. Selbstverlag. 95 Seiten.

Der vorliegende Jahrgang ist dem Thema : Gnade in der Mission gewidmet und behandelt eine Reihe von Gegenständen, die hier Erwähnung finden mögen. Zunächst sei hingewiesen auf den statistischen Überblick von L. Bossens : Les Ordres contemplatifs dans les pays des Missions. Mag auch die Zusammenstellung nach dem eigenen Geständnis des Verfassers nicht ganz lückenlos sein, so bietet diese Übersicht doch ein aufschlußreiches und eindrucksvolles Bild von den klösterlichen Niederlassungen in den Missionsgebieten. In seinem Aufsatz über Gnadenwunder in der Missionsgeschichte bezeichnet es P. Laurenz Kilger, selbst ein mehrfach verdienter Forscher, nicht von ungefähr als eine der schwersten und heikelsten Aufgaben der missionsgeschichtlichen Forschung und Darstellung, « gerade das übernatürliche Element im Verlauf der Missionsgeschichte zu erfassen und zu schildern ». Man wird vor allem seinen Darlegungen über die Entwicklung seit dem 13. Jahrhundert Beachtung schenken. Mit Interesse begegnet man den recht zahlreichen Namen der 1945 ausgesendeten Schweizer Missionäre (33 Priester, 13 Brüder, 5 Schwestern). Endlich soll die von Johann Beckmann, dem trefflichen Kenner der Missionsgeschichte, beigesteuerte und auf breiter Grundlage aufgebaute Missionsbibliographie der katholische Schweiz gebührend hervorgehoben werden. Das Missionsjahrbuch ist übrigens, dank seiner anregenden Form, gut geeignet, das Interesse für die Missionen auch in weitere Kreise zu tragen.

O. Vasella.

Anmerkung der Redaktion. Eine Reihe von Besprechungen mußten leider wegen Raummangel zurückgestellt werden.